



Das Grauen im Museum

von H. P. Lovecraft
und anderen
Phantastische Bibliothek
suhrkamp
taschenbuch

DAS GRAUEN IM MUSEUM von Hazel Heald und H. P. Lovecraft

Eigentlich hatte Stephen Jones nur aus Langeweile und Neugier Rogers' Museum aufgesucht. Jemand hatte ihm von den seltsamen unterirdischen Räumlichkeiten an der Southwark Street auf der anderen Seite des Flusses erzählt, in denen Wachsfiguren ausgestellt wurden, die angeblich viel schrecklicher waren als selbst die schlimmsten Bildwerke in Madame Tussaud's Wachsfigurenkabinett, und so war er an einem Apriltag hineingegangen, durchaus auf eine Enttäuschung gefaßt. Seltsamerweise war er dann doch nicht enttäuscht gewesen. Die Sammlung hatte eine eigene Note. Natürlich waren auch hier die üblichen blutrünstigen Gemeinplätze vertreten - Landru, Dr. Crippen, Madame Demers, Rizzio, Lady Jane Grey, zahllose verstümmelte Opfer von Krieg und Revolution und Ungeheuer wie Gilles de Rais und der Marquis de Sade -, aber es gab auch andere Ausstellungsstücke, die ihn rascher atmen ließen und ihn bewogen, bis zum Klingeln der Glocke dazubleiben. Der Mann, der diese Sammlung zusammengestellt hatte, konnte kein gewöhnlicher Geschäftemacher sein. Manche Sachen verrieten Phantasie, ja sogar eine Art makabre Genialität.

Später erfuhr er mehr über George Rogers. Der Mann war früher bei Tussaud's angestellt gewesen, dann aber wegen irgendwelcher Mißhelligkeiten entlassen worden. Man munkelte über seinen Geisteszustand und erzählte sich Geschichten von seltsamen Geheimriten, denen er angeblich anhing, obwohl in letzter Zeit sein Erfolg manche seiner Kritiker zum Schweigen gebracht hatte, während andere sich nur noch bestätigt fühlten. Die Teratologie und Ikonographie des Alptraums waren seine Steckenpferde, doch war er klug genug, einige seiner schlimmsten Bildwerke in einem nur für Erwachsene zugänglichen Alkoven zu verstecken. Dieser Alkoven war es, der Jones so sehr fasziniert hatte. Es gab da unförmige Zwitterwesen, wie sie nur die Phantasie gebären konnte, mit teuflischer Geschicklichkeit modelliert und grausig lebensecht koloriert.

Einige davon waren Gestalten eines bekannten Mythos -Gorgonen, Chimären, Drachen, Zyklopen und all ihre schauerhaften Gattungsgenossen. Andere entstammten dunkleren, verschwiegeneren Zyklen unterirdischer Legenden - der schwarze, formlose Tsathoggua, der tentakelreiche Ktuluh, das Rüsselwesen Chaugnar Faugn und andere lästerliche Wesen aus verbotenen Büchern wie dem Necronomicon, dem Buch Eibonoder den Unaussprechlichen Kultendes von Junzt. Die schlimmsten waren jedoch Eigenschöpfungen von Rogers und stellten Wesen dar, vor deren Beschreibung auch die ältesten Geschichten zurückschreckten. Bei einigen handelte es sich um grauenhafte Zerrbilder bekannter Erscheinungsformen organischen Lebens, während andere den Fieberträumen fremder Planeten und Galaxien zu entstammen schienen. Einige davon könnte man andeutungsweise in den phantastischsten Gemälden von Clark Ashton Smith wiederfinden, doch nichts vermöchte den Effekt durchdringenden, abscheulichen Grauens anzudeuten, der durch die riesigen Ausmaße und dämonisch vollkommene handwerkliche Ausführung sowie durch die ungeheuer raffinierte Beleuchtung hervorgerufen wurde, in der die Figuren ausgestellt wurden.

Stephen Jones, der sich beiläufig schon immer für das Bizarre in der Kunst interessiert hatte, hatte Rogers in seinem muffigen Büro, das zugleich als Werkstatt diente, hinter den Museumsgewölben aufgesucht — einer schauerlichen, dämmrigen Krypta, deren einzige Lichtquellen schmale, waagrechte Fenster in der Ziegelmauer waren, auf einer Höhe mit dem uralten Kopfsteinpflaster eines versteckten Hinterhofes. Hier wurden die Figuren ausgebessert, und hier waren auch einige von ihnen entstanden. Wächserne Arme, Beine, Köpfe und Rümpfe lagen in groteskem Durcheinander auf verschiedenen Werkbänken, während verfilzte Perücken, gefährlich wirkende Zähne und glotzende Glasaugen über lange, hohe Regalbretter verstreut waren. Alle Arten von Kostümen hingen an Haken, und in einer Nische lagerten große Stapel fleischfarbener Wachsblöcke sowie Farbbüchsen und Pinsel jeder erdenklichen Sorte. In der Mitte des Raumes stand ein großer Schmelzofen für das Wachs, über dessen Brennkammer ein riesiger Eisenkessel beweglich aufgehängt war, so daß man das geschmolzene Wachs mühelos ausgießen konnte.

Andere Dinge in der trostlosen Krypta waren nicht so einfach zu beschreiben — Teile rätselhafter Gestalten, die zusammengesetzt Phantome wie aus einem Delirium ergeben mußten. An einem Ende war eine schwere Holztür, auf deren ungewöhnlich großes Schloß ein seltsames Symbol gemalt war. Jones, der früher einmal das gefürchtete Necronomicon in der Hand gehabt hatte, schauderte unwillkürlich, als er dieses Symbol erkannte. Dieser Schausteller, so überlegte er, mußte wahrhaftig ein Mensch mit erstaunlich umfassenden Kenntnissen auf allen möglichen dunklen und zweifelhaften Gebieten sein.

Auch das Gespräch mit Rogers enttäuschte ihn nicht. Der Mann war groß, schlank und ziemlich ungepflegt und hatte große schwarze Augen, die aus einem bleichen, unrasierten Gesicht hervorbrannten. Er war nicht ungehalten über Jones' Eindringen, sondern schien eher froh, eine Gelegenheit zu haben, sich mit einem interessierten Menschen zu unterhalten. Seine Stimme war ungewöhnlich tief und klangvoll und von einer unterdrückten Intensität, die ans Fieberhafte grenzte. Kein Wunder, dachte Jones, daß so viele ihn für verrückt gehalten hatten.

Bei jedem seiner Besuche - und diese Besuche wurden ihm mit der Zeit zur Gewohnheit - hatte Jones Rogers mitteilbarer und vertraulicher gefunden. Von Anfang an hatte es Andeutungen über sonderbare Religionen und Praktiken von seiten des Schaustellers gegeben, und später wurden aus den Andeutungen richtige Erzählungen, deren Extravaganz trotz einiger bestätigender Fotografien beinahe komisch war. Es war irgendwann im Juni, an einem Abend, an dem Jones eine Flasche guten Whiskeys mitgebracht hatte und seinem Gastgeber immer wieder großzügig nachschenkte, als dieser zum erstenmal ausgesprochen wirres Zeug daherredete. Er hatte auch schon vorher die abenteuerlichsten Geschichten vom Stapel gelassen - Berichte über geheimnisvolle Reisen nach Tibet, ins Innere Afrikas, in die arabische Wüste, ins Tal des Amazonas, nach Alaska und zu gewissen kaum bekannten Eilanden im Südpazifik, und er hatte auch behauptet, so monströse und halb sagenhafte Bücher wie die prähistorischen Pnakotischen Fragmente und die Dhol-Gesänge gelesen zu haben, die dem böartigen, nichtmenschlichen Leng

zugeschrieben werden, aber nichts von alledem war so unverkennbar wahnsinnig gewesen wie das, was an diesem Abend aus Rogers hervorbrach, nachdem der Whiskey ihm die Zunge gelöst hatte.

Rogers erging sich in prahlerischen Andeutungen, er habe gewisse Dinge in der Natur gefunden, auf die vor ihm noch niemand gestoßen sei, und auch greifbare Beweise für diese Entdeckungen mitgebracht. Seinen weitschweifigen Erzählungen zufolge war er in der Deutung der obskuren urzeitlichen Bücher, die er studierte, weiter gekommen als jeder andere; diese Bücher hätten ihm den Weg zu gewissen entlegenen Orten gewiesen, an denen seltsame Wesen im Verborgenen überlebt hätten, Wesen aus Epochen und Lebenszyklen vor Anbeginn der Menschheit und in einigen Fällen mit Verbindungen zu anderen Dimensionen und anderen Welten, zu denen in den vergessenen vormenschlichen Zeiten regelmäßige Beziehungen bestanden hätten. Jones staunte über die Phantasie, die solche Ideen hervorbringen konnte, und fragte sich, wie wohl Rogers' geistige Geschichte verlaufen sein mochte. War seine Arbeit inmitten der grotesken Figuren von Madame Tussaud's der Beginn seiner Flucht in die Phantasie gewesen, oder war die Neigung angeboren und seine Berufswahl nur eine ihrer Erscheinungsformen? Auf jeden Fall bestand ein enger Zusammenhang zwischen der Arbeit des Mannes und seinen Ideen. Es war nicht zu übersehen, worauf er mit seinen dunklen Andeutungen über die alptraumhaften Monstrositäten in dem nur für Erwachsene zugänglichen Alkoven hinauswollte. Ohne die geringste Befürchtung, sich lächerlich zu machen, ließ er durchblicken, daß nicht alle diese dämonischen Spottgeburten künstlich angefertigt seien. Jones' unverhohlene Skepsis und Erheiterung über diese unverantwortlichen Behauptungen störten schließlich das zunehmend herzliche Verhältnis. Rogers, so viel war klar, nahm sich selbst sehr ernst, denn er wurde jetzt reizbar und mürrisch und empfing Jones nur noch, weil er es sich in den Kopf gesetzt hatte, dessen Mauer urbaner und selbstgefälliger Ungläubigkeit zu durchbrechen. Die abenteuerlichen Geschichten und Andeutungen von Riten und Opfern an namenlose alte Götter gingen weiter, und hin und wieder führte Rogers seinen Gast zu einer der Schreckgestalten in dem abgeschirmten Alkoven und zeigte ihm Merkmale, die kaum von Menschenhand herrühren konnten. Jones setzte aus schierer Faszination seine Besuche fort, obwohl er wußte, daß er die Achtung seines Gastgebers verloren hatte. Ab und zu versuchte er, Rogers dadurch bei Laune zu halten, daß er irgendeiner verrückten Andeutung oder Behauptung zustimmte, aber der hagere Schausteller ließ sich durch solche Winkelzüge nur selten täuschen.

Im September erreichte die Spannung dann einen Höhepunkt. Jones war eines Nachmittags ins Museum gekommen und schlenderte durch die düsteren Korridore, mit deren Schrecknissen er jetzt so vertraut war, als er ungefähr aus der Richtung von Rogers' Werkstatt ein sehr merkwürdiges Geräusch vernahm. Auch andere hörten es und erschrecken, als die Echos durch die weitläufigen Kellergewölbe hallten. Die drei Wärter wechselten merkwürdige Blicke, und einer von ihnen, ein dunkler, schweigsamer, ausländisch wirkender Bursche, der Rogers bei Reparaturen und beim Entwurf neuer Gestalten zur Hand ging, lächelte auf eine Weise, die seine Kollegen zu verwirren schien und Jones gegen den Strich ging. Es war das Jaulen oder Heulen

eines Hundes, und es war ein Laut, wie er nur durch äußerste Angst und Qual ausgelöst werden konnte. In dieser grotesken Umgebung wirkte er doppelt schauerlich. Jones erinnerte sich, daß Hunde nicht in das Museum durften. Er wollte gerade zu der Tür gehen, die in die Werkstatt führte, als der dunkle Wärter ihn durch Zuruf und Geste zurückhielt. Mr. Rogers, so sagte der Mann mit leiser Stimme, die zugleich entschuldigend und überheblich klang, sei ausgegangen, und er habe Anweisung, während seiner Abwesenheit niemanden in die Werkstatt zu lassen. Das Jaulen sei zweifellos aus dem Hof hinter dem Museum gekommen. In dieser Gegend gebe es viele Straßenkötter, die oft lautstarke Kämpfe untereinander austrügen. Im Museum gebe es nirgends Hunde, falls aber Mr. Jones Mr. Rogers sprechen möchte, könne er dies kurz vor der Schließung des Museums tun. Jones stieg daraufhin die alten Steinstufen zur Straße hinauf und nahm die Nachbarschaft in Augenschein. Die windschiefen, halb verfallenen Gebäude - einstige Wohnhäuser, die jetzt zum größten Teil in Läden und Lagerhäuser umgewandelt waren - waren in der Tat sehr alt. Manche von ihnen hatten noch Giebel aus der Tudorzeit, und über der ganzen Gegend hing ein unangenehmer Geruch. Neben dem schmuddeligen Haus, in dessen Kellergeschoß sich das Museum befand, war ein niedriger Bogengang, der von einer dunklen, gepflasterten Gasse gekreuzt wurde, und in diese bog Jones ein, in der vagen Hoffnung, den Hof hinter der Werkstatt zu finden und die Sache klären zu können. Der Hof war zu dieser späten Nachmittagsstunde dämmrig, denn er war auf allen Seiten von Häuserrückseiten umschlossen, die noch häßlicher und bedrohlicher waren als die abbröckelnden Fassaden der alten Häuser. Hund war keiner zu sehen, und Jones fragte sich, wie es möglich war, daß eine solche Rauferei keinerlei Spuren hinterlassen haben sollte.

Trotz der Behauptung des Wärters, es gebe im Museum selbst keine Hunde, sah Jones nervös auf die drei schmalen Fenster der Werkstatt im Kellergeschoß - schmale, waagerechte Rechtecke, dicht an dem Pflaster, aus dessen Fugen Gras hervorwuchs, mit halbblinden Scheiben, die widerwärtig waren wie die Augen toter Fische. Links von den Fenstern führte eine Treppe zu einer fensterlosen, schwer verriegelten Tür. Einem plötzlichen Impuls folgend, ging er auf dem feuchten, holprigen Pflaster in die Hocke und versuchte, durch die Fenster in die Werkstatt zu schauen. Die Scheiben waren stark verschmutzt, aber als er sie mit seinem Taschentuch abrieb, sah er, daß die Vorhänge drinnen nicht zugezogen waren. Es war so dunkel im Keller, daß von außen nicht viel zu sehen war, aber hin und wieder tauchten einige der grotesken Utensilien gespenstisch aus der Dämmerung auf, als Jones nacheinander durch jedes der Fenster sah. Anfangs schien es ihm, als ob niemand in der Werkstatt sei, doch als er durch das Fenster ganz rechts schaute - dasjenige, das der Gasse, durch die er gekommen war, am nächsten war -, sah er am anderen Ende ein Licht glimmen, das ihn vor ein Rätsel stellte. An dieser Stelle hätte überhaupt kein Licht sein dürfen. Es war eine Innenwand, und er konnte sich nicht erinnern, dort irgendeine Gas- oder elektrische Lampe gesehen zu haben. Bei genauerem Hinsehen erwies sich das Glimmen als ein großes, senkrechttes Rechteck, und das brachte ihn auf einen Gedanken. An dieser Stelle mußte sich die

schwere Holztür mit dem riesigen Schloß befinden, die Tür, die stets verschlossen war und über der das kryptische Symbol aus den fragmentarischen Schriften verbotener uralter Magie sich befand. Sicher war die Tür diesmal offen, und der Raum, in den sie führte, war beleuchtet. Mehr noch als sonst beunruhigte ihn jetzt die Frage, wohin diese Tür führte und was hinter ihr liegen mochte.

Jones wanderte bis kurz vor sechs Uhr ziellos durch das öde Viertel und kehrte dann zum Museum zurück, um nach Rogers zu fragen. Er wußte selbst nicht, warum er den Mann ausgerechnet an diesem Tage unbedingt sprechen wollte, aber sicherlich hatte er unbewußte Ahnungen wegen des schrecklichen hundeähnlichen Schreis am Nachmittag und wegen des Lichtschimmers hinter der verwirrenden und normalerweise verschlossenen Tür mit dem schweren Schloß. Die Wärter gingen gerade heim, als er ankam, und er hatte den Eindruck, daß Orabona, der dunkle ausländisch wirkende Wärter, ihn mit verschlagener, unterdrückt spöttischer Miene ansah. Dieser Blick gefiel ihm gar nicht, obwohl er oft beobachtet hatte, daß der Wärter seinen Arbeitgeber auf die gleiche Weise ansah.

Der Hauptsaal des Museums lag in gespenstischer Verlassenheit da, aber er durchschritt ihn rasch und klopfte an die Tür der Werkstatt. Es wurde ihm längere Zeit nicht geöffnet, obwohl er drinnen Schritte hörte. Nachdem er ein zweites Mal angeklopft hatte, rasselte jedoch das Schloß, und das uralte, in sechs Paneele geteilte Portal knarrte, öffnete sich widerstrebend und ließ die gebückte Gestalt von George Rogers sichtbar werden. Jones sah auf den ersten Blick, daß der Schausteller in einer ungewöhnlichen Stimmung war. Seine Begrüßung war durch eine seltsame Mischung aus Widerstreben und Triumph gekennzeichnet, und er lenkte das Gespräch unverzüglich auf die schauerlichsten und unglaublichsten Dinge.

Überlebende alte Götter - unaussprechliche Opfer - die Herkunft der Figuren in dem Alkoven, die nicht künstlich waren - all die üblichen Prahlereien, diesmal allerdings in einem besonders vertraulichen Ton vorgebracht. Offensichtlich, so überlegte Jones, nahm der Wahnsinn des armen Kerls immer schlimmere Formen an. Von Zeit zu Zeit warf Rogers einen verstohlenen Blick auf die schwere, verschlossene Innentür am Ende des Raumes und auf ein Stück Rupfen, das nicht weit von ihr auf dem Boden lag und offenbar irgendeinen kleinen Gegenstand verhüllte. Jones wurde immer unruhiger und hatte immer weniger Lust, über die seltsamen Vorkommnisse des Nachmittags zu reden.

Rogers' dröhnende Grabesstimme brach fast unter der Erregung seines fieberhaften Gefasels.

»Wissen Sie noch«, rief er, »was ich Ihnen über diese Ruinenstadt in Indochina erzählt habe, in der die Tcho-Tchos lebten ? Sie mußten zugeben, daß ich dort gewesen war, als Sie die Fotos sahen, obwohl Sie der Ansicht waren, ich hätte den länglichen Schwimmer im Dunkeln aus Wachs geformt. Aber wenn Sie wie ich gesehen hätten, wie er sich in den unterirdischen Tümpeln wand...

Doch das hier ist noch größer. Ich habe Ihnen nie davon erzählt, weil ich erst noch die letzten Einzelheiten klären wollte, bevor ich irgendwelche Behauptungen aufstelle. Wenn Sie sich die Fotos ansehen, werden Sie zugeben müssen, daß man eine solche Umgebung nicht nachmachen kann, und ich glaube, ich kann noch auf eine andere

Art beweisen, daß Es keine Wachsfigur aus meiner Werkstatt ist. Sie haben Es nie gesehen, denn wegen der Experimente konnte ich Es nie ausstellen.«

Der Schausteller warf einen sonderbaren Blick auf die verschlossene Tür.

»Es kommt alles aus dem langen Ritual im achten Pnakotischen Fragment. Als ich es entziffert hatte, sah ich, daß es nur eine Bedeutung haben konnte. Es gab da Wesen im Norden, bevor das Land Lomar, ja bevor die Menschheit existierte, und das war eines davon. Wir mußten bis nach Alaska und von Fort Morton aus bis nach Notak fahren, aber das Ding war tatsächlich da. Riesige, zyklische Ruinen, mehrere Hektar davon. Es war weniger übrig, als wir gehofft hatten, aber was kann man nach drei Millionen Jahren erwarten? Und hatten uns die Eskimo-Legenden nicht in die richtige Richtung geführt? Wir konnten keinen der Tölpel dazu überreden, mit uns zu gehen, und mußten mit dem Schlitten bis nach Nome zurückfahren, um Amerikaner zu bekommen. Orabona war in dem Klima zu nichts zu gebrauchen - er war widerspenstig und mürrisch.

Ich erzähle Ihnen später, wie wir Es gefunden haben. Als wir das Eis aus den Pfeilern der zentralen Ruine gesprengt hatten, lag die Treppe genauso vor uns, wie wir es erwartet hatten. Es waren noch ein Paar Reliefs erhalten, und so hatten wir keine Schwierigkeiten, die Yankees davon abzuhalten, uns zu folgen. Orabona zitterte wie Espenlaub, man würde es nicht für möglich halten, wenn man sieht, wie arrogant er hier immer herumstolziert. Er wußte genug von den alten Sagen, um tüchtig Angst zu haben. Das ewige Licht war nicht mehr da, aber unsere Fackeln zeigten uns genug. Wir sahen die Gebeine von anderen, die vor uns hier waren - in unvordenklichen Zeiten, als das Klima noch warm war. Manche dieser Gebeine stammten von Wesen, die wir uns nicht einmal vorstellen konnten. Auf der dritten Ebene unten fanden wir den Elfenbeinthron, von dem in den Fragmenten so oft die Rede war, und ich kann Ihnen sagen, daß er nicht leer war.

Das Wesen auf dem Thron rührte sich nicht, und da wußten wir, daß Es die Nahrung eines Opfers brauchte. Aber wir wollten Es noch nicht aufwecken. Wir wollten Es lieber erst nach London schaffen. Orabona und ich holten die große Kiste von der Oberfläche, aber als wir sie gepackt hatten, zeigte sich, daß wir nicht in der Lage waren, sie die drei Treppen hinaufzuschaffen. Die Stufen waren nicht für Menschen gemacht, sie waren einfach zu hoch. Außerdem war die Kiste verteufelt schwer. Wir mußten die Amerikaner hinunterschicken. Sie waren nicht scharf darauf, in die Tiefen hinunterzusteigen, aber das Schlimmste war ja sicher in der Kiste verpackt. Wir erzählten ihnen, es seien ein paar Elfenbeinschnitzereien, archäologisches Zeug; nachdem sie den Elfenbeinthron gesehen hatten, glaubten sie uns wahrscheinlich sogar. Es ist ein Wunder, daß sie nicht auf den Gedanken kamen, wir hätten einen versteckten Schatz gefunden, und einen Anteil verlangten. Hinterher müssen sie die sonderbarsten Geschichten in Nome erzählt haben; ich bezweifle aber, daß sie noch einmal zu den Ruinen zurückgekehrt sind, obwohl dort noch der Elfenbeinthron war.«

Rogers machte eine Pause, suchte etwas auf seinem Schreibtisch und brachte einen Umschlag mit großformatigen fotografischen Abzügen zum Vorschein. Er nahm einen heraus und legte ihn mit der Vorderseite nach unten vor sich auf den Tisch,

während er die übrigen Jones reichte. Es waren tatsächlich seltsame Aufnahmen: eisbedeckte Berge, Hundeschlitten, Männer in Pelzen und riesige Ruinen vor einem Schneehintergrund, Ruinen, deren bizarre Umrisse und gewaltige Steinblöcke keiner vernünftigen Erklärung zugänglich waren. Auf einer Blitzlichtaufnahme war ein unglaublicher Innenraum mit fremdartigen Reliefs und einem seltsamen Thron zu sehen, dessen Proportionen nicht für einen Menschen bestimmt sein konnten. Die Reliefs auf den gigantischen Mauern waren überwiegend symbolisch und bestanden sowohl aus unbekanntem Ornamenten als auch aus gewissen Hieroglyphen, über die in blasphemischen Legenden dunkle Andeutungen gemacht werden. Über dem Thron prangte dasselbe schreckliche Symbol, das jetzt über der verschlossenen Holztür auf die Wand der Werkstatt gemalt war. Jones warf einen nervösen Blick auf das verschlossene Portal. Rogers, so viel standfest, war an seltsamen Orten gewesen und hatte seltsame Dinge gesehen. Doch diese verrückte Innenaufnahme konnte ohne weiteres eine Fälschung sein, vielleicht eine Aufnahme von einem phantasievollen Bühnenbild. Man durfte nicht zu leichtgläubig sein, aber Rogers fuhr fort:

»Also wir verschickten die Kisten von Nome aus und gelangten ohne Zwischenfall nach London. Es war das erste Mal, daß wir etwas mitbrachten, bei dem die Möglichkeit bestand, Es ins Leben zurückzuholen. Ich stellte Es nicht aus, weil ich Wichtigeres damit vorhatte. Es brauchte Nahrung in Form eines Opfers, denn es war ein Gott. Natürlich konnte es sich dabei nicht um ein Opfer handeln, wie Er es zu Seiner Zeit bekommen hatte, denn solche Wesen existieren heute nicht mehr. Aber es gab andere Wesen, die genauso gut waren. Blut ist Leben, müssen Sie wissen. Selbst die Lemuren und Elementargeister kommen hervor, wenn ihnen unter den richtigen Bedingungen das Blut von Menschen oder Tieren geopfert wird.«

Der Ausdruck auf dem Gesicht des Erzählers wurde immer beunruhigender, so daß Jones sich unbehaglich auf seinem Stuhl wand. Rogers schien die Nervosität seines Gastes zu bemerken und fuhr mit einem besonders böartigen Lächeln fort.

»Das war letztes Jahr, daß ich Es bekam, und seither habe ich es ständig mit Riten und Opfern versucht. Orabona war keine große Hilfe, denn er war immer dagegen, daß man Es aufweckt. Er haßt Es - wahrscheinlich, weil er Angst hat, was Es bedeuten wird. Er trägt ständig eine Pistole bei sich, um sich zu schützen -dieser Narr, als ob er sich gegen Es schützen könnte! Wenn er jemals diese Pistole ziehen sollte, erwürge ich ihn. Er wollte Es töten und es in Wachs nachbilden, aber ich bin bei meinem Plan geblieben, und ich werde Erfolg haben, trotz all dieser Feiglinge wie Orabona und dem spöttischen Grinsen von Skeptikern wie Ihnen, Jones! Ich habe die Riten zelebriert und bestimmte Opfer gebracht, und letzte Woche kam die entscheidende Wende. Das Opfer wurde angenommen!«

Rogers leckte sich die Lippen, während Jones unnatürlich steif dasaß. Der Schausteller erhob sich und ging durch den Raum zu dem Stück Rupfen, zu dem er so oft hingesehen hatte. Er bückte sich, packte den Fetzen an einer Ecke und sprach weiter.

»Sie haben jetzt genug über meine Arbeit gelacht. Jetzt ist es Zeit, daß Sie ein paar Fakten vorgelegt bekommen. Orabona hat mir erzählt. Sie haben heute nachmittag hier einen Hund jaulen hören. Wissen Sie, was das bedeutete?«

Jones starrte ihn an. Bei aller Neugier wäre er froh gewesen, das Kellergewölbe verlassen zu können, ohne irgend etwas über den Punkt zu erfahren, der ihn vorher so interessiert hatte. Aber Rogers war unerbittlich und begann, das Stück Rupfen hochzuheben. Darunter lag eine zermalnte, beinahe formlose Masse, die Jones nicht zu bestimmen wußte. Handelte es sich um ein einstmals lebendes Wesen, das auf irgendeine Art plattgepreßt, seines Blutes beraubt, an tausend Stellen durchlöchert und zu einer breiigen Masse zerstampft worden war? Doch es dauerte nicht lange, und Jones wußte, worum es sich handeln mußte. Es waren die Überreste eines Hundes, eines wahrscheinlich ziemlich großen Hundes von weißlicher Farbe. Seine Rasse war nicht mehr zu erkennen, denn er war auf die unaussprechlichste und gräßlichste Weise verstümmelt worden. Die Haare waren zum größten Teil abgesengt, wie durch die Wirkung einer besonders scharfen Säure, und die nackte, blutleere Haut war mit zahllosen kreisförmigen Wunden oder Einstichen übersät. Welche Art der Folter notwendig war, um solche Entstellungen herbeizuführen, überstieg Jones' Vorstellungsvermögen.

In einer Empörung, die seinen wachsenden Abscheu noch übertraf, sprang Jones wie elektrisiert auf.

»Sie verdammter Sadist - Sie Wahnsinniger - Sie vollbringen eine solche Greuelthat und wagen es noch, zu einem anständigen Menschen darüber zu sprechen!«

Rogers ließ den Rupfen mit einem bössartigen Grinsen fallen und stellte sich seinem Gast entgegen. Seine Worte waren unnatürlich ruhig.

»Warum, glauben Sie, Sie Narr, habe ich das getan? Ich gebe ja zu, daß das Ergebnis von unserem begrenzten menschlichen Standpunkt aus unerfreulich ist, aber was soll's? Schließlich ist es kein Mensch. Ich habe nur ein Opfer dargebracht. Ich habe den Hund Ihm gegeben. Was geschah, ist sein Werk, nicht meines. Es brauchte das Opfer als Nahrung, und Es nahm es auf Seine Art entgegen. Aber lassen Sie mich Ihnen zeigen, wie Es aussieht.«

Während Jones zögerte, kehrte der Sprecher an seinen Schreibtisch zurück und nahm das Foto in die Hand, das er mit der Vorderseite nach unten auf den Tisch gelegt hatte. Jetzt reichte er es Jones mit einem merkwürdigen Blick. Jones nahm es entgegen und sah es ohne besonderes Interesse an. Aber im nächsten Moment wurde sein Blick schärfer, denn die satanische Kraft des abgebildeten Objekts übte eine fast hypnotische Wirkung aus. Rogers hatte sich selbst übertreffen, als er die gräßliche Ausgeburt modellierte, die das Foto zeigte. Es war ein Werk von» infernalischer Genialität, und Jones fragte sich, wie die Öffentlichkeit reagieren würde, wenn es erst einmal ausgestellt wurde. Ein so gräßliches Ding hatte keine Daseinsberechtigung, wahrscheinlich hatte die bloße Betrachtung des fertigen Werkes den Geist seines Schöpfers verwirrt und ihn zu dem brutalen Opfer verleitet. Nur ein fester Glaube vermochte sich gegen die heimtückische Vermutung zu wehren, daß es sich bei diesem lästerlichen Ungeheuer um etwas handelte, was tatsächlich lebte - oder irgendwann einmal gelebt hatte.

Das Ding auf dem Bild hockte auf einer täuschend echten Nachbildung des monströsen geschnitzten Throns auf der anderen Fotografie. Es mit einem normalen Wortschatz zu beschreiben, wäre unmöglich, denn nichts, was ihm auch nur

annähernd entspräche, hat jemals die Vorstellungswelt eines vernünftigen Menschen beschäftigt. Es sollte wohl etwas darstellen, das eine gewisse Ähnlichkeit mit den Wirbeltieren dieses Planeten hatte, obwohl man sich auch dessen eigentlich nicht sicher sein konnte. Es hatte riesige Ausmaße, denn selbst in der Kauerstellung war es fast doppelt so hoch wie Orabona, der neben ihm stand. Wenn man genau hinsah, konnte man gewisse Ähnlichkeiten mit dem Körperbau höherer Wirbeltiere erkennen.

Der Torso war fast kugelförmig, mit sechs langen, gewundenen Gliedern, die in krebsartigen Scheren oder Klauen endeten. Am oberen Ende saß eine zweite, kleinere, blasenähnliche Kugel; diese besaß drei fischartige, dreiecksförmig angeordnete Glotzaugen, einen offenbar beweglichen Rüssel von einem Fuß Länge und kiemenartige seitliche Auswüchse, so daß man annehmen konnte, daß es sich dabei um eine Art Kopf handelte. Der größte Teil des Körpers war von etwas bedeckt, was auf den ersten Blick wie ein Fell wirkte, sich bei näherem Hinsehen jedoch als ein dichter Bewuchs aus dunklen, schlanken Tentakeln oder Saugfäden entpuppte, deren jeder mit einer Mundöffnung versehen war. Auf dem Kopf und unter dem Rüssel waren die Tentakeln länger und dichter und mit spiralförmigen Streifen versehen, so daß man sich an die Schlangenhaare der Medusa erinnert fühlte. Davon zusprechen, daß ein solches Wesen einen Ausdruck hätte, wäre widersinnig gewesen, und doch schien es Jones, daß die drei hervortretenden Fischaugen und der schräg gehaltene Rüssel Haß, Gier und schiere Grausamkeit verkörperten, die für Menschen um so unbegreiflicher waren, als auch noch Emotionen mitzuspielen schienen, die nicht von dieser Welt oder von diesem Sonnensystem waren. In diese bestialische Phantasmagorie, so überlegte er, mußte Rogers seinen ganzen Wahnsinn und alle seine unheimliche bildhauerische Begabung gesteckt haben. Das Ding war unglaublich, und doch bewies das Foto, daß es existierte.

Rogers störte ihn aus seinen Überlegungen auf.

»Na - was halten Sie von Ihm? Können Sie sich jetzt denken, was den Hund zermalmt und ihn mit Millionen Mündern ausgesaugt hat? Es brauchte Nahrung — und Es wird noch mehr brauchen. Es ist ein Gott, und ich bin der erste Priester Seiner neuen Herrschaft. lä! Schab-Niggurath! Die Ziege mit den tausend Jungen!«

Jones legte das Foto angewidert und mitleidig beiseite.

»Also wissen Sie, Rogers, das geht dann doch zu weit. Irgendwo muß eine Grenze sein. Zugegeben, es ist ein Meisterwerk, aber es ist nicht gut für Sie. Es ist besser, wenn Sie es nicht mehr ansehen - befehlen Sie Orabona, es zu zerstören, und versuchen Sie, es zu vergessen. Und lassen Sie mich auch dieses grauenharte Bild zerreißen.«

Mit einem Knurren schnappte sich Rogers das Foto und legte es wieder auf seinen Schreibtisch.

»Sie Idiot, Sie, Sie glauben also immer noch, daß alles ein Schwindel ist! Sie denken immer noch, ich habe Es gemacht, und Sie denken immer noch, meine Figuren seien nichts als lebloses Wachs! Das beweist, daß Sie noch gefühlloser sind als irgendeine meiner Wachsfiguren! Aber diesmal habe ich einen Beweis, und Sie werden ihn

sehen! Allerdings nicht sofort, denn Es muß nach dem Opfer ruhen, aber später. Oh ja, dann werden Sie Seine Macht nicht mehr bezweifeln.«

Als Rogers zu der Tür mit dem großen Schloß hinsah, nahm Jones seinen Hut und seinen Stock von der Bank.

»Nun gut, Rogers, später dann also. Ich muß jetzt gehen, aber ich komme morgen nachmittag wieder. Denken Sie über meinen Ratschlag nach und überlegen Sie sich, ob er nicht vernünftig ist. Fragen Sie auch Orabona, was er meint.« Rogers bleckte buchstäblich die Zähne wie ein wildes Tier.

»So, Sie müssen jetzt gehen, ja? Haben Sie jetzt doch Angst bekommen? Angst, trotz all Ihres klugen Geredes! Sie sagen, die Figuren sind nur aus Wachs, und doch laufen Sie davon, wenn ich gerade dabei bin, Ihnen zu beweisen, daß das nicht der Fall ist, Sie sind genauso wie die Burschen, die auf meine Dauerwette eingehen, daß sie es nicht wagen, die Nacht im Museum zu verbringen; wenn sie kommen, sind sie noch mutig, aber nach einer Stunde schreien sie und hämmern an die Tür, daß ich sie herauslassen soll! Ich soll Orabona fragen, ja! Ihr beide - ihr seid immer gegen mich! Ihr wollt verhindern, daß Es seine irdische Herrschaft antritt!«

Jones bewahrte Ruhe.

»Nein, Rogers, niemand ist gegen Sie. Und ich habe auch keine Angst vor Ihren Figuren, so sehr ich Ihre Kunst bewundere. Aber wir sind heute abend beide etwas nervös, und ich meine, es wird uns beiden gut tun, uns etwas auszuruhen.«

Rogers hinderte seinen Gast wiederum am Gehen.

»Keine Angst, wie? Warum wollen Sie dann unbedingt gehen? Hören Sie zu, würden Sie es wagen, hier alleine im Dunkeln zu bleiben, oder nicht? Warum haben Sie es so eilig, wenn Sie ohnehin nicht an Es glauben?«

Rogers schien eine neue Idee gekommen zu sein, und Jones musterte ihn prüfend.

»Ich habe es gar nicht eilig, aber was würde es nützen, wenn ich noch länger hierbliebe? Was würde das beweisen? Mein einziger Einwand wäre, daß ich hier nicht bequem schlafen könnte. Aber was würde ich, würden Sie davon haben?« Diesmal kam Jones eine Idee. Er fuhr in versöhnlichem Tonfall fort.

»Schauen Sie, Rogers, ich habe Sie eben gefragt, was es beweisen würde, wenn ich hierbliebe, wo wir doch beide die Wahrheit kennen. Es würde beweisen, daß Ihre Wachsfiguren eben nur Wachsfiguren sind, und ich finde. Sie sollten Ihre Phantasie nicht so mit sich durchgehen lassen. Nehmen Sie an, ich bleibe tatsächlich hier. Wenn ich es bis morgen früh aushalte, versprechen Sie mir dann, daß Sie es sich anders überlegen, für drei Monate oder so in Urlaub gehen und Ihr neues Werk von Orabona zerstören lassen? Was meinen Sie, ist das nicht ein faires Angebot?«

Der Ausdruck auf dem Gesicht des Schaustellers war schwer zu deuten. Es war offenkundig, daß er fieberhaft nachdachte und daß von den verschiedenen, miteinander in Widerstreit liegenden Gefühlen schließlich bösartiger Triumph die Oberhand gewann. Seine Stimme klang belegt, als er zu seiner Erwiderung ansetzte.

»Einverstanden, es ist ein faires Angebot! Falls Sie bis zum Morgen durchhalten, halte ich mich an Ihren Ratschlag. Aber das ist die Bedingung. Wir gehen jetzt etwas

essen und kommen dann wieder. Ich schließe Sie in dem Ausstellungssaal ein und gehe heim. Morgen früh komme ich vor Orabona zurück - er kommt immer eine halbe Stunde früher als die anderen -, und sehe nach, wie es Ihnen geht. Aber lassen Sie sich nicht darauf ein, wenn Sie nicht absolutsicher sind, daß Ihre Skepsis berechtigt ist. Andere wollten vorzeitig wieder heraus, und diese Chance haben Sie auch. Ich nehme an, Sie können sich einem Polizisten bemerkbar machen, wenn Sie an die äußere Tür klopfen. Es wird Ihnen vielleicht nach einer Weile nicht mehr so gut gefallen; Sie sind zwar nicht im selben Raum mit Ihm, aber immerhin im selben Gebäude.«

Als sie durch die Hintertür in den finsternen Hof hinaustraten, nahm Rogers das in den Rupfen gewickelte gräßliche Objekt mit hinaus. In der Mitte des Hofes war ein Kanaldeckel, den der Schausteller ruhig und mit einem schaurigen Anschein von Gewohnheit hochhob. Das Ding verschwand mitsamt dem Rupfen im Labyrinth der Kanalisation. Jones schauderte und hielt einen gewissen Abstand von der hageren Gestalt ein, als sie auf die Straße hinaustraten.

Sie gingen in wortlosem Einverständnis nicht gemeinsam essen, sondern verabredeten, sich um elf Uhr vor dem Museum zu treffen. Jones hielt eine Kutsche an und atmete freier, als er die Waterloo Bridge hinter sich hatte und auf den hell erleuchteten Strand zufuhr. Er aß in einem ruhigen Cafe zu Abend und ließ sich dann in seine Wohnung am Portland Place fahren, um ein Bad zu nehmen und ein paar Sachen zusammenzusuchen. Er fragte sich, was Rogers gerade tun mochte. Er hatte gehört, daß der Mann ein riesiges, bedrückendes Haus an der Walworth Road besaß, das voller obskurer und verbotener Bücher sowie okkulten Gegenstände und Wachsfiguren war, die er nicht öffentlich ausstellen wollte. Orabona, so hieß es, bewohnte in demselben Haus eigene Räume.

Als Jones um elf Uhr ankam, wartete Rogers schon an der Kellertür in der Southwark Street. Sie sprachen nur wenig, schienen aber beide sehr angespannt zu sein. Sie kamen überein, daß nur der eigentliche Ausstellungsraum Schauplatz der Nachtwache sein sollte, und Rogers bestand nicht darauf, daß Jones, sich in den Alkoven setzte, der nur Erwachsenen zugänglich war. Rogers löschte von der Werkstatt aus alle Lampen und schloß die Tür der Krypta mit einem der vielen Schlüssel an seinem Schlüsselbund ab. Ohne Jones die Hand zu geben, ging er auf die Straße hinaus, schloß hinter sich ab, und stieg die ausgetretenen Stufen der Treppe hinab. Jones hörte, wie sich seine Schritte entfernten, und wußte, daß seine lange, schwere Nachtwache begonnen hatte. Später, in der pechschwarzen Finsternis des großen Kellergewölbes, verwünschte Jones seine kindliche Naivität, die ihn in diese Lage gebracht hatte. Während der ersten halben Stunde hatte er in gewissen Abständen seine Taschenlampe eingeschaltet, aber jetzt saß er nur in der Dunkelheit auf einer der Besucherbänke. Der Lichtstrahl der Taschenlampe hatte jedesmal ein anderes groteskes Objekt beleuchtet - eine Guillotine, ein namenloses hybrides Monster, ein bärtiges, unheildrohendes Gesicht, einen Körper, dem das Blut aus der durchschnittenen Kehle quoll. Jones wußte, daß diese Dinge nicht Wirklichkeit waren, aber nach der ersten halben Stunde war es ihm doch lieber, sie nicht ansehen zu müssen.

Warum er dem Verrückten diesen Gefallen getan hatte, wußte er kaum noch zu sagen. Es wäre ja viel einfacher gewesen, den Mann einfach sich selbst zu überlassen oder ihm einen Psychiater ins Haus zu schicken. Wahrscheinlich, so überlegte er, war es die Sympathie, die ein Künstler für einen anderen empfindet. Rogers war so hochbegabt, daß man ihm einfach helfen mußte, seine wachsende Manie zu überwinden. Jemand, der so unglaublich lebensechte Figuren ersinnen und modellieren konnte, war sicherlich nicht weit von wahrer künstlerischer Größe entfernt. Er besaß die Phantasie eines Sime oder eines Dore und das hervorragende handwerkliche Können eines Blatschka. Er hatte für die Welt des Horrors das gleiche getan, was die Blatschkas mit ihren wundervoll genauen Pflanzenmodellen aus feinstem gefärbtem Glas für die Welt der Botanik getan hatten.

Um Mitternacht drangen die Schläge einer fernen Kirchturmuhren durch die Dunkelheit, und Jones war dankbar für diese beruhigende Botschaft aus der noch existierenden Außenwelt. Das Museumsgewölbe war wie eine Gruft - gespenstisch und entsetzlich einsam. Selbst eine Maus wäre Jones jetzt als Gesellschaft willkommen gewesen, aber Rogers hatte sich einmal gerühmt, daß »aus bestimmten Gründen«, wie er sagte, keine Mäuse oder auch nur Insekten jemals in das Gewölbe kamen. Das war in der Tat merkwürdig, schien aber zu stimmen. Es herrschte absolute Totenstille. Wenn nur irgend etwas zu hören gewesen wäre! Er scharfte mit den Füßen, und die Echos vervielfältigten sich gespenstisch in der Stille, aber in dem Stakkato-Widerhall klang etwas wie Spott mit. Er schwor sich, nicht anzufangen, mit sich selbst zu reden. Das wäre ein Zeichen eines beginnenden Nervenzusammenbruchs gewesen. Die Zeit schien abnorm langsam zu vergehen. Er hätte schwören können, daß schon Stunden vergangen waren, seit er zum letztenmal auf die Uhr gesehen hatte, und doch war es eben erst Mitternacht gewesen.

Wenn nur seine Sinne nicht so übernatürlich wach gewesen wären. Irgend etwas in der Dunkelheit und Stille schien sie geschärft zu haben, so daß sie schon auf schwächste Reize reagierten. Von Zeit zu Zeit schien es ihm, als hörte er ein ganz leises Summen, bei dem es sich eigentlich nicht um die normalen Nachtgeräusche der schmutzigen Straßen draußen handeln konnte, und er dachte an irrelevante Dinge wie die Sphärenmusik und das unbekannte, unzugängliche Leben fremder Dimensionen, das in das unsere eindringen kann. Rogers hatte oft über solche Dinge spekuliert. Die schwebenden Lichtpünktchen vor seinen durch die Dunkelheit geblendeten Augen bewegten sich in seltsam symmetrischen Mustern. Er hatte sich oft gefragt, was es mit diesen seltsamen Lichtstrahlen aus unergründlicher Tiefe auf sich hatte, die bei fehlender irdischer Beleuchtung vor uns funkeln, hatte aber noch nie welche beobachtet, die sich so verhielten, wie diese sich jetzt verhielten. Was ihnen fehlte, war die gelassene Ziellosigkeit gewöhnlicher Lichtfünkchen, und dadurch entstand der Eindruck eines von jeder irdischen Vorstellung entfernten Willens.

Und dann kam dieser seltsame Eindruck, daß sich irgendwo etwas rührte. Es stand nichts offen, so daß keinerlei Zugluft entstehen konnte, und doch spürte Jones, daß die Luft nicht ganz ruhte. Er meinte, fast unmerkliche Druckschwankungen wahrzunehmen, die aber nicht ganz so stark waren, daß sie von, unsichtbar herumtappenden widerwärtigen Elementargeistern hätten stammen können. Auch

war es ungewöhnlich kalt. Das alles gefiel ihm überhaupt nicht. Die Luft schmeckte salzig, wie nach dem Abschaum dunkler unterirdischer Gewässer, und auch ein ganz schwacher muffiger Geruch war vorhanden. Bei Tage war ihm nie aufgefallen, daß die Wachsfiguren einen Geruch verströmten. Und auch jetzt war es eigentlich nicht der Geruch von Wachsfiguren. Es war mehr wie der schwache Geruch präparierter Tiere in einem Naturgeschichte-Museum. Das war eigenartig angesichts Rogers' Behauptung, daß seine Figuren nicht alle künstlich seien, ja es war wahrscheinlich eben diese Behauptung, die ihm, Jones, diese Geruchsempfindungen vorgaukelte. Er mußte sich vor solchen Halluzinationen in acht nehmen - hatten nicht solche Dinge den armen Rogers in den Wahnsinn getrieben?

Aber die Einsamkeit an diesem Ort war schrecklich. Selbst die fernen Glockentöne schienen aus kosmischen Abgründen zu kommen. Jones mußte dabei an das irrsinnige Bild denken, das Rogers ihm gezeigt hatte - die unterirdische Halle mit dem kryptischen Thron, bei der es sich angeblich um einen Teil einer drei Millionen Jahre alten Ruine in den gefürchteten und unzugänglichen einsamen Weiten der Arktis handelte. Vielleicht war Rogers tatsächlich in Alaska gewesen, aber das Bild war sicherlich irgendwie gestellt worden. Eine andere Erklärung war angesichts der Reliefs und der grausigen Symbole nicht denkbar. Und dann diese monströse Gestalt, die auf dem Thron gesessen haben sollte - welch eine Ausgeburt einer morbiden Phantasie! Jones fragte sich, wie weit er von diesem irrwitzigen Meisterwerk in Wachs entfernt sein mochte, wahrscheinlich wurde es hinter der schweren Holztür aufbewahrt, die aus der Werkstatt in irgendeinen anderen Raum führte. Aber wozu sollte es gut sein, sich über eine Wachsfigur Gedanken zu machen? War denn nicht der Raum, in dem er sich jetzt befand, voller solcher Dinge, und waren nicht manche davon kaum weniger schrecklich als das grauenhafte »ES«? Und hinter einem dünnen Stoffschirm zu

seiner Linken befand sich der »Nur für Erwachsene« zugängliche Alkoven mit seinen unaussprechlichen Phantomen.

Die Nähe der ungezählten wächsernen Gestalten begann immer mehr an Jones' Nerven zu zerren, während die Viertelstunden vorüberschlichen. Er kannte das Museum so gut, daß er nicht einmal im Stockfinstern vergessen konnte, wie sie aussahen. Ja die Dunkelheit hatte sogar den Effekt, den erinnerten Bildern beunruhigende, imaginäre Merkmale hinzuzufügen. Die Guillotine schien zu knarren, und das bärtige Gesicht von Landru - dem Mörder seiner fünfzig Ehefrauen - verzerrte sich zu einer monströsen Grimasse. Aus dem durchschnittenen Hals von Madame Demers schien ein grausiges Gurgeln zu kommen, während ein verstümmeltes Mordopfer ohne Kopf und Beine sich auf seinen blutigen Stümpfen immer näher heranzuschieben suchte. Jones schloß versuchsweise die Augen, um festzustellen, ob die Bilder dadurch verschwänden, aber auch das nützte nichts. Wenn er die Augen geschlossen hatte, wurden außerdem die sonderbar regelmäßigen Muster der Lichtpünktchen noch deutlicher.

Dann verfiel er auf den Gedanken, die schrecklichen Bilder, die er bis jetzt hatte vertreiben wollen, absichtlich bei sich zu behalten. Er klammerte sich gewissermaßen an sie, weil sie nun allmählich von immer schrecklicheren verdrängt wurden. Ohne

sein Zutun begann sein Gedächtnis, die zutiefst unmenschlichen Ungeheuer zu rekonstruieren, die in den dunkleren Ecken hockten, und diese klumpigen Gewächse glitschten und schlängelten sich auf ihn zu, als wollten sie ihn umzingeln. Der schwarze Tsathoggua verformte sich aus einem krötenartigen Wasserspeier in eine lange, gewundene Linie mit Hunderten von Stummelfüßen, und eine hagere, gummiartige Nachthexe breitete ihre Schwingen aus, als wollte sie sich auf den Beobachter stürzen und ihn ersticken. Jones mußte an sich halten, um nicht zu schreien. Er wußte, daß er zu den traditionellen Spukgestalten der Kindheit zurückkehrte und beschloß, seinen Erwachsenenverstand zu gebrauchen, um die Phantome im Zaum zu halten. Er stellte fest, daß es ein wenig half, wenn er die Taschenlampe wieder anmachte. Mochten die Bildwerke, die sie beleuchtete, auch furchterregend sein, sie waren längst nicht so schlimm wie das, was seine Phantasie aus der pechschwarzen Nacht heraufbeschwor.

Aber das Verfahren hatte auch Nachteile. Selbst im Licht seiner Lampe meinte er ein leichtes, verstohlenes Zittern des Stoffschirms wahrzunehmen, der den schrecklichen Alkoven verdeckte. Er wußte, was dahinter lag, und schauderte. Die Einbildungskraft ließ die entsetzliche Gestalt von Yog-Sothoth vor ihm , erstehen, nur ein Konglomerat irisierender Kugeln, und doch von böartigster Vieldeutigkeit. Was war diese schaurige Masse, die langsam auf ihn zuschwebte und an den Schirm anstieß, der ihr im Weg stand? Eine kleine Ausbuchtung in dem Stoff ganz rechts ließ an das spitze Horn des Gnophkeh denken, das haarige Fabelwesen aus dem Grönlandeis, das bald auf zwei, bald auf vier und bald auf sechs Beinen ging. Um diese Phantasmagorien zu vertreiben, schritt Jones mit brennender Taschenlampe beherzt auf den höllischen Alkoven zu. Natürlich waren all seine Ängste grundlos und doch - schien es nicht so, als wehten die langen Gesichtstentakeln des Großen Ctuluh fast unmerklich hin und her, langsam und stetig? Er wußte, daß sie flexibel waren, hatte aber noch nicht bemerkt, daß der Luftzug, der durch die Annäherung eines Menschen entstand, schon ausreichte, sie in Bewegung zu versetzen. Er kehrte auf seinen Sitzplatz außerhalb des Alkovens zurück, schloß die Augen und ließ die symmetrischen Lichtfünkchen gewähren. Die ferne Turmuhr schlug ein einziges Mal. War es möglich, daß es erst ein Uhr war? Er leuchtete mit der Taschenlampe auf seine Uhr und sah, daß es genau eins war. Es würde ihm in der Tat schwer werden, bis zum Morgen auszuharren. Rogers würde gegen acht erscheinen, noch vor Orabona. Draußen in den anderen Kellerräumen würde es schon viel früher hell werden, aber kein Lichtstrahl würde hier zu ihm hereindringen. Alle Fenster dieses Raumes, bis auf die drei schmalen, die zum Hof hinausgingen, waren zugemauert worden. Alles in allem eine ermüdende Nachtwache. Die Halluzinationen waren jetzt überwiegend akustischer Natur, er hätte schwören können, daß er in der Werkstatt hinter der verschlossenen Tür verstohlen tappende Schritte hörte. Er durfte nicht an die versteckte Schreckensgestalt denken, die Rogers »Es« nannte. Dieses Ungeheuer war eine Blasphemie, es hatte seinen Schöpfer in den Wahnsinn getrieben, und jetzt beschwor sogar der bloße Gedanke daran eingebildete Schrecknisse herauf. Es konnte nicht in der Werkstatt sein, es

befand sich ja hinter der schweren Holztür mit dem großen Schloß. Sicher waren diese Schritte nur Einbildung.

Dann meinte er zu hören, wie sich der Schlüssel in der Werkstatttür drehte. Er leuchtete mit seiner Taschenlampe hin, aber die alte, in sechs Paneele aufgeteilte Tür war nach wie vor geschlossen. Er versuchte es wieder mit der Dunkelheit und den geschlossenen Augen, aber schon bildete er sich ein, ein Quietschen oder Knarren zu hören; diesmal war es nicht die Guillotine, sondern die langsam und verstohlen sich öffnende Tür der Werkstatt. Er war fest entschlossen, nicht zu schreien. Wenn er erst einmal zu schreien anfing, war es um ihn geschehen. Und doch war jetzt ein Tappen oder Schlurfen zu hören, und es kam langsam auf ihn zu. Er mußte die Kontrolle über sich selbst behalten. War ihm das nicht auch gelungen, als die namenlosen Hirngespinnste ihn umzingelt hatten? Das Schlurfen kam näher, und er erlahmte in seinem tapferen Vorsatz. Aber er schrie nicht, sondern stieß nur mit erstickter Stimme hervor:

»Ist da jemand? Wer sind Sie? Was wollen Sie?«

Es kam keine Antwort, aber das Schlurfen ging weiter. Jones wußte nicht, wovor er sich mehr fürchtete, davor, seine Taschenlampe anzuknipsen, oder davor, im Dunkeln sitzenzubleiben, während etwas auf ihn zugekrochen kam, was er nicht kannte.

Dieses Ding war anders, das spürte er genau, als die Chimären des Abends. Seine Hände und sein Hals zuckten krampfhaft. Stillzuhalten war ihm unmöglich, und die Finsternis begann, unerträglich zu werden. Erneut rief er hysterisch: »Halt! Wer da?«. Und dann knipste er seine Taschenlampe an. Zu Tode entsetzt über das, was er sah, ließ er die Lampe fallen und schrie, nicht nur einmal, sondern unzählige Male.

Was da aus der Dunkelheit auf ihn zugeschlurft kam, war ein riesiges, lästerliches schwarzes Ungeheuer, halb Affe und halb Insekt. Sein Fell hing ihm lose auf den Knochen, und sein faltiger, mit toten Augen starrer, viel zu kleiner Kopf schwankte wie trunken hin und her. Seine Vordertatzen waren ausgestreckt, mit weit gespreizten Krallen, und der ganze Körper war trotz des völligen Fehlens eines Gesichtsausdrucks in unverkennbarer, boshafter Mordlust angespannt. Als nun die Schreie verstummten und die Dunkelheit zurückgekehrt war, machte es einen Satz und hatte Jones im nächsten Moment zu Boden geworfen. Dieser wehrte sich nicht, denn er war in Ohnmacht gefallen.

Jones' Schwächeanfall dauerte offenbar nur einen Moment, denn das unaussprechliche Ungeheuer schleifte ihn noch wie ein Affe durch die Dunkelheit, als er wieder zum Bewußtsein kam. Was ihn vollends wach machte, waren die Geräusche, die das Monstrum von sich gab, oder genauer gesagt, die Stimme, mit der es sie machte. Es war eine menschliche Stimme, und er kannte sie. Nur eine ganz bestimmte Person konnte der Besitzer dieser heiseren, fieberhaften Stimme sein, die in merkwürdigem Singsang ein unbekanntes Wesen anrief.

»lä! lä!« heulte die Stimme. »Ich komme, o Rhan-Tegoth, komme mit der Nahrung, du hast lange gewartet und Entbehren gelitten, doch nun bekommst du, was versprochen wurde. Das und noch mehr, denn anstelle von Orabona wird es jemand

von hohem Rang sein, der dich bezweifelt hat. Du wirst ihn zermalmen und aussaugen, mit all seinen Zweifeln, und stark davon werden. Und in alle Ewigkeit wird er den Menschen als Monument deines Ruhms gezeigt werden. Rhan-Tegoth, Unendlicher und Unbezwinglicher, ich bin dein Sklave und Hohepriester. Du bist hungrig, und ich nähre dich. Ich las das Zeichen und fand dich. Ich werde dich mit Blut sättigen, und du sollst mich mit Macht sättigen. lä! Schab-Niggurath! Die Ziege mit den tausend Jungen!«

Schlagartig fielen alle Ängste der Nacht wie ein entbehrlich gewordenes Gewand von ihm ab. Er war wieder Herr seiner selbst, denn nun kannte er die nur allzu irdische und materielle Gefahr, der er begegnen mußte. Dies war kein monströses Fabelwesen, sondern ein gefährlicher Irrer. Es war Rogers, der sich mit einem von ihm selbst entworfenen, grotesken Kostüm verkleidet hatte, und nun dem Teufelsgott, den er aus Wachs gebildet hatte, ein schauriges Opfer bringen wollte. Er war offenbar vom Hinterhof aus in die Werkstatt gegangen, hatte sich verkleidet und sich dann angeschlichen, um sein verängstigt in der Falle sitzendes Opfer zu packen. Er verfügte über ungeheure Körperkräfte, und Jones wußte, daß er rasch handeln mußte, um seinen ungeheuerlichen Plan zu vereiteln. Er beschloß, das Vertrauen des Irren auf seine Bewußtlosigkeit auszunützen und ihn in einem günstigen Moment zu überraschen. Als er über eine Schwelle geschleift wurde, wußte er, daß sie sich jetzt in der stockfinsternen Werkstatt befanden.

Mit der Kraft der Todesangst sprang Jones plötzlich aus der halbliegenden Stellung auf, in der er über den Boden gezerrt wurde. Für einen Augenblick entriß er sich so den Händen des überrumpelten Irrsinnigen, und im nächsten Moment gelang es ihm durch einen glücklichen Zufall, seine eigenen Hände um den grotesk verhüllten Hals seines Peinigers zu legen. Gleichzeitig bekam Rogers ihn jedoch wieder zu fassen, und schon war ein verzweifelter Kampf auf Leben und Tod entbrannt. Jones' sportliches Training war seine einzige Rettung, denn der wahnsinnige Angreifer, bar jeder Hemmung der Fairneß, des Anstands oder auch nur des Selbsterhaltungstrieb, verwandelte sich in eine blindwütige Tötungsmaschine, so schrecklich wie ein Wolf oder ein Panther.

Gutturale Schreie akzentuierten hin und wieder das schreckliche Handgemenge im Dunkeln. Blut spritzte, Kleider zerrissen, und Jones spürte schließlich, daß er den seiner gespenstischen Maske entkleideten, bloßen Hals seines Widersachers umklammerte. Er sagte kein Wort, bot nur alle Kräfte zur Rettung seines Lebens auf. Rogers trat, stach, schlug, biß, kratzte und spuckte und fand trotzdem zwischendurch noch die Kraft, ganze Sätze hervorzustoßen, von deren ritualisierter Sprache Jones jedoch nur immer wieder den Namen »Rhan-Tegoth« verstand, der wie das Echo unendlich fernen Knurrens und Bellens klang. Die Kämpfenden wälzten sich auf dem Boden, warfen Werkbänke um oder stießen an Wände und den gemauerten Sockel des Schmelzofens. Bis zum Schluß konnte Jones nicht wissen, ob er sich würde retten können, doch dann kam ihm der Zufall zu Hilfe. Ein Stoß mit dem Knie gegen Rogers' Brust ließ diesen erschlaffen, und im nächsten Moment wußte er, daß er gesiegt hatte.

Obwohl er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, stand Jones auf und tastete

sich auf der Suche nach dem Lichtschalter an der Wand entlang, denn seine Taschenlampe war weg. In seinen zerfetzten Kleidern schleppte er sich vorwärts und zerrte seinen reglosen Gegner hinter sich her, weil er einen plötzlichen Angriff fürchtete, falls der Wahnsinnige zu sich kam. Er fand den Schaltkasten und probierte verschiedene Hebel aus. Als dann plötzlich das wüste Durcheinander in der Werkstatt in gleißendes Licht getaucht war, ging er daran, Rogers mit herumliegenden Stricken und Gürteln zu fesseln. Die Verkleidung des Schaustellers - oder das, was davon übrig war - war aus einem seltsamen lederähnlichen Material. Aus irgendeinem Grunde bekam Jones eine Gänsehaut, wenn er es berührte, und es schien auch einen fremdartigen, rostigen Geruch zu verströmen. In den normalen Kleidern darunter fand Jones Rogers' Schlüsselbund, den er als Unterpfand für seine endgültige Befreiung an sich nahm. Die Rollos vor den kleinen, schlitzenartigen Fenstern waren alle heruntergezogen, und er ließ sie so.

Nachdem er sich über einem Spülstein von den blutigen Spuren des Kampfes gesäubert hatte, zog Jones die am normalsten wirkenden und noch am besten sitzenden Kleider an, die er unter den Kostümen für die Wachsfiguren finden konnte. Er prüfte die Tür zum Hinterhof und stellte fest, daß sie sich von innen ohne Schlüssel öffnen ließ. Er behielt jedoch den Schlüsselbund, um wieder in das Museum gelangen zu können, wenn er später mit Verstärkung zurückkehrte, denn es blieb jetzt natürlich nichts anderes übrig, als einen Psychiater zu holen. Es gab kein Telefon in dem Museum, aber er würde sicherlich eine Apotheke oder ein die ganze Nacht geöffnetes Restaurant finden, von wo aus er anrufen konnte. Er hatte schon fast die Tür aufgemacht, um hinauszugehen, als ihm eine Flut wüster Schmähungen von der anderen Seite des Raums her sagte, daß Rogers, dessen einzige erkennbare Verletzung ein langer, tiefer Kratzer auf der linken Wange war, wieder zu sich gekommen war.

»Brut von Noth-Yidik und Auswurf von K'thun! Sohn der Köter, die im Malstrom Azathoths jaulen! Sie wären heilig und unsterblich gewesen, und jetzt verraten sie Es und Seinen Priester! Aber hüten Sie sich - denn Es ist hungrig! Eigentlich war Orabona vorgesehen, dieser verfluchte, verräterische Hund, der sich gegen mich und Es auflehnt, aber ich wollte Ihnen den Vortritt lassen. Jetzt müßt ihr beide aufpassen, denn Es kennt kein Erbarmen, wenn es ohne seinen Priester ist.

lä! lä! Die Rache ist nahe! Wissen Sie, daß Sie unsterblich geworden wären? Schauen Sie sich den Schmelzofen an! Es ist Wachs im Kessel, und das Feuer braucht nur noch angezündet werden. Ich wäre mit Ihnen genauso verfahren wie mit anderen Lebewesen. Ha! Sie, der Sie darauf geschworen hätten, daß all meine Figuren aus Wachs sind, wären selbst zur Wachsfigur geworden! Der Schmelzofen war bereit! Wenn Es sich gütlich getan und Sie wie der Hund gewesen wären, den ich Ihnen zeigte, hätte ich Ihre eingefallenen, durchlöchernten Überreste unsterblich gemacht! Wachs wäre das Geheimnis gewesen. Sagten Sie nicht, ich sei ein großer Künstler? Wachs in jeder Pore, Wachs über jedem Quadratcentimeter von Ihnen - lä! lä! Und von da an hätte die Welt Ihren zerfleischten Kadaver betrachtet und sich gefragt, wie ich ein solches Ungeheuer hätte ersinnen und herstellen können! Ha! Und Orabona wäre als nächster drangekommen, und nach ihm noch andere - und so

wäre meine wächserne Familie immer größer geworden!

Sie Hund, glauben Sie immer noch, ich hätte meine Wachsfiguren alle gemacht? Wollen wir nicht lieber sagen präpariert? Sie kennen inzwischen die seltsamen Orte, an denen ich gewesen bin, und die seltsamen Dinge, die ich mitgebracht habe. Sie Feigling! Sie könnten sich niemals dem dimensional Schlurfer stellen, dessen Fell ich überwarf, um Ihnen Angst einzujagen; der bloße Anblick des lebenden Schlurfers oder auch nur der Gedanke an ihn, würde Sie auf der Stelle vor Angst sterben lassen! lä! lä! Es wartet hungrig auf das Blut, das sein Leben ist!« Rogers hatte sich an die Wand gelehnt und rieb sich an seinen Fesseln.

»Hören Sie zu, Jones, wenn ich Sie gehen lasse, lassen Sie mich dann auch gehen? Es muß von seinem Hohepriester betreut werden. Orabona reicht aus, um es am Leben zu erhalten, und wenn er geopfert ist, werde ich seine Überreste in Wachs konservieren, damit die Welt sie betrachten kann. Sie hätten es selbst sein können, aber Sie haben die Ehre zurückgewiesen. Ich werde Sie nicht mehr belästigen. Lassen Sie mich gehen, und ich teile mit Ihnen die Macht, die Es mir verleihen wird. lä! lä! Groß ist Rhan-Tegoth! Lassen Sie mich gehen! Lassen Sie mich gehen! Es darbt dort unten hinter der Tür, und wenn Es stirbt, können die Alten Wesen nie mehr wiederkehren. Ha! Ha! Lassen Sie mich gehen!«

Jones schüttelte nur den Kopf, obwohl die entsetzlichen Phantasien des Schaustellers ihn abstießen. Rogers, der jetzt mit glühenden Augen die verschlossene Holztür anstarrte, schlug jetzt immer wieder seinen Kopf an die Ziegelmauer und kickte mit seinen gefesselten Beinen. Jones fürchtete, er könnte sich verletzen, und ging auf ihn zu, um ihn an irgendeinen festen Gegenstand zu fesseln. Rogers wich auf dem Boden rutschend vor ihm zurück und brach in frenetisches Geheul aus, das schauerlich in seiner monströsen Unmenschlichkeit und von einer schier unglaublichen Lautstärke war. Es schien unmöglich, daß eine menschliche Kehle so laute und durchdringende Töne hervorbringen konnte, und Jones dachte, daß er nicht würde um Hilfe telefonieren müssen, falls das noch lange anhielt. Sicherlich würde ein Polizist nachsehen kommen, selbst wenn man bedachte, daß es in diesem verlassenem Lagerhausviertel keine Nachbarn » gab, die etwas hören konnten.

»Wza-y'ei! Wza-y'ei!« heulte der Wahnsinnige. Y'kaa haa bho - n, Rhan-Tegoth - Cthulhu fthagn - Oi! Oi! Oi! Oi! - Rhan-Tegoth. Rhan-Tegoth, Rhan-Tegoth!«

Der straff gefesselte Wahnsinnige, der begonnen hatte, über den mit Unrat übersäten Boden zu rutschen, erreichte jetzt die verschlossene Holztür und schlug unablässig mit dem Kopf dagegen, daß es donnernd widerhallte. Jones hatte Angst davor, sich ihm zu nähern, um ihn noch mehr zu fesseln, und wünschte sich, er wäre nicht so erschöpft von dem Kampf gewesen. Dieses grausige Nachspiel zerrte an seinen Nerven, und er spürte, wie die namenlose Furcht ihn wieder beschlich, die er im Dunkeln empfunden hatte. Alles an Rogers und seinem Museum war so teuflisch makaber und beschwor so schwarze Abgründe jenseits des Lebens herauf! Es war ihm zuwider, an das wächserne Meisterwerk des abnormen Genies zu denken, das in diesem Moment ganz in der Nähe in der Finsternis hinter der schweren, verschlossenen Tür lauern mußte.

Und nun geschah etwas, was abermals einen eiskalten Schauer über Jones' Rücken

sandte und jedes einzelne Haar, selbst die winzigen Härchen auf seinem Handrücken, in unsagbarem Entsetzen sich sträuben ließ. Rogers hatte jäh aufgehört zu schreien und mit seinem Kopf an die massiven Planken der Tür zu stoßen; er versuchte, sich in sitzende Stellung aufzurichten, und hielt den Kopf schräg, als lauschte er angestrengt. Gleichzeitig breitete sich ein Lächeln teuflischen Triumphes auf seinem Gesicht aus, und er begann wieder verständlich zu sprechen, diesmal in einem heiseren Flüstern, das einen merkwürdigen Gegensatz zu der Stentor-Stimme bildete, mit der er eben noch gebrüllt hatte.

»Hören Sie, Sie Narr! Spitzen Sie die Ohren! Eshat mich gehört und kommt. Hören Sie, wie es dort drunten am Ende der Rampe plätschernd aus seinem Wasserloch steigt? Ich habe tief hinunter gegraben, weil für Es nichts gut genug ist. Es ist amphibisch, müssen Sie wissen, Sie haben ja die Kiemen auf dem Bild gesehen.

Es kam auf die Erde vom bleigrauen Yuggoth, wo die Städte unter dem tiefen, warmen Ozean liegen. Es kann dort nicht aufrecht stehen, es ist zu groß, es muß sitzen oder kauern. Geben Sie mir meine Schlüssel, wir müssen Es herauslassen und vor ihm niederknien. Dann werden wir hinausgehen und einen Hund oder eine Katze suchen - oder vielleicht einen Betrunkenen -, damit Es die Nahrung bekommt, die Es braucht.«

Nicht was der Verrückte sagte, sondern wie er es sagte, brachte Jones völlig aus der Fassung. Die grenzenlose, irrwitzige Zuversicht und Aufrichtigkeit des wahnsinnigen Gestammels waren ungeheuer ansteckend. Angesichts eines solchen Reizes konnte die Phantasie eine reale Bedrohung in der teuflischen Wachsfigur sehen, die unsichtbar dicht hinter den schweren Planken der Tür lauern mußte. Jones musterte die Tür, von der eine unheilige Faszination ausging, und bemerkte, daß sie an mehreren Stellen deutliche Risse aufwies, obwohl auf dieser Seite keine Spuren von Gewaltanwendung zu entdecken waren. Er fragte sich, wie groß der Raum war, der dahinterlag, und wie die Wachsfigur aufgestellt sein mochte. Die Idee des Wahnsinnigen von einem Wasserloch und einer Rampe war genauso raffiniert wie all seine anderen Phantastereien.

In einem einzigen schrecklichen Augenblick verschlug es dann Jones vollends den Atem. Der Ledergürtel, mit dem er Rogers hatte festschnallen wollen, fiel ihm aus den schlaffen Händen, und ein krampfhaftes Beben erschütterte ihn von Kopf bis Fuß. Er hätte ja wissen können, daß dieser Ort ihn genau wie Rogers zum Wahnsinn treiben würde, und nun war er tatsächlich wahnsinnig geworden. Er war wahnsinnig, denn jetzt überfielen ihn Halluzinationen, die noch weit unheimlicher waren als alles, was ihn in den frühen Nachtstunden heimgesucht hatte. Der Wahnsinnige hatte ihn aufgefordert, auf das Plätschern eines mythischen Monsters in einem Wasserloch hinter der Tür zu horchen - und nun, Gott war sein Zeuge, hörte er es tatsächlich! Rogers sah, wie das Grauen sich über Jones' Gesicht legte und es zu einer starren Maske der Angst verzerrte. Er kicherte.

»Jetzt glauben Sie mir endlich, Sie Narr! Jetzt endlich begreifen Sie! Sie hören Es, und Es kommt! Geben Sie mir die Schlüssel, Sie Narr - wir müssen Ihm huldigen und Ihm dienen!«

Aber Jones konnte nicht mehr auf menschliche Worte achten, mochten sie irrsinnig oder vernünftig sein. Schreckensstarr stand er da, nur halb bei Bewußtsein, und schauerliche Bilder zogen in rasender Folge vor seinem inneren Auge vorüber. Es plätscherte tatsächlich. Er hörte tatsächlich ein Tappen oder Schlurfen wie von großen nassen Tatzen auf einer harten Unterlage. Kein Zweifel, irgend etwas näherte sich. Aus den Rissen in der» abscheulichen Holztür stieg ihm ein stechender, tierischer Geruch in die Nase, ähnlich und doch auch wieder unähnlich dem in den Raubtiergehegen des Zoologischen Gartens im Regent's Park.

Er merkte nicht, ob Rogers sprach oder nicht. Alles Reale war verblaßt, und er war zum hilflosen Opfer von Träumen und Halluzinationen geworden, die so unnatürlich waren, daß sie fast objektiv und von ihm losgelöst waren. Er meinte aus dem unbekanntem Abgrund hinter der Tür ein Schnüffeln oder Schnauben zu hören, und als ein plötzliches Bellen oder Trompeten an seine Ohren drang, wußte er nicht, ob es von dem gefesselten Wahnsinnigen kam, dessen Bild vor seinen Augen verschwamm. Das Foto von jenem verfluchten Ungeheuer tauchte immer wieder in seiner Vorstellung auf. Ein solches Wesen hatte kein Recht, am Leben zu sein, denn hatte es ihn nicht zum Wahnsinn getrieben?

Während er noch überlegte, bedrängte ihn ein weiterer Beweis für seinen Wahnsinn. Irgend etwas schien am Riegel der verschlossenen Tür zu zerren. Es tappte und kratzte und rüttelte an den Planken. Die Tür erzitterte immer wieder wie unter einem weichen, gewichtigen Anprall, und das dumpfe Geräusch wurde immer lauter. Der Gestank war entsetzlich. Und jetzt wurde der von innen geführte Angriff gegen die Tür so böse und heftig, daß die Planken wie unter den Stößen einer Belagerungsmaschine erbeben. Ein ominöses Knacken war zu hören - Holz splitterte -würgender Gestank breitete sich aus - eine Planke brach heraus -eine schwarze Tatze mit einer krebbsartigen Schere ... »Hilfe! Hilfe! Gott helfe mir! ... Aaaaaa! ...« Vage erinnert sich Jones noch daran, daß seine Schreckensstarre jählings in eine wilde, kopflose Flucht umschlug, wie man sie nur aus den schlimmsten Alpträumen kennt. Offenbar rannte er wie von Furien gehetzt durch die schauerliche Krypta, riß die Tür nach draußen auf, die hinter ihm krachend ins Schloß fiel, hastete die ausgetretene Steintreppe hinauf und raste ziellos und wie besessen aus dem dumpfen gepflasterten Hinterhof hinaus auf die schmutzigen Straßen von Southwark. Hier endet seine Erinnerung. Er weiß nicht mehr, wie er nach Hause kam, jedoch deutete nichts darauf hin, daß er eine Kutsche anhielt. Wahrscheinlich legte er die ganze Strecke von blindem Instinkt getrieben laufend zurück - über die Waterloo Bridge, den Strand entlang, an Charing Cross vorbei und über den Haymarket und durch die Regent Street in sein eigenes Viertel. Er hatte immer noch die kuriosen Museumskleider an, als er so weit zu sich kam, daß er den Arzt rufen konnte. Eine Woche später erlaubte ihm der Nervenspezialist, das Bett zu verlassen und im Freien spazierenzugehen.

Aber er hatte den Ärzten nicht viel gesagt. Über seinem ganzen Erlebnis hing eine Wolke des Wahnsinns und des Alptraums, und er spürte, daß er sich nur durch Schweigen retten konnte. Als er wieder zu Kräften kam, ging er sorgfältig alle die Zeitungen durch, die sich seit jener schrecklichen Nacht angesammelt hatten, fand

aber keinerlei Hinweis auf ungewöhnliche Vorgänge in dem Museum. Wie viel war tatsächlich Realität gewesen ? Wo endete die Wirklichkeit, und wo begannen die morbiden Träume? Hatte er in jenem finsternen Museumssaal vollständig den Verstand verloren, und war der ganze Kampf mit Rogers nur ein Fiebertraum gewesen ? Es hätte ihm sehr geholfen, seinen Seelenfrieden wiederzufinden, wenn er einige dieser beunruhigenden Fragen hätte klären können. Er mußte dieses Foto von dem wächsernen Wesen gesehen haben, das Rogers »Es« nannte, denn kein anderes Gehirn als das von Rogers konnte eine solche Phantasmagorie ausgeheckt haben. Es vergingen noch vierzehn Tage, bevor er den Mut aufbrachte, wieder die Southwark Street aufzusuchen. Er ging am hellichten Vormittag hin, zu einer Zeit also, da die Straßen mit den verfallenden Läden und Lagerhäusern von munterem, normalem Leben erfüllt waren. Das Schild des Museums war noch vorhanden, und als er auf das Haus zuing, sah er, daß das Museum geöffnet hatte. Der Portier erkannte ihn wieder und nickte ihm freundlich zu, während er all seinen Mut zusammennahm und das Gebäude betrat, und im Gewölbe unten legte einer der Wärter gut gelaunt die Hand an die Mütze. Vielleicht war doch alles nur ein Traum gewesen. Würde er es wagen, an der Werkstatttür anzuklopfen und nach Rogers zu sehen?

Dann tauchte Orabona auf und begrüßte ihn. Sein dunkles, glattes Gesicht war ein bißchen sardonisch, aber Jones spürte, daß der Mann ihm nicht unfreundlich gesinnt war. Er sprach mit leichtem Akzent.

»Guten Morgen, Mr. Jones. Sie haben sich ja eine ganze Weile nicht bei uns blicken lassen. Wollten Sie Mr. Rogers sprechen? Es tut mir leid, aber er ist nicht da. Er mußte geschäftlich nach* Amerika verreisen. Ja, es kam ganz plötzlich. Ich vertrete ihn solange, hier und in seinem Haus. Ich gebe mir Mühe, Mr. Rogers' hohen Standard zu halten, bis er wieder da ist.«

Der Ausländer lächelte - vielleicht nur aus Liebenswürdigkeit. Jones wußte kaum, was er sagen sollte, erkundigte sich dann aber doch zaghaft nach dem Tag, der auf seinen letzten Besuch gefolgt war. Orabona schien sich über die Fragen sehr zu amüsieren und gab ihm überlegte Antworten.

»Ach ja, Mr. Jones, der 28. letzten Monats. Ich erinnere mich daran, aus mehreren Gründen. Am Morgen - das heißt, noch bevor Mr. Rogers hier war - fand ich die Werkstatt in größter Unordnung vor. Ich mußte sehr viel aufräumen. Mr. Rogers hatte noch spät in der Nacht gearbeitet, wissen Sie. Ein wichtiges neues Schaustück war in die entscheidende Phase seiner Entstehung getreten. Ich nahm mich des Exemplars sofort an, als ich hereinkam.

Es war eine knifflige Arbeit, aber ich habe natürlich von Mr. Rogers sehr viel gelernt. Er ist, wie Sie wissen, ein wahrhaft großer Künstler. Als er dann auch kam, half er mir, die Figur fertigzustellen - ohne seine Hilfe wäre ich nicht weit gekommen -, aber dann verließ er uns schon bald, ohne sich auch nur zu verabschieden. Wie ich schon sagte, er mußte in einer dringenden Angelegenheit verreisen. Zur Fertigstellung der Figur waren komplizierte chemische Reaktionen erforderlich. Dabei ging es nicht ohne lautes Getöse ab. Ein paar Fuhrleute auf dem Hof draußen bildeten sich deshalb ein, sie hätten mehrere Pistolenschüsse gehört - ein amüsanter, wenn auch

verständlicher Irrtum.

Was nun das neue Schaustück angeht, so haben wir damit Pech gehabt. Es ist ein großes Meisterwerk, von Mr. Rogers entworfen und im wesentlichen von ihm ausgeführt. Er wird sich darum kümmern, sobald er zurück ist.«

Orabona lächelte.

»Wir bekamen Schwierigkeiten mit der Polizei. Wir stellten es vor einer Woche zum erstenmal aus, und zwei Besucher fielen in Ohnmacht. Einer bekam vor dem Schaustück einen epileptischen Anfall. Die Figur ist, müssen Sie wissen - ein bißchen - stärker -als die übrigen. Auch wesentlich größer. Natürlich stand sie in dem Alkoven. Tags darauf kamen zwei Männer von Scotland Yard, um es sich anzusehen, und meinten, es sei zu makaber, um öffentlich gezeigt zu werden. Wir mußten es auf ihr Geheiß entfernen. Das war jammerschade, denn es ist ein so wundervolles Kunstwerk, aber ich hielt mich nicht für befugt, die Anordnung in Mr. Rogers' Abwesenheit gerichtlich anzufechten. Das Aufsehen, das dadurch entstünde, käme ihm jetzt gar nicht gelegen, aber wenn er wieder da ist - wenn er wieder da ist -«

Aus einem unerfindlichen Grunde fühlte Jones, wie eine Welle des Unbehagens und Abscheus in ihm aufstieg. Aber Orabona fuhr fort.

»Sie sind ein Kenner, Mr. Jones. Ich bin sicher, daß ich gegen kein Gesetz verstoße, wenn ich Ihnen die Figur zeige, gewissermaßen privat. Ohne Mr. Rogers' Entscheidung vorgreifen zu wollen - es ist möglich, daß wir die Figur eines Tages wieder zerstören, aber das wäre ein Verbrechen.«

Einen Moment lang überlegte Jones, ob er nicht lieber ablehnen und das Weite suchen sollte, aber Orabona hatte ihn schon mit der Begeisterung eines Künstlers am Arm gepackt und zog ihn mit. Vor dem Alkoven, der mit unsäglichen Schreckgestalten vollgestopft war, standen keine Besucher. In der hinteren Ecke war eine große Nische mit einem Vorhang abgeteilt worden, und auf diese ging der Assistent lächelnd zu.

»Sie müssen wissen, Mr. Jones, der Titel dieses Schaustücks ist »Das Opfer für Rhan-Tegoth.«

Jones fuhr zusammen, aber Orabona schien es nicht zu bemerken.

»Der formlose, kolossale Gott figuriert in gewissen obskuren Legenden, die Mr. Rogers studiert hat. Das ist natürlich alles Unsinn, wie Sie Mr. Rogers so oft versichert haben. Er soll aus dem Weltraum auf die Erde gekommen sein und vor drei Millionen Jahren in der Arktis gelebt haben. Er ging mit den Opfern, die ihm dargebracht wurden, recht eigenartig und, wie Sie sehen werden, recht grausam um. Mr. Rogers hatte die Gruppe verblüffend lebensecht modelliert, bis hin zum Gesicht des Opfers.«

Jones, der jetzt heftig zitterte, klammerte sich an das Messinggeländer vor der zugehängten Nische. Er wollte Orabona schon in den Arm fallen, als dieser den Vorhang zur Seite zog, doch ein anderer Impuls hielt ihn zurück. Der Ausländer lächelte triumphierend.

»Schauen Sie!«

Jones wurde schwindlig, obwohl er sich an dem Geländer festhielt.

»Großer Gott!«

Volle zehn Fuß hoch, trotz seiner tückisch geduckten Haltung, aus der unendliche kosmische Bösartigkeit sprach, stand ein Ungeheuer von unvorstellbar grauerregendem Äußeren im Begriff, von einem zyklischen, mit grotesken Reliefs geschmückten Elfenbeinthron zu gleiten. Mit den mittleren beiden seiner sechs Beine hielt es ein zermalmt, plattgedrücktes, verzerrtes und blutloses Ding gepackt, das millionenfach durchlöchert und stellenweise wie mit scharfer Säure angeätzt war. Nur der zerfleischte Kopf des Opfers, der verkehrt herum auf einer Seite herabbaumelte, deutete darauf hin, daß es sich um ein Wesen handelte, das einmal ein Mensch gewesen war.

Das Monstrum bedurfte keines Titels für einen, der ein gewisses teuflisches Foto gesehen hatte. Dieses abscheuliche Bild war nur allzu wirklichkeitsgetreu gewesen, hatte aber trotzdem nicht das ganze Grauen vermittelt, das die gigantische Wirklichkeit hervorrief. Der kugelförmige Rumpf - die blasenartige Andeutung eines Kopfes - die drei Fischaugen - der einen Fuß lange Rüssel - die geblähten Kiemen - die zahllosen kurzen, mit Saugnäpfen versehenen Tentakeln - die sechs gewundenen Gliedmaßen mit ihren schwarzen Tatzen und krebsartigen Scheren - gütiger Gott! Wie bekannt ihm diese schwarze Tatze mit den Scheren vorkam!

Orabonas Lächeln war im höchsten Grade abstoßend. Jones würgte und starrte das gräßliche Schaustück mit wachsender Faszination an, die ihn verwirrte und verstörte. Welche Ahnung eines nur halb erkannten Schrecknisses zwang ihn, das Ungeheuer noch länger zu betrachten und nach Einzelheiten zu suchen? Das hatte Rogers in den Wahnsinn getrieben ... Rogers, den hervorragenden Künstler ... Er hatte gesagt, sie seien nicht künstlich ...

Dann sah er, was ihn so faszinierte. Es war der baumelnde wächserne Kopf des Opfers. Das Gesicht war nicht ganz unkenntlich, und es kam Jones irgendwie bekannt vor. Es ähnelte dem vom Wahnsinn verzerrten Gesicht des armen Rogers. Jones sah genauer hin, ohne eigentlich zu wissen, was ihn dazu trieb. War es nicht verständlich, daß ein wahnsinniger Egozentriker seinem Meisterwerk seine eigenen Züge verlieh? Oder gab es noch etwas, was sein Unterbewußtsein längst wahrgenommen hatte und nur aus schierem Entsetzen unterdrückte?

Das Wachs des verstümmelten Gesichts war ungeheuer raffiniert bearbeitet worden. Diese Einstiche - wie genau sie den zahllosen Wunden glichen, die jenem bedauernswerten Hund zugefügt worden waren! Aber da war noch etwas anderes. Auf der linken Wange war eine Unregelmäßigkeit zu erkennen, die irgendwie nicht ins Bild passen wollte, so als hätte der Bildhauer versucht, einen Fehler zu kaschieren, der ihm beim ursprünglichen Modellieren unterlaufen war. Je länger Jones schaute, um so mehr graute es ihm vor diesem Rätsel, und dann fiel ihm jäh etwas ein, was sein Entsetzen auf die Spitze trieb. Diese Nacht des Grauens - der Kampf - der gefesselte Irre - und die lange, tiefe Schramme in der linken Wange des realen, lebenden Rogers ...

Jones' Hände lösten sich von dem Geländer, und er sank ohnmächtig nieder. Orabona lächelte immer noch.

DAS WIMMELNDE CHAOS von Elizabeth Berkeley und H. P. Lovecraft

Über die Freuden und Qualen des Opiumgenusses ist viel geschrieben worden. Die Ekstasen und Schrecken von De Quincey und den Paradis artificiels Baudelaires sind mit einer Kunstfertigkeit beschrieben und interpretiert worden, die sie unsterblich machen, und die Welt kennt die Schönheit, das Grauen und das Mysterium dieser obskuren Reiche, in die der inspirierte Träumer versetzt wird. Aber mag auch noch so viel erzählt worden sein, noch nie hat es jemand gewagt, die Art der Phantasmen anzudeuten, die dem Geist auf diese Weise enthüllt werden, oder die Richtung der üppig verzierten und exotischen Straßen anzugeben, auf die die Droge den Menschen unwiderstehlich führt. De Quincey fühlte sich zurück nach Asien gezogen, dem Land wimmelnder, nebelhafter Schatten, das so erschreckend alt ist, daß »das ungeheure Alter der Rasse und des Namens das Gefühl für die Jugend des Individuums überwältigt«, aber weiter wagte er nicht zu gehen. Diejenigen, die doch weitergingen, kehrten nur selten zurück, und selbst wenn, waren sie hinterher entweder stumm oder nicht mehr bei Sinnen. Ich nahm nur ein einziges Mal Opium, im Jahr der Seuche, als die Ärzte bemüht waren, die Qualen zu lindern, die sie nicht heilen konnten. Ich bekam eine Überdosis - mein Arzt war vor Entsetzen und Überarbeitung erschöpft -, und ich machte eine wahrhaft weite Reise. Ich kehrte am Schluß zurück und blieb am Leben, aber meine Nächte sind von seltsamen Erinnerungen angefüllt, und ich habe auch nie wieder einem Arzt erlaubt, mir Opium zu geben.

Der Schmerz und das Pochen in meinem Kopf waren schlechthin unerträglich geworden, als mir die Droge verabreicht wurde. An die Zukunft dachte ich nicht mehr, mein ganzes Sinnen und Trachten war allein darauf gerichtet, Erlösung von meinen Qualen zu finden, sei es durch Heilung, Bewußtlosigkeit oder Tod. Ich war halb im Delirium, so daß es mir schwerfällt, den genauen Augenblick des Übergangs zu bezeichnen, aber ich glaube, die Wirkung muß eingesetzt haben, kurz bevor das Pochen aufhörte, schmerzhaft zu sein. Ich bekam, wie gesagt, eine Überdosis, und daher waren meine Reaktionen wahrscheinlich weit von allem Normalen entfernt. Das Gefühl des Fallens, seltsam unabhängig von Schwerkraft oder Richtung, war am deutlichsten, doch es gab da auch den schwächeren Eindruck von der unsichtbaren Gegenwart unermesslich großer Menschenmengen, die ihrer Natur nach unendlich vielgestaltig waren, aber doch alle irgendwie zu mir in Beziehung standen. Manchmal war es nicht eigentlich so, als ob ich fiel, sondern so, als fielen das Universum oder die Epochen der Ewigkeit an mir vorbei. Plötzlich hörte der Schmerz auf, und ich begann, das Pochen mit einer äußeren statt einer inneren Kraft zu assoziieren. Auch das Fallen hatte aufgehört, und an seine Stelle war ein Gefühl unbehaglicher, vorübergehender Ruhe getreten, und als ich angestrengt lauschte, meinte ich wahrzunehmen, daß das Pochen das der riesigen, unergründlichen See war, wenn ihre düsteren, kolossalen Brandungswogen nach einem Sturm von titanischen Ausmaßen eine verlassene Küste verheeren. Dann schlug ich die Augen auf. Einen Moment lang schien meine Umgebung verschwommen, wie ein hoffnungslos

unscharfes Projektionsbild, doch nach und nach wurde mir bewußt, daß ich mich einsam und allein in einem merkwürdigen und schönen Raum befand, der von vielen Fenstern erhellt war. Über die eigentliche Natur dieses Gemachs konnte ich mir keine Vorstellung bilden, denn meine Gedanken waren noch im ärgsten Aufruhr, aber ich sah farbenfrohe Teppiche und Draperien, kunstvoll gearbeitete Tische, Sessel, Ottomanen und Diwane sowie zierliche Vasen und Ornamente, die eine Andeutung von Exotik vermittelten, ohne eigentlich fremdartig zu sein. Diese Dinge bemerkte ich, doch sie standen in meinem Bewußtsein nicht obenan. Langsam, doch unerbittlich, über alle anderen Eindrücke sich erhebend, bemächtigte sich meiner eine schwindelerregende Furcht vor dem Unbekannten, eine Furcht, die um so größer war, als ich sie nicht zu ergründen vermochte, und die sich auf eine verstohlen sich nähernde Bedrohung zu beziehen schien, nicht den Tod, sondern etwas Namenloses, Unerhörtes, das noch unendlich viel widerwärtiger und grauenhafter sein mußte. Im nächsten Augenblick wurde mir klar, daß das unmittelbare Symbol und der Anlaß meiner Furcht das schreckliche Pochen war, das unaufhörlich und mit unerträglicher Regelmäßigkeit in meinem erschöpften Gehirn pulsierte. Es schien von einem Punkt außer- und unterhalb des Gebäudes zu kommen, in dem ich stand, und mit den erschreckendsten geistigen Bildern einherzugehen. Ich spürte, daß irgendeine schreckliche Szene oder ein grauerregendes Objekt hinter den mit Seide behängten Wänden lauerte, und schrak davor zurück, durch die kunstvoll vergitterten, überwölbten Fenster zu schauen, die sich auf so verwirrende Weise allenthalben auftaten. Als ich sah, daß all diese Fenster Läden hatten, schloß ich diese alle, wobei ich den Blick abwandte, um nicht nach draußen zu blicken. Dann zündete ich mit einem Feuerzeug, das ich auf einem der Tischchen fand, die vielen Kerzen an, die in arabesken Leuchtern an den Wänden standen. Das Gefühl größerer Sicherheit, das mir die geschlossenen Fensterläden und das künstliche Licht gaben, beruhigte meine Nerven in gewissem Grade, aber es gelang mir nicht, das monotone Pochen auszusperren. Nun da ich ruhiger war, wurde das Geräusch ebenso faszinierend, wie es furchterregend war, und ich verspürte einen widersprüchlichen Wunsch, trotz meiner immer noch starken Scheu seinen Ursprung ausfindig zu machen. Indem ich eine Portiere an der Seite des Raumes öffnete, die dem Pochen am nächsten war, erblickte ich einen kleinen und reich drapierten Korridor, der mit einer geschnitzten Tür und einem großen Erkerfenster abschloß. Zu diesem Fenster zog es mich unwiderstehlich, obwohl meine vagen Ängste ebenso sehr darauf bedacht schienen, mich zurückzuhalten. Als ich mich ihm näherte, sah ich in der Ferne ein chaotisches Wirbeln von Wassern. Dann, als ich es erreicht hatte und nach allen Seiten hinausschaute, brach das stupende Bild meiner Umgebung mit verheerender Gewalt über mich herein.

Es bot sich mir ein Anblick, wie ich ihn noch nie geschaut hatte und wie ihn kein Lebender je gesehen haben kann, es sei denn im Delirium des Fiebers oder im Inferno des Opiums. Das Bauwerk stand auf einer schmalen Landspitze - zumindest war es fetzt eine Landspitze - volle dreihundert Fuß über dem Grund, der noch vor kurzem ein siedender Strudel irrwitziger Wassermassen gewesen sein mußte. Beiderseits des Hauses fiel ein frisch ausgewaschener Steilhang von roter Erde in die

Tiefe, während vor mir die gewaltigen Wogen noch immer schrecklich heranrollten und sich mit gespenstischer Monotonie und boshafter Willkür in das Land fraßen. Ein oder zwei Meilen entfernt hoben und senkten sich bedrohliche Brecher von mindestens fünfzig Fuß Höhe, und am fernen Horizont lagerten greuliche schwarze Wolken von groteskem Umriß, brütend und lauernd wie widerwärtige Geier. Die Wellen waren dunkel und blau-violett, beinahe schwarz, und rissen wie grobe, gierige Hände an der weichen roten Erde des Ufers. Ich konnte nur mutmaßen, daß irgendein verderblicher Geist des Meeres dem festen Land einen Vernichtungskrieg erklärt hatte, womöglich ermuntert durch den zornigen Himmel.

Als ich endlich die Benommenheit abschüttelte, die dieses unnatürliche Schauspiel mir verursacht hatte, wurde mir klar, daß ich in höchster physischer Gefahr schwebte. Unter meinen Augen hatte das Ufer bereits wieder viele Fuß an das Meer verloren, und es konnte nicht mehr lange dauern, bevor das Haus gänzlich unterspült in den schrecklichen Abgrund der peitschenden Wogen stürzen würde. So eilte ich denn auf die gegenüberliegende Seite des Bauwerks und trat, als ich dort eine Tür fand, augenblicklich ins Freie, und schloß sie hinter mir ab mit einem merkwürdigen Schlüssel, der drinnen gehangen hatte. Ich konnte nun mehr von meiner seltsamen Umgebung überblicken und bemerkte eine einzigartige Teilung, die in dem feindseligen Ozean und Firmament zu bestehen schien. Auf den beiden Seiten des schmalen Vorgebirges herrschten ganz verschiedene Verhältnisse. Zu meiner Linken, dem Lande zu, erstreckte sich eine sanft atmende See mit großen grünen Wellen, die friedlich unter einer strahlenden Sonne heranrollten. Irgend etwas an der Art und Stellung dieser Sonne ließ mich schaudern, aber ich wußte damals nicht und wüßte auch heute nicht zu sagen, was es gewesen ist. Auch zu meiner Rechten war Meer, aber es war blau, still und nur ganz sachte gewellt, während der Himmel darüber dunkler und das ausgewaschene Ufer eher weiß als rötlich war.

Ich wandte nun mein Augenmerk dem Lande zu und fand neuerlich Grund zum Staunen, denn die Vegetation war anders als alles, was ich je gesehen oder wovon ich gelesen hatte. Sie war offenkundig tropisch oder zumindest subtropisch, ein Eindruck, den die starke Hitze der Luft bestätigte. Manchmal meinte ich, seltsame Analogien zu der Flora meines Vaterlandes zu entdecken, stellte mir vor, daß die vertrauten Pflanzen und Sträucher in einem anderen Klima wohl solche Gestalt annehmen könnten, doch die gigantischen und allgegenwärtigen Palmen waren unbezweifelbar fremdartig. Das Haus, das ich gerade verlassen hatte, war sehr klein, kaum größer als ein Bauernhaus, doch es war offensichtlich aus Marmor erbaut, und seine Architektur war sonderbar und kompliziert, eine eigenartige Mischung aus okzidentalischen und orientalischen Formen. An den Ecken waren korinthische Säulen, aber das rote Ziegeldach ähnelte dem einer chinesischen Pagode. Von der Tür landeinwärts verlief ein Pfad aus einzigartig weißem Sand, etwa vier Fuß breit und zu beiden Seiten von stattlichen Palmen und unbekanntem blühenden Büschen und Pflanzen gesäumt. Er lag mehr auf der Seite des Vorgebirges, wo das Meer blau und das Ufer weißlich waren. Diesen Pfad entlang zu fliehen fühlte ich mich gedrängt, als verfolgte mich ein böser Geist aus dem donnernden Ozean. Zuerst führte der Weg leicht bergan, dann erreichte ich eine sanfte Kuppe. Hinter mir sah ich die Szene, die

ich verlassen hatte, die ganze Landspitze mit dem Häuschen und dem schwarzen Wasser, mit der grünen See auf der einen und der blauen See auf der anderen Seite und einem namenlosen und unbenennbaren Fluch, der sich über das alles herabsenkte. Ich habe es nie mehr gesehen, und ich frage mich oft ... Nach diesem letzten Blick ging ich weiter und betrachtete das Panorama, das sich landeinwärts vor mir ausbreitete.

Der Pfad verlief, wie bereits erwähnt, an der rechten Küste, wenn man landeinwärts ging. Vor mir und zu meiner Linken erblickte ich nun ein prachtvolles Tal von vielen Tausenden Morgen, dicht bewachsen mit wehenden, übermannshohen tropischen Gräsern. Fast am äußersten Rand meines Gesichtskreises stand eine riesige Palme, die mich faszinierte und mich zu locken schien. Unterdessen hatten mein Staunen und die geglückte Flucht von der gefährdeten Halbinsel meine Ängste weitgehend zerstreut, doch als ich mich müde auf den Pfad sinken ließ, um zu rasten, und dabei müßig die Hände in den warmen, weißgoldenen Sand grub, überfiel mich abermals ein akutes Gefühl der Gefahr und Bedrohung. Irgendein Schrecknis in dem wehenden hohen Gras gesellte sich zu der diabolisch donnernden See, und ich fuhr auf und rief laut und ohne Sinn und Verstand:

»Tiger? Tiger? Ist es ein Tiger? Bestie? Bestie? Ist es eine Bestie, vor der ich mich fürchte?« Ich dachte zurück an eine alte, antike Geschichte von Tigern, die ich gelesen hatte, versuchte, mich des Autors zu erinnern, hatte jedoch Schwierigkeiten. Dann fiel mir trotz meiner Angst wieder ein, daß die Geschichte von Rudyard Kipling war, und mir wurde nicht bewußt, wie grotesk es war, ihn für einen antiken Autor zu halten. Ich sehnte mich nach dem Band, der diese Geschichte enthielt, und war schon beinahe entschlossen, zu dem verdammten Häuschen zurückzukehren, um ihn zu holen, als die Vernunft und die Lockung der Palme mich doch noch davon abhielten.

Ob ich der Verlockung zurückzugehen ohne die entgegenwirkende Faszination der riesigen Palme widerstanden hätte, das weiß ich nicht. Diese Faszination war jetzt am stärksten, und ich verließ den Pfad und kroch auf Händen und Knien den Abhang hinunter ins Tal, trotz meiner Angst vor dem Gras und den Schlangen, die es beherbergen mochte. Ich war entschlossen, so lange wie möglich gegen alle Bedrohungen von See oder Land um Leben und Vernunft zu kämpfen, obgleich ich mitunter die Niederlage fürchtete, wenn das tückische Zischeln der unheimlichen wehenden Gräser sich mit dem immer noch hörbaren, irritierenden Donnern der fernen Brecher verband. Oft blieb ich stehen und hielt mir schützend die Hände über die Ohren, doch auch so konnte ich die abscheulichen Geräusche nicht ganz unterdrücken. Ewigkeiten, so schien mir, waren vergangen, als ich mich endlich zu der lockenden Palme hinaufschleppte und mich still in ihren schützenden Schatten legte.

Nun folgten Geschehnisse, die mich abwechselnd zu den Extremen der Ekstase und des Entsetzens brachten, Geschehnisse, deren ich mich nur zitternd erinnere und die ich nicht zu deuten wage. Kaum war ich unter das tief hängende Laubwerk der Palme gekrochen, als von ihren Wedeln ein junges Kind herabfiel, ein Kind von nie gesehener Schönheit. Obgleich zerlumpt und staubig, trug dieses Wesen die Züge

eines Fauns oder Halbgottes und schien im dichten Schatten des Baumes beinahe Licht auszustrahlen. Es lächelte und streckte mir die Hand hin, doch bevor ich aufstehen und etwas sagen konnte, hörte ich in luftiger Höhe feinen, melodischen Gesang, in dem sich hohe und tiefe Töne mit sublimer, ätherischer Harmonie verbanden. Die Sonne war unterdessen unter den Horizont gesunken, und im Dämmerlicht sah ich, daß eine Aureole flackernden Lichts den Kopf des Kindes umgab. Mit silberheller Stimme sprach es mich an: »Es ist das Ende. Sie sind durch das Zwielficht von den Sternen gekommen. Jetzt ist alles vorbei, und jenseits der Arinurischen Ströme werden wir glücklich in Teloe wohnen.« Während das Kind sprach, sah ich einen weichen Lichtschimmer, der durch die Blätter der Palme fiel, und mich erhebend begrüßte ich zwei Gestalten, von denen ich wußte, daß sie die Vorsänger unter denen waren, die ich gehört hatte. Ein Gott und eine Göttin müssen sie gewesen sein, denn solche Schönheit ist nicht sterblich; und sie nahmen meine Hand und sagten: »Komm, Kind, du hast die Stimmen gehört, und alles ist gut. In Teloe, jenseits der Milchstraße, und in den Arinurischen Strömen sind Städte ganz aus Bernstein und Chalcedon. Und auf ihren facettenreichen Kuppeln glitzern die Bilder fremder und schöner Sterne. Unter den Elfenbeinbrücken von Teloe fließen Flüsse aus flüssigem Gold, und auf ihnen schwimmen Vergnügungsboote, die unterwegs sind nach dem blühenden Cytharion der Sieben Sonnen. Und in Teloe und Cytharion wohnen nur Jugend, Schönheit und Lust, und man hört auch keine Geräusche, es sei denn Gelächter, Gesang und die Laute. Nur die Götter wohnen in Teloe von den goldenen Flüssen, doch unter ihnen sollst du wohnen.«

Indes ich verzückt lauschte, wurde ich plötzlich einer Veränderung in meiner Umgebung gewahr. Die Palme, die eben noch meine erschöpfte Gestalt beschattet hatte, befand sich jetzt ein gutes Stück links und deutlich unter mir. Sie schwebte offenbar in der Atmosphäre, begleitet nicht nur von dem merkwürdigen Kind und dem strahlenden Paar, sondern auch von einer stetig wachsenden Menge halb-leuchtender, mit Weinlaub umkränzter junger Männer und Mädchen mit fröhlichen Gesichtern und im Wind wehendem Haar. Langsam erhoben wir uns gemeinsam, wie von einer duftenden Brise getragen, die nicht von der Erde kam, sondern von den goldenen Sternennebeln, und das Kind flüsterte mir ins Ohr, ich müsse stets nach oben schauen in die Bahnen des Lichts und niemals zurück zu der Sphäre, die ich eben verlassen hatte. Die jungen Männer und Mädchen sangen nun zur Begleitung der Laute liebliche Choriamben, und ich war eingehüllt von einem Frieden und einem Glück, tiefer, als ich es mir je vorgestellt hatte, als das Eindringen eines einzigen Lautes mein Schicksal änderte und meine Seele zerbrach. Durch die entzückenden Weisen der Sänger und Lautenisten kam wie als höhnische, dämonische Begleitung aus den Abgründen unter uns dieses fluchwürdige, abscheuliche Donnern und Toben des furchtbaren Ozeans, und als diese schwarzen Brecher ihre Botschaft in mein Ohr pochten, vergaß ich die Worte des Kindes und schaute zurück, hinab auf die Szene des Unheils, der ich entkommen zu sein glaubte.

Durch den Äther sah ich tief drunten die vermaledeite Erde sich drehen, auf ewig sich drehen, mit zornigen, stürmischen Seen, die gegen wilde, öde Küsten anrannten und Gischt an die zerbröckelnden Türme verlassener Städte warfen. Und unter einem

gespenstischem Mond glommen Anblicke, die ich nie beschreiben, Anblicke, die ich nie vergessen könnte; Wüsten von leichenartigem Lehm und Dschungel des Verfalls und der Dekadenz, wo sich einst die volkreichen Ebenen und Dörfer meines Heimatlandes erstreckten, und Malströme strudelnder Ozeane, wo einst die mächtigen Tempel meiner Vorväter standen. Um den Nordpol dampfte ein Morast ekliger Gewächse und miasmatischer Dämpfe, zischend vor dem Anprall der ständig steigenden Wogen, die aus den schaurigen Tiefen aufquollen. Dann zerriß ein gellendes Krachen die Nacht, und quer über die Wüste der Wüsten tat sich eine rauchende Kluft auf. Immer noch schäumte und nagte der schwarze Ozean, die Wüste von beiden Seiten her verzehrend, während der Riß in der Mitte immer weiter und weiter klaffte.

Es war jetzt kein Land mehr übrig außer der Wüste, und immer noch fraß und fraß der wütend schäumende Ozean weiter. Auf einmal schien es mir, als hätte auch die donnernde See Angst vor etwas bekommen, Angst vor den dunklen Göttern der inneren Erde, die größer sind als der böse Gott der Wasser, aber es half nichts, es gab keine Umkehr, und die Wüste hatte schon zu sehr unter diesen Alptraumwogen gelitten, um ihnen jetzt zu helfen. So fraß der Ozean die letzten Reste des Landes und ergoß sich in den rauchenden Abgrund, und so gab er alles wieder hin, was er erobert hatte. Von den eben erst überfluteten Ländereien floß er wieder ab, Tod und Verfall offenbarend, und aus seinem uralten, unvordenklichen Bett tropfte er eklige, unnachtete Geheimnisse aus den Jahren entdeckend, als die Zeit noch jung und die Götter noch ungeboren waren. Über den Wellen erhoben sich trauernde, erinnerte Türme. Der Mond legte blasse Linien des Lichts auf das tote London, und Paris erstand aus seinem feuchten Grab, um sich mit Sternenstaub weihen zu lassen. Dann erhoben sich Türme und Monolithen, die in Trauer, aber nicht in der Erinnerung waren, schreckliche Türme und Monolithen von Ländern, von denen die Menschen nie wußten, daß es Länder waren.

Es war jetzt kein Pochen mehr zu hören, nur noch das unirdische Rauschen und Zischen der Wasser, die in die Kluft stürzten. Der Rauch aus dieser Kluft hatte sich in Dampf verwandelt und verbarg beinahe die Welt, indem er dichter und immer dichter wurde. Er verbrühte mir Gesicht und Hände, und als ich aufschaute, um zu sehen, was mit meinen Gefährten geschah, sah ich, daß sie alle verschwunden waren. Dann war plötzlich alles zu Ende, und ich wußte nichts mehr, bis ich auf dem Bett der Rekonvaleszenz aufwachte. Als die Dampfwolke aus dem plutonischen Abgrund schließlich die ganze Oberfläche vor meinen Blicken verbarg, schrie das ganze Firmament in einer Agonie wahnsinnigen Donners auf, der den zitternden Äther erschütterte. In einem einzigen, delirösen Blitz und Krachen geschah es; ein blendender, betäubender Holocaust von Feuer, Rauch und Donner, der den bleichen Mond auflöste, als er ins Leere fortschoß.

Und als der Rauch sich verzog und ich auf die Erde hinabschauen wollte, sah ich vor dem Hintergrund kalt blinkender Sterne nur die sterbende Sonne und die blassen, traurigen Planeten, die ihre Geschwister suchten.

FLÜGEL DES TODES von Hazel Heald und H. P. Lovecraft

Das Orange Hotel steht in Bloemfontein, Südafrika, unweit des Bahnhofs an der High Street. Am Sonntag, dem 24. Januar 1932. saßen vier Männer schreckensbleich in einem Zimmer im dritten Stock. Einer von ihnen war George C. Titteridge, der Hotelbesitzer, der zweite der Polizist Ian De Witt von der Hauptwache, der dritte Johannes Bogaert, der Leichenbeschauer, und der vierte, der noch den gefäßtesten Eindruck machte, der Arzt Dr. Cornelius Van Keulen.

Auf dem Fußboden lag, in der drückenden Sommerhitze nur allzu deutlich wahrnehmbar, der Leichnam eines Mannes, aber er war es nicht, vor dem sich die Männer fürchteten. Ihre Blicke wanderten von dem Tisch, auf dem eine kuriose Ansammlung von Gegenständen lag, zur Decke, an deren glatte, weiße Fläche riesige Schriftzeichen mit zittriger Hand in Tinte gemalt worden waren, und ab und zu warf Dr. Van Keulen auch einen verstohlenen Blick auf ein abgegriffenes, in Leder gebundenes Notizbuch, das er in der linken Hand hielt. Das Grauen der vier Männer schien sich zu gleichen Teilen auf das Notizbuch, das Gekritzel an der Decke und eine tote Fliege von merkwürdigem Aussehen zu beziehen, die in einer Flasche Ammoniak auf dem Tisch schwamm. Auf dem Tisch sah man außerdem noch ein offenes Tintenfaß, einen Federhalter und eine Schreibunterlage, einen Arztkoffer, eine Flasche Salzsäure und einen Krug, der etwa zu einem Viertel mit Mangandioxyd gefüllt war.

Das abgegriffene Notizbuch war das Tagebuch des Toten auf dem Fußboden und hatte den Männern sofort verraten, daß der Name, unter dem sich der Mann ins Hotelregister eingetragen hatte - »Frederick N. Mason, Bergbaugesellschaften, Toronto, Kanada« - falsch war. Aber auch noch über andere, schreckliche Dinge gab das Tagebuch Aufschluß, und noch weitaus grauenhaftere Dinge konnte man aufgrund der Eintragungen nur ahnen, ohne daß sie klar oder auch nur halbwegs glaubwürdig wurden. Dieses Schwanken zwischen Glauben und Ungläubigkeit - eine charakteristische Haltung für Menschen, die ihr ganzes Leben inmitten der schwarzen, unveränderlichen Geheimnisse des brütenden Afrika verbracht haben - war es, was die Männer trotz der sengenden Januarhitze so schaudern ließ.

Das Notizbuch war nicht besonders groß, und die Einträge waren in einer zierlichen Handschrift ausgeführt, die jedoch auf den letzten Seiten nervös und fahrig wurde. Die Einträge waren kurz und anfangs durch größere zeitliche Abstände getrennt, am Schluß jedoch täglich. Die Bezeichnung Tagebuch wäre nicht ganz richtig, denn es war nur von einer bestimmten Art von Tätigkeiten des Verfassers die Rede. Dr. Van Keulen erkannte den Namen des Toten in dem Augenblick, da er das Buch aufschlug, denn es war der Name eines prominenten Berufskollegen von ihm, der seit langem als Afrika-Spezialist gegolten hatte. Beim Weiterlesen mußte der Arzt entsetzt feststellen, daß dieser Mann offenbar etwas mit einem grauenhaften Verbrechen zu tun hatte, das etwa vier Monate zuvor durch die Zeitungen gegangen war, jedoch bislang nicht hatte aufgeklärt werden können. Und je mehr er las, um so stärker wurden sein Entsetzen, sein Abscheu und seine panische Angst.

Was hier folgt, ist in seinen wesentlichen Teilen der Text, den der Arzt in jenem düsteren und zunehmend widerwärtigen Zimmer laut vorlas, während die anderen drei schwer atmeten, auf ihren Stühlen herumrutschten, immer wieder einmal scheue Blicke zur Decke, zum Tisch und zu dem Leichnam auf dem Boden warfen oder einander ungläubig ansahen:

tagebuch <>VON dr.MED.thomas slauenwite

Betreffend die Bestrafung von Dr. Henry Sargent Moore aus Brooklyn, New York, Professor für Zoologie, Abteilung Wirbellose, Columbia University, New York, N. Y., vorbereitet zum Verlesen nach meinem Tode zum Zwecke der Bekanntmachung meiner Rache, die ansonsten möglicherweise nicht mir zugeschrieben würde, auch wenn sie Erfolg hat.

5. Januar 1919 - Ich bin nun fest entschlossen, Dr. Henry Moore zu töten, und ein Vorfall in jüngster Zeit brachte mich auf einen Gedanken, wie ich dabei zu Werk gehen könnte. Von nun an werde ich konsequent handeln, und deshalb werde ich auch dieses Tagebuch führen. Es dürfte kaum erforderlich sein, noch einmal die Umstände darzustellen, die mich zu dieser Handlungsweise gezwungen haben, denn die informierte Öffentlichkeit ist mit allen wichtigen Fakten vertraut. Ich wurde am 12. April 1885 in Trenton, New Jersey, geboren als Sohn von Dr. Paul Slauenwite, vormals Pretoria, Transvaal, Südafrika. Der Tradition unserer Familie folgend, studierte ich Medizin, und mein Vater (der im Jahre 1916 starb, als ich mit einem südafrikanischen Regiment in Frankreich stationiert war) riet mir, mich auf afrikanische Fieberkrankheiten zu spezialisieren; nach meinem Examen an der Columbia University widmete ich mich längere Zeit der Forschung und lernte dabei die Gebiete von Durban in Natal bis zum Äquator kennen.

In Mombasa stellte ich meine neue Theorie von der Entwicklung und Übertragung des remittierenden Fiebers auf, wobei ich nur in geringem Umfang auf die Schriften des verstorbenen Regierungsarztes Sir Norman Sloane zurückgriff, die ich in dem Haus fand, das ich bewohnte. Durch die Veröffentlichung meiner Ergebnisse wurde ich auf einen Schlag berühmt. Man sprach bereits von meiner Anwartschaft auf eine der höchsten Positionen im südafrikanischen Gesundheitsdienst und sogar davon, daß ich wahrscheinlich zum Ritter geschlagen werden würde, sobald ich die Einbürgerung beantragt hätte, und demzufolge unternahm ich die notwendigen Schritte.

Dann geschah der Vorfall, dessentwegen ich Henry Moore töten werde. Dieser Mann, der in Amerika und Afrika jahrelang mein Studienkollege und Freund gewesen war, nahm sich ganz bewußt vor, mir die Urheberschaft an meiner eigenen Theorie abzusprechen; er verbreitete, Sir Norman Sloane habe mich in allen wichtigen Einzelheiten vorweggenommen, und ließ durchblicken, ich hätte wahrscheinlich mehr von Sloane's Aufzeichnungen gefunden, als ich zuzugeben bereit sei. Um diese absurde Verdächtigung zu untermauern, legte er gewisse persönliche Briefe von Sir Norman vor, aus denen in der Tat hervorging, daß der ältere Mann zu ähnlichen Ergebnissen gekommen war wie ich und sie schon bald veröffentlicht hätte, wenn er nicht plötzlich gestorben wäre. Insoweit hatte er also recht, und ich konnte nur mein Bedauern ausdrücken. Was ich ihm nicht verzeihen konnte, war die aus Neid

geborene Unterstellung, ich hätte Sir Norman auch die Grundzüge meiner Theorie gestohlen. Die britische Regierung ignorierte vernünftigerweise die Anwürfe, verweigerte mir nun jedoch die in Aussicht gestellten Ehrungen mit der Begründung, meine Theorie sei zwar eine eigenständige geistige Leistung, jedoch objektiv gesehen nicht neu.

Ich mußte bald feststellen, daß meine Karriere in Afrika nicht mehr so recht vorankam, obwohl ich all meine Hoffnungen auf eine solche Karriere gesetzt und sogar auf meine amerikanische Staatsbürgerschaft verzichtet hatte.

Regierungsvertreter in Mombasa, zumal solche, die Sir Norman persönlich gekannt hatten, verhielten sich mir gegenüber nun ausgesprochen reserviert. Damals nahm ich mir bereits vor, es Moore früher oder später heimzuzahlen, obwohl ich noch nicht wußte, wie ich es anstellen sollte. Er hatte mich um meinen frühen Ruhm beneidet und seine Korrespondenz mit Sir Norman dazu benutzt, mich zu ruinieren. Und all dies, obwohl er mein Freund war und ich sein Interesse an Afrika geweckt und ihn unterwiesen und inspiriert hatte, bis er seinen derzeitigen bescheidenen Ruhm als Afrika-Entomologe erlangt hatte. Ich half ihm auf die Beine, und zum Dank ruinierte er mich. Dafür werde ich ihn eines Tages vernichten.

Als ich sah, daß ich in Mombasa an Boden verlor, bewarb ich mich um meine derzeitige Position im Landesinneren, in M'gon-ga, nur fünfzig Meilen von der Grenze von Uganda entfernt. Es ist ein Handelsposten für Baumwolle und Elfenbein, in dem außer mir nur acht Weiße leben. Ein schreckliches Loch, fast am Äquator und mit beinahe jeder Art von Fieberkrankheit verpestet, die der Menschheit bekannt ist. Überall giftige Schlangen und Insekten und Nigger mit Krankheiten, von denen der medizinische Laie noch nie etwas gehört hat. Aber meine Arbeit ist nicht schwer, und ich habe immer genug Zeit, um mir Gedanken darüber zu machen, was ich Henry Moore antun könnte. Ich leiste mir den Spaß, seinem Buch Dipteren Zentral- und Südafrikas einen Ehrenplatz in meinem Regal einzuräumen. Es scheint sogar so eine Art Standardwerk geworden zu sein - man arbeitet an der Columbia, der Harvard und der Wisconsin University damit -, aber alles, was besonders gut daran ist, geht auf Anregungen von mir zurück.

Letzte Woche kam ich durch Zufall auf eine Idee, wie ich Moore töten könnte. Eine Gruppe von Leuten aus Uganda brachte einen Schwarzen mit einer merkwürdigen Krankheit, die ich noch nicht diagnostiziert habe. Er war lethargisch und hatte sehr niedrige Temperatur sowie einen merkwürdig schlurfenden Gang. Die meisten anderen hatten Angst vor ihm und behaupteten, er stehe unter dem Zauber eines Medizinmanns, aber Gobo, der Dolmetscher, meinte, er sei von einem Insekt gestochen worden. Ich habe keine Ahnung, worum es sich dabei handeln könnte, denn er hat nur einen winzigen Stich am Arm. Der ist allerdings stark gerötet und von einem bläulichen Ring umgeben. Sieht gespenstisch aus, kein Wunder, daß die Boys von Schwarzer Magie munkeln. Sie haben anscheinend schon ähnliche Fälle gesehen und meinen, es sei kein Kraut dagegen gewachsen. Der alte N'Kuru, einer der Galla-Boys in M'gonga, ist der Ansicht, daß es sich um den Stich der Teufelsfliege handeln muß, der zur allmählichen Auszehrung und schließlich zum Tod des Opfers führe, worauf die Fliege, falls sie selbst noch am Leben ist, die Seele und Persönlichkeit des

Opfers übernimmt und mit dessen Bewußtsein und all seinen Vorlieben und Abneigungen umherfliegt. Eine seltsame Legende - ich kenne kein Insekt dieser Gegend, dessen Stich so gefährlich ist, daß solche Geschichten von ihm ausgehen könnten. Ich injizierte dem Schwarzen - er heißt Mevana - eine starke Dosis Chinin und entnahm ihm eine Blutprobe, habe aber noch kaum Fortschritte gemacht. Es ist sicherlich ein merkwürdiger Erreger vorhanden, den ich jedoch auch nicht annähernd zu identifizieren vermag. Am ähnlichsten ist er dem Bazillus, den man bei Ochsen, Pferden und Hunden findet, die von der Tsetsefliege gestochen wurden, aber Tsetsefliegen infizieren den Menschen nicht, und wir sind ja ohnehin zu weit im Norden.

Wichtig ist daran nur, daß ich jetzt weiß, wie ich Moore töten werde. Wenn es in dieser Gegend Insekten gibt, die so giftig sind, wie die Eingeborenen behaupten, werde ich dafür sorgen, daß er von einem unverdächtigen Absender mehrere Exemplare davon zugeschickt bekommt, mit der ausdrücklichen Versicherung, daß es sich um harmlose Insekten handle. Man kann sich darauf verlassen, daß er alle Vorsicht außer acht läßt, wenn es darum geht, eine unbekannte Spezies zu studieren - und dann werden wir sehen, wie die Natur ihren Lauf nimmt. Es dürfte nicht allzu schwer sein, ein Insekt aufzufinden, vor dem Schwarze so große Angst haben. Erst muß ich jedoch sehen, wie es dem armen Mevana ergeht, und dann werde ich meinen eigenen Todesboten suchen.

7. Jan. - Mevanas Befinden hat sich nicht gebessert, obwohl ich ihm alle Gegengifte injiziert habe, die ich kenne. Er hat Zitteranfälle, bei denen er angstvoll davon faselt, daß bei seinem Tod seine Seele in das Insekt übergehen wird, das ihn gestochen hat, aber dazwischen verfällt er immer wieder in fast vollständige Bewußtlosigkeit. Die Herztätigkeit ist noch stark, so daß ich Hoffnung habe, ihn doch noch durchzubringen. Ich werde es auf alle Fälle versuchen, denn er kann mich wahrscheinlich besser als irgend jemand sonst in die Gegend führen, wo er gestochen wurde.

Unterdessen werde ich an Dr. Lincoln schreiben, meinen Vorgänger hier, denn Allen, der Leiter der Faktorei, sagt mir, er wisse sehr viel über die Krankheiten, die in dieser Gegend hier vorkommen. Er müßte schon etwas von der Todesfliege gehört haben. Er ist jetzt in Nairobi, und ein schwarzer Bote müßte mir eigentlich innerhalb einer Woche eine Antwort bringen können, wenn er die halbe Entfernung mit der Eisenbahn zurücklegt.

10. Jan. - Der Zustand des Patienten unverändert, aber ich habe gefunden, was ich suchte! Es steht in einem alten Band mit örtlichen Gesundheitsunterlagen, den ich sorgfältig durchgesehen habe, während ich auf die Antwort von Lincoln wartete. Vor dreißig Jahren gab es eine Epidemie, der Tausende von Eingeborenen in Uganda zum Opfer fielen, und sie wurde zweifelsfrei auf eine seltene Fliege mit dem Namen *Glossina palpalis* zurückgeführt - eine Verwandte der Tsetsefliege, *Glossina marsitans*. Sie lebt im Gebüsch an den Ufern von Seen und Flüssen und ernährt sich vom Blut von Krokodilen, Antilopen und noch größeren Säugetieren. Wenn diese Tiere mit dem Erreger der Schlafkrankheit infiziert sind, nimmt die Fliege diesen auf und entwickelt nach einer Inkubationszeit von 31 Tagen akute Infektiosität. In den nächsten 75 Tagen bringt ihr Stich jedem Lebewesen den sicheren Tod.

Bei diesem Insekt handelt es sich zweifellos um die »Teufelsfliege«, von der die Nigger reden. Jetzt weiß ich, wie ich vorgehen muß. Ich hoffe, Mevana steht es durch. Ich müßte in vier oder fünf Tagen von Lincoln hören - er hat in diesen Dingen einen sehr guten Ruf. Mein größtes Problem ist, wie ich Moore den Fliegen aussetzen kann, ohne daß er sie erkennt. Bei seiner Pedanterie ist ihm zuzutrauen, daß er alles über sie weiß, da es ja schon Unterlagen über sie gibt.

15. Jan. — Habe soeben Nachricht von Lincoln bekommen, der alles bestätigt, was über *Glossina palpalis* in den Unterlagen steht. Er hat ein Mittel gegen Schlafkrankheit, das in zahlreichen Fällen zum Erfolg geführt hat, wenn es nicht zu spät verabreicht wurde. Intramuskuläre Injektionen von Tryparsamid. Da Mevana vor etwa zwei Monaten gestochen wurde, weiß ich nicht, ob das Mittel anschlagen wird, aber Lincoln meint, es hätte schon Fälle gegeben, die sich über 18 Monate hingen, also bin ich vielleicht doch noch nicht zu spät dran. Lincoln hat mir etwas davon mitgeschickt, und ich habe Mevana eben eine starke Dosis injiziert. Er ist jetzt bewußtlos. Sie haben seine Hauptfrau aus dem Dorf geholt, aber er erkennt sie nicht einmal. Falls er sich erholt, kann er mir sicherlich zeigen, wo die Fliegen vorkommen. Er ist angeblich ein großer Krokodiljäger und kennt ganz Uganda wie sein eigenes Dorf. Ich werde ihm morgen erneut eine Spitze geben.

16. Jan. - Mevana wirkt heute etwas munterer, aber die Herztätigkeit hat sich etwas verlangsamt. Ich werde mit den Injektionen fortfahren, die Dosen jedoch etwas verringern.

17. Jan. - Genesung macht Fortschritte. Mevana schlug heute nach der Injektion die Augen auf und schien fast bei Bewußtsein zu sein, wenn auch noch sehr benommen. Ich hoffe, Moore weiß nichts von Tryparsamid. Wahrscheinlich kennt er es nicht, denn er hat sich nie viel um Medizin gekümmert. Mevanas Zunge ist anscheinend gelähmt, aber ich vermute, das wird sich geben, wenn ich ihn nur aufwecken kann. Könnte selber einen längeren Schlaf gut gebrauchen, aber nicht von dieser Art!

25. Jan. - Mevana fast gesund! Noch eine Woche, und er kann mich in den Dschungel führen. Er hatte Angst, als er zum erstenmal zu sich kam, davor, daß seine Persönlichkeit nach seinem Tod auf die Fliege übergehen würde, faßte aber Mut, als ich ihm sagte, er würde wieder gesund werden. Seine Frau, Ugowe, sorgt jetzt gut für ihn, und ich kann mich ein bißchen ausruhen. Als nächstes sind die Todesboten an der Reihe!

3. Feb. — Mevana ist wiederhergestellt, und ich habe mit ihm über die Fliegenjagd gesprochen. Er hat große Angst, noch einmal die Stelle aufzusuchen, wo er gestochen wurde, aber ich appelliere an seine Dankbarkeit. Außerdem bildet er sich ein, daß ich Krankheiten nicht nur heilen, sondern auch fernhalten kann. Sein Mut könnte einen Weißen beschämen - ich zweifle nicht, daß er mich hinbringen wird. Wenn ich dem Leiter der Faktoreisage, daß es um die örtliche Gesundheitsarbeit geht, wird er mich für die paar Tage beurlauben.

i z.März - Endlich in Uganda! Habe neben Mevana noch fünf Boys, aber sie sind alle Gallas. Die örtlichen Eingeborenen waren nicht zu bewegen, in diese Gegend zu gehen, weil sich herumgesprochen hat, was Mevana passiert ist. Dieser Dschungel ist ein Ort der Pestilenz - durchzogen von ungesunden Dünsten. Die Seen haben

offenbar alle keinen Abfluß. An einer Stelle stießen wir auf Reste zyklopischer Ruinen, um die sogar die Gallas einen weiten Bogen machten. Sie behaupten, diese Megalithen seien älter als die Menschheit und ein Schlupfwinkel der »Fischer von draußen« - was immer das bedeuten mag - und der bösen Gottheiten Tsatogwa und Klulu gewesen. Bis zum heutigen Tag wird ihnen ein unheilvoller Einfluß zugeschrieben, der irgendwie mit den Teufelsfliegen zusammenzuhängen scheint.

15. März - Heute morgen den Mlolo-See erreicht, an dessen Ufer Mevana gestochen wurde. Ein höllisches, mit grünem Schlamm bedecktes Wasserloch voller Krokodile; Mevana hat eine Fliegenfalle aus feinem Drahtgeflecht mit einem Köder aus Krokodilfleisch aufgestellt. Die Falle hat eine kleine Einflugöffnung, und wenn die Fliege einmal drin ist, findet sie den Ausweg nicht mehr. Die Biester sind ebenso dumm wie gefährlich und gierig nach frischem Fleisch oder Blut. Ich hoffe, wir können mehrere Exemplare fangen. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß ich mit ihnen experimentieren muß; ich muß eine Möglichkeit finden, ihr Aussehen zu verändern, damit Moore sie nicht erkennt. Wahrscheinlich kann ich sie mit irgendwelchen anderen Arten kreuzen und auf diese Weise eine Bastardform schaffen, deren Fähigkeit, den Erreger zu übertragen, nicht beeinträchtigt sein wird. Wir werden sehen. Ich muß warten, habe aber jetzt keine Eile mehr. Wenn ich so weit bin, werde ich mir von Mevana infiziertes Fleisch besorgen lassen, um meine kleinen Todesbringer damit zu füttern, und dann - ab geht die Post.

16. März — Glück gehabt. Zwei Käfige voll. Fünf kräftige Exemplare mit Flügeln, die wie Diamanten glitzern. Mevana setzt sie in einen großen Kanister um, der mit feinem Drahtgeflecht verschlossen ist, und ich glaube, wir haben sie gerade rechtzeitig gefangen. Wir können sie ohne Schwierigkeiten nach M'gonga schaffen. Nehmen viel Krokodilfleisch als Nahrung mit. Es ist zweifellos zum größten Teil infiziert.

20. April - Wieder in M'gonga, im Labor beschäftigt. Habe bei Dr. Joost in Pretoria Tsetsefliegen für Kreuzungsexperimente bestellt. Eine solche Kreuzung, falls sie überhaupt gelingt, müßte Bastarde ergeben, die schwer zu erkennen, dabei aber genauso tödlich wie *Glossina palpalis* sind. Falls das fehlschlägt, werde ich es mit anderen Dipteren aus dem Landesinneren versuchen; ich habe schon zu Dr. Vanderfelde in Nyangwe nach anderen Kongo-Typen geschickt. Werde Mevana nun doch nicht bitten müssen, mir noch mehr infiziertes Fleisch zu besorgen, denn ich habe festgestellt, daß ich Kulturen des Erregers *Trypanosoma gambiense* aus dem Fleisch, das wir letzten Monat besorgten, in Reagenzgläsern fast unbegrenzt am Leben erhalten kann. Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich frisches Fleisch infizieren und meine geflügelten Boten damit füttern — und dann bon voyage!

18. Juni — Heute kamen meine Tsetsefliegen von Joost. Die Käfige für die Züchtungsversuche sind schon lange fertig, und ich bin jetzt dabei, meine Auswahl zu treffen. Habe vor, den Lebenszyklus mit Ultraviolettstrahlen zu beschleunigen. Die Apparatur dafür besitze ich glücklicherweise schon. Natürlich sage ich niemandem, was ich tue. Die Unwissenheit der wenigen Leute hier erleichtert es mir, meine Ziele geheimzuhalten und so zu tun, als ob ich nur aus medizinischen Gründen bestehende

Arten untersuchte.

19. Juni - Die Kreuzung ist fruchtbar! Gute Eiablage letzten Mittwoch, und jetzt habe ich schon hervorragende Larven. Falls die reifen Insekten genauso seltsam aussehen wie diese, brauche ich nichts weiter zu tun. Ich bereite für die verschiedenen Exemplare eigene nummerierte Käfige vor.

7. Juli - Die neuen Kreuzungen sind geschlüpft! Tarnung hervorragend, was den Rumpf betrifft, aber der Glanz der Flügel läßt immer noch an *Glossina palpalis* denken. Der Thorax erinnert entfernt an die Streifen der Tsetsefliege. Leichte Abwandlungen bei den Individuen. Füttere alle mit verseuchtem Krokodilfleisch, und wenn sich die Infektiosität entwickelt hat, werde ich die Fliegen an ein paar Schwarzen ausprobieren — natürlich so, daß es wie zufällig wirkt. Es gibt hier so viele leicht giftige Fliegen, daß man so etwas ohne weiteres tun kann, ohne Verdacht zu erregen. Ich werde eine der Fliegen in meinem dicht mit Fliegendraht abgesicherten Speisezimmer freilassen, wenn Batta, mein Boy, mir das Frühstück bringt, und mich selber vorsehen. Wenn sie ihre Arbeit getan hat, werde ich sie einfangen oder erschlagen, was bei der Dummheit dieser Tiere kein Kunststück sein dürfte - oder sie mit Chlorgas vergiften. Falls es das erstemal nicht klappt, werde ich es so oft probieren, bis ich Erfolg habe. Natürlich halte ich das Tryparsamid bereit, für den Fall, daß ich selber gestochen werde - aber ich werde aufpassen, daß das nicht passiert, denn ein absolut sicheres Mittel gibt es nicht.

10. Aug. - Infektiosität eingetreten. Konnte es so einrichten, daß Batta gestochen wurde. Fing die Fliege, als sie noch auf seiner Haut saß, und setzte sie wieder in ihren Käfig. Gab ihm Jod zur Schmerzlinderung, der arme Teufel ist mir auch noch dankbar dafür. Werde morgen eine der Varianten auf Gamba ansetzen, den Boten des Faktoreileiters. Weitere Tests wage ich hier nicht zu unternehmen, aber sollten doch noch weitere Versuche erforderlich sein, werde ich einige Exemplare nach Ukala bringen und dort die zusätzlichen Daten ermitteln.

n. Aug. - Gamba nicht gestochen, konnte aber die Fliege lebend wieder einfangen. Batta scheint immer noch wohlauf und hat keine Schmerzen am Rücken, wo er gestochen wurde. Werde etwas Zeit verstreichen lassen, bevor ich es noch einmal mit Gamba probiere.

14. Aug. - Insekten-Sendung von Vanderfelde endlich eingetroffen. Nicht weniger als sieben verschiedene Arten, einige davon mehr oder weniger giftig. Füttere sie gut, für den Fall, daß Kreuzung mit Tsetsefliege nicht funktioniert. Manche dieser Tierchen sehen ganz anders aus als *Glossina palpalis*, aber das Problem ist, daß fruchtbare Kreuzungen mit diesen Arten vielleicht nicht möglich sind.

17. Aug. - Habe Gamba an diesem Nachmittag erwischt, mußte aber die Fliege auf ihm totschiessen. Sie stach ihn in die linke Schulter. Habe den Stich versorgt, und Gamba ist genauso dankbar wie Batta. Batta's Zustand immer noch unverändert.

20. Aug. - Keine Veränderung bei Gamba, auch bei Batta nicht. Experimentiere mit einer neuen Art von Tarnung, um die Hybridisierung zu ergänzen - ein Farbstoff, mit dem sich der verräterische Glanz der Flügel verändern läßt. Ein bläulicher Schimmer wäre am besten; könnte vielleicht eine ganze Partie Insekten damit einsprühen. Werde mit Preußischblau und Turnbollsblau experimentieren.

25. Aug. - Batta klagte heute über Schmerzen am Rücken; vielleicht kommen die Dinge jetzt in Gang.

3. Sept. - Bin mit meinen Experimenten ein gutes Stück vorangekommen. Batta zeigt Anzeichen von Lethargie und sagt, der Rücken tue ihm ständig weh. Gamba hat ein unangenehmes Gefühl in der Schulter, in die er gestochen wurde.

24. Sept. - Battas Zustand verschlechtert sich zusehends. Er macht sich Sorgen wegen des Insektenstichs. Er meint, es müsse eine Teufelsfliege gewesen sein, und beschwor mich, sie zu töten - denn er sah, wie ich sie in den Käfig tat -, bis ich vorgab, sie sei längst eingegangen. Er meinte, er wolle nicht, daß seine Seele nach seinem Tod in die Fliege übergehe. Ich gab ihm Injektionen von destilliertem Wasser, um ihn bei Laune zu halten. Die Fliege besitzt offenbar alle Eigenschaften von *Glossina palpalis*. Gamba ist ebenfalls schwach und zeigt die gleichen Symptome wie Batta. Vielleicht probiere ich bei ihm das Tryparsamid aus, denn daß der Stich wirkt, ist schon hinreichend bewiesen. Bei Batta werde ich jedoch nicht eingreifen, denn ich möchte eine ungefähre Vorstellung davon bekommen, wie lange es dauert, bis ein gestochener Mensch stirbt.

Die Experimente mit der Färbung entwickeln sich gut. Ein isomere Form von Ferroferrizyanid mit einer Beimischung von Kalisalz kann in Alkohol gelöst und mit verblüffender Wirkung auf die Insekten gesprüht werden. Es färbt die Flügel blau, ohne den dunklen Thorax nennenswert zu verändern, und geht nicht mehr ab, wenn die Exemplare mit Wasser besprüht werden. Mit dieser Tarnung werde ich wahrscheinlich die vorhandenen Tse-tse-Kreuzungen verwenden können, so daß ich mich nicht mit weiteren Experimenten aufzuhalten brauche. Mag er auch noch so schlau sein, eine blaüflügelige Fliege mit einem an Tsetsefliegen erinnernden Thorax wird er nicht erkennen. Diese ganze Färberei muß ich natürlich strikt geheim halten. Ich darf hinterher auf keine Weise mit den blauen Fliegen in Verbindung gebracht werden.

9. Okt. - Batta ist lethargisch und liegt den ganzen Tag auf seinem Bett. Habe Gamba zwei Wochen lang Tryparsamid verabreicht und glaube, er wird sich erholen.

25. Okt. — Batta geht es sehr schlecht, aber Gamba hat sich fast erholt.

18. Nov. - Batta ist gestern gestorben, und es passierte etwas Seltsames, was mich angesichts der Eingeborenen-Legenden und Battas eigener Ängste schaudern ließ. Als ich nach seinem Ableben ins Labor kam, hörte ich in Käfig 12., der die Fliege, die Batta gestochen hat, enthielt, ein höchst ungewöhnliches Summen. Das Insekt war wie tollwütig, wurde aber völlig ruhig, als ich auftauchte, setzte sich auf das Drahtgeflecht und sah mich auf die kurioseste Art an. Es streckte sogar die Beine durch den Draht. Als ich vom Abendessen mit Allen zurückkam, war die Fliege tot. Offenbar war sie wild geworden und hatte sich an den Seiten des Käfigs zu Tode gestoßen.

Es ist wirklich merkwürdig, daß dies ausgerechnet passierte, als Batta starb. Wenn dies einer der Schwarzen gesehen hätte, hätte er es sofort mit dem Übergang der Seele des armen Teufels auf die Fliege erklärt. Ich werde jetzt in naher Zukunft meine blaugefärbten Hybriden auf den Weg bringen. Die Bastarde sind offenbar

noch etwas giftiger als die reinen Exemplare von *Glossina palpalis*. Batta starb drei Monate und acht Tage nach der Infektion, aber es gibt natürlich immer einen großen Unsicherheitsfaktor. Ich wünschte mir fast, ich hätte auch bei Gamba nicht eingegriffen.

5. Dez. - Damit beschäftigt, mir zu überlegen, wie ich meine Boten zu Moore schaffen kann. Es muß so aussehen, als ob sie von irgendeinem Entomologen kämen, der sein Dipteren Zentral- und Südafrikasgelesen hat und der Meinung ist, Moore werde Interesse daran haben, diese »neue und nicht identifizierbare Spezies« zu untersuchen. Außerdem muß glaubhaft gemacht werden, daß die blauflügelige Fliege harmlos ist, beispielsweise durch einen Hinweis auf lange Erfahrungen der Eingeborenen. Moore wird dann keinen Verdacht schöpfen, und eine der Fliegen wird ihn früher oder später mit Sicherheit erwischen, wenn auch nicht abzusehen ist, wann das genau sein wird.

Ob ich Erfolg habe, werde ich nur aus den Briefen meiner New Yorker Freunde erfahren, die mir immer noch von Zeit zu Zeit über Moore berichten, obwohl die Zeitungen sicher seinen Tod melden werden. Vor allem darf ich kein Interesse an seinem Fall zeigen. Ich werde verreisen und die Fliegen unterwegs aufgeben, darf dabei aber nicht erkannt werden. Es wird am besten sein, wenn ich einen langen Urlaub mache, ins Landesinnere fahre, mir einen Bart wachsen lasse, das Päckchen in Ukala absende und mich dabei als Entomologe auf der Durchreise ausgabe, mir dann den Bart wieder abnehme und hierher zurückkehre.

15. April 1930 - Nach langer Reise wieder in M'gonga. Alles ist nach Plan gelaufen, mit der Präzision eines Uhrwerks. Habe die Fliegen an Moore abgeschickt, ohne die geringste Spur zu hinterlassen. Nahm am 15. Dezember Weihnachtsurlaub und machte mich sofort mit allem nötigen auf den Weg. Hatte mir einen guten Versandbehälter gebastelt, in dem auch Platz für etwas verseuchtes Krokodilfleisch als Nahrung für die Todesbringer Platz hatte. Ende Februar war mein Bart so weit, daß ich kaum noch zu erkennen war.

Tauchte am 9. März in Ukala auf und schrieb im Büro der Handelsniederlassung mit der Maschine einen Brief an Moore. Unterschrieb mit »Nevil Wayland-Hall« - angeblich ein Entomologe aus London. Glaube, genau den richtigen Ton getroffen zu haben - Interesse eines Fachkollegen und all dies. Erwähnte ganz nebenbei, daß die Exemplare »absolut harmlos« seien. Niemand schöpfte den geringsten Verdacht. Nahm mir den Bart ab, sobald ich wieder im Busch war, um bei der Rückkehr hierher nicht unregelmäßig gebräunt zu sein. Verzichtete auf einer kurzen Sumpfstrecke auf eingeborene Träger - ich kann ungeheuer viel in einem Rucksack unterbringen, und mein Orientierungssinn ist hervorragend. Gut, daß ich diese Art des Reisens gewöhnt bin. Erklärte meine zu lange Abwesenheit mit einem Fieberanfall und damit, daß ich mich einmal im Busch verlaufen hätte.

Aber jetzt kommt der psychologisch schwierigste Teil - ich muß auf Neuigkeiten über Moore warten, ohne mir etwas anmerken zu lassen. Es besteht natürlich die Möglichkeit, daß er erst gestochen wird, wenn das Gift nicht mehr wirksam ist, aber bei seiner Unvorsichtigkeit stehen die Chancen hundert zu eins gegen ihn. Ich bereue nichts; nach dem, was er mir angetan hat, verdient er das und noch mehr.

30. Juni 1930 — Hurra! Der erste Schritt hat geklappt! Erfuhr soeben von Dyson an der Columbia University, daß Moore unbekannte blauflügelige Fliegen aus Afrika zugeschickt bekommen hat und vor einem Rätsel steht. Kein Wort davon, daß er gestochen worden wäre, aber ich kenne Moores schlampige Arbeitsweise und bin sicher, daß es in nächster Zukunft passieren wird!

27. Aug. 1930 - Brief von Marton in Cambridge. Er berichtet, Moore fühle sich sehr abgeschlagen und erzähle von einem Insektenstich im Nacken - von einer rätselhaften neuen Art, die er etwa Mitte Juni bekommen hätte. Habe ich Erfolg gehabt? Moore stellt offenbar keine Verbindung zwischen dem Stich und seiner Schwäche her. Falls er wirklich von einer meiner Fliegen gestochen wurde, dann war diese noch infektiös.

12. Sept. 1930 - Sieg! Dyson berichtet in seinem letzten Brief, daß Moore in beklagenswertem Zustand ist. Er führt seine Krankheit jetzt auf den Stich zurück, den er am 19. Juni gegen Mittag bekam, und rätselt immer noch, um welche Insektenart es sich handelt. Versucht fieberhaft, mit einem »Nevil Wayland-Hall« Verbindung aufzunehmen, der ihm die Fliegen geschickt hat. Von den rund hundert, die ich abgeschickt hatte, haben ihn offenbar ungefähr 75 lebend erreicht. Einige entkamen, als er gestochen wurde, aber aus einigen Eiern, die seit der Absendung gelegt wurden, sind Larven geworden. Diese Larven, so berichtet Dyson, läßt Moore jetzt ausbrüten. Wenn die Fliegen ausschlüpfen, wird er die Kreuzung zwischen Tsetse und Palpalis wahrscheinlich identifizieren — aber das wird ihm dann auch nichts mehr helfen. Allerdings wird er sich fragen, warum die blauen Flügel nicht vererbt werden!

8. Nov. 1930 - Aus Briefen von mehreren Freunden erfahre ich, daß Moore ernstlich erkrankt ist. Heute kam einer von Dyson. Er schreibt, Moore sei absolut ratlos wegen der Hybriden, die aus den Larven ausgeschlüpft sind, und sei inzwischen zu der Vermutung gekommen, daß die Elterntiere ihre blauen Flügel auf irgendeine künstliche Weise bekommen haben. Er müsse jetzt fast ständig das Bett hüten. Von Tryparsamid keine Rede.

13. Febr. 1931 - Schlechte Nachrichten. Moore geht es immer schlechter, und er weiß offenbar kein Gegenmittel, aber ich glaube, daß er jemanden in Verdacht hat. Letzten Monat bekam ich einen sehr kühlen Brief von Morton, in dem nichts mehr über Moore stand; und jetzt schreibt Dyson ebenfalls ziemlich reserviert - Moore habe so seine Theorien über die ganze Geschichte. Er zieht überall telegraphisch Erkundigungen über einen »Wayland-Hall« ein - in London, Ukala, Nairobi, Mombasa und anderen Städten - natürlich ohne Erfolg. Ich nehme an, er hat Dyson gesagt, wen er im Verdacht hat, aber Dyson glaubt ihm noch nicht. Fürchte jedoch, daß Morton ihm glaubt.

Ich werde mir überlegen müssen, wie ich mich hier absetzen und meine Identität für immer verwischen kann. Was für ein Ende für eine Karriere, die so vielversprechend begann! Auch das ist Moores Werk - aber diesmal muß er im voraus dafür bezahlen! Ich werde wohl nach Südafrika gehen und unterdessen schon in aller Stille Gelder auf den Namen meines neuen Selbst deponieren - »Frederick Nasmyth Mason aus Toronto, Kanada, Makler für Bergbaugesellschaften«. Werde zur Identifikation eine

neue Unterschrift einüben. Falls sich das ganze als unnötig erweist, kann ich mir die Gelder ja jederzeit zurücküberweisen lassen.

15. Aug. 1931 - Ein halbes Jahr ist vergangen, und die Spannung läßt immer noch nicht nach. Dyson und Morton - ebenso wie mehrere andere Bekannte - schreiben mir anscheinend überhaupt nicht mehr. Dr. James aus San Francisco hört ab und zu etwas von Moores Freunden und schreibt, Moore liege fast ständig im Koma. Er kann seit Mai nicht mehr gehen. Solange er noch sprechen konnte, klagte er ständig darüber, daß ihm kalt sei. Jetzt kann er auch nicht mehr sprechen, obwohl man annimmt, daß er ab und zu noch halb zum Bewußtsein kommt. Seine Atmung ist kurz und schnell und auch in einigem Abstand noch zu hören. Es besteht kein Zweifel, daß Trypanosoma gambiensesich von ihm ernährt - aber er hält sich besser als die Nigger hier. Batta war nach drei Monaten und acht Tagen erledigt, und Moore lebt immer noch, obwohl er schon vor über einem Jahr gestochen wurde. Hörte letzten Monat Gerüchte über eine intensive Suche in der Umgebung von Ukala nach einem »Wayland-Hall«. Brauche mir aber wahrscheinlich keine Sorgen zu machen, denn es gibt absolut nichts, was mich mit dieser Geschichte in Verbindung bringen könnte.

7. Okt. 1931 - Es ist zu Ende! Meldung in der Mombasa Gazette. Moore starb am 10. September nach einer Reihe von Zitteranfällen und mit starker Untertemperatur. Das wäre erledigt ! Ich hatte mir geschworen, ihn zu vernichten, und ich habe es getan. Die Zeitung brachte einen dreispaltigen Bericht über seine lange Krankheit und seinen Tod sowie die ergebnislose Suche nach einem »Wayland-Hall«. Offenbar war Moore eine prominentere Figur in Afrika, als ich mir vorgestellt hatte. Das Insekt, das ihn gestochen hat, wurde jetzt anhand der überlebenden Exemplare einwandfrei identifiziert, und auch die künstliche Flügelfärbung wurde aufgedeckt. Es gilt als gesichert, daß die Fliegen mit Tötungsabsicht präpariert und verschickt wurden. Moore, so scheint es, teilte Dyson mit, welchen Verdacht er hatte, doch dieser hält genau wie die Polizei still, weil es keine Beweise gibt. Alle Feinde von Moore werden überprüft, und Associated Press kündigte eine Untersuchung an, »in die möglicherweise ein prominenter Arzt einbezogen wird, der sich zur Zeit im Ausland aufhält«!

Ein Hinweis ganz am Schluß des Berichts — zweifellos reines Fabulieren eines Sensarionsjournalisten - jagt mir angesichts der Legenden der Schwarzen und der Art, wie die Fliege wild wurde, als Batta starb, einen Schauer über den Rücken. Es scheint, daß in der Nacht von Moores Tod etwas Seltsames passierte; Dyson wurde vom Summen einer blauflügeligen Fliege geweckt, die dann sofort zum Fenster hinausflog, unmittelbar bevor die Krankenschwester aus Moores meilenweit entfernter Wohnung in Brooklyn anrief und ihm vom Tod seines Freundes berichtete. Was mich jedoch am meisten beschäftigt, ist die afrikanische Seite der Geschichte. Einige Leute erinnern sich an den bärtigen Fremden, der den Brief tippte und das Päckchen abschickte, und die Polizei durchkämmt das Land nach Eingeborenen, die ihn vielleicht durch den Busch getragen haben. Ich habe zwar nur wenige gebraucht, aber falls die Polizisten die Ubandes verhören, die mich durch den N'Kini-Dschungel trugen, werde ich mehr erklären müssen, als mir lieb wäre. Es sieht aus, als sei für mich der Zeitpunkt gekommen, von der Bildfläche zu verschwinden;

morgen werde ich wahrscheinlich meine Kündigung einreichen und alle Vorbereitungen treffen, um mit unbekanntem Ziel zu verreisen, sobald die Kündigung wirksam wird.

9. Nov. 1931 - Es hat Schwierigkeiten mit meiner Kündigung gegeben, aber jetzt bin ich frei. Ich wollte mich nicht bei Nacht und Nebel davonmachen, um nicht noch zusätzlich Verdacht auf mich zu lenken. Letzte Woche berichtete mir James über Moores Tod, aber auch nicht mehr als in den Zeitungen stand. Seine Bekannten in New York sind offenbar sehr zurückhaltend mit Details, obwohl sie alle von einer gründlichen Untersuchung sprechen. Von meinen Freunden im Osten habe ich nichts mehr gehört. Moore muß einen gefährlichen Verdacht geäußert haben, bevor er endgültig in Bewußtlosigkeit sank, aber sicherlich hat er nicht den geringsten Beweis gehabt.

Trotzdem werde ich keinerlei Risiko eingehen. Am Donnerstag breche ich nach Mombasa auf, und von dort aus fahre ich mit dem Dampfer die Küste hinunter nach Durban. Von da an werde ich mich unsichtbar machen, schon bald jedoch als der Makler Frederick Nasmyth Mason aus Toronto in Johannesburg auftauchen. Damit geht mein Tagebuch zu Ende. Sollte ich doch nicht in Verdacht geraten, wird es nach meinem Tode seinen ursprünglichen Zweck erfüllen und der Welt mitteilen, was sonst unbekannt bleiben müßte. Sollte sich dagegen der Verdacht doch erhärten und bestehen bleiben, wird es die vagen Anschuldigungen bestätigen und verwirrende Lücken in der Beweiskette schließen. Falls mir irgendwie Gefahr droht, werde ich es natürlich vernichten müssen.

Nun, Moore ist tot, er hat es verdient, jetzt ist auch Dr. Thomas Slauenwite tot. Und wenn der Körper, der einst Thomas Slauenwite gehörte, tot ist, soll die Öffentlichkeit diese Aufzeichnungen erhalten.

15. Jan. 1932. - Ein neues Jahr - und die widerstrebende Fortsetzung dieses Tagebuchs. Diesmal schreibe ich ausschließlich, um mich zu erleichtern, denn es wäre absurd zu glauben, der Fall sei nicht endgültig abgeschlossen. Ich wohne unter meinem neuen Namen im Vaal Hotel in Johannesburg, und bislang hat noch niemand meine Identität in Zweifel gezogen. Ich habe hin und wieder unverbindliche Gespräche mit Geschäftsleuten geführt, um meiner Rolle als Makler gerecht zu werden, und glaube, es wird mir tatsächlich gelingen, in dieser Branche Fuß zu fassen. Später werde ich nach Toronto fahren und ein paar Beweise für meine fiktive Vergangenheit schaffen.

Was mich jedoch beunruhigt, ist ein Insekt, das heute gegen Mittag in mein Zimmer eindrang. Wie angesichts meiner Nervenbelastung nicht anders zu erwarten, habe ich natürlich in letzter Zeit alle möglichen Alpträume über blaue Fliegen gehabt. Dieses Ding war jedoch nur allzu real, und ich habe absolut keine vernünftige Erklärung dafür. Das Insekt summte eine volle Viertelstunde um mein Bücherregal und entzog sich jedem Versuch, es zu fangen oder zu töten. Das Seltsamste war seine Farbe und sein Aussehen - es hatte nämlich blaue Flügel und war in jeder Hinsicht das genaue Abbild meiner künstlich gezüchteten kleinen Todesbringer. Ich kann mir jedoch überhaupt nicht vorstellen, daß es sich wirklich um eines dieser Insekten handelte. Ich habe alle - gefärbten und ungefärbten - Hybriden, die ich nicht an Moore

schickte, beseitigt, und kann mich nicht erinnern, daß eines entkommen wäre. Kann es sich bei der ganzen Geschichte um eine Halluzination handeln? Oder ist es denkbar, daß eines der Exemplare, die in Brooklyn entkamen, als Moore gestochen wurde, den Weg nach Afrika zurückgefunden hat? Es gab da ja diese groteske Geschichte von der blauen Fliege, die Dyson weckte, als Moore starb - und wenn man es genau bedenkt, ist es natürlich nicht absolut unmöglich, daß einige der Insekten überlebten und auf irgendeine Weise wieder nach Afrika gelangten. Es ist auch durchaus möglich, daß die blaue Flügelfarbe sich erhalten hat, denn die Färbung war fast so dauerhaft wie eine Tätowierung. Das wäre jedenfalls die einzige rationale Erklärung für diesen Vorfall, obwohl es schon sehr kurios wäre, daß sich das Insekt so weit nach Süden verirrt haben könnte. Es könnte sich jedoch um irgendeinen erblichen Heimkehrinstinkt der Tsetse-Erbanlage handeln. Schließlich ist die Kreuzung von dieser Seite her in Südafrika beheimatet.

Ich muß aufpassen, daß ich nicht gestochen werde. Natürlich ist das ursprüngliche Gift - falls es sich denn wirklich um eine der Fliegen handelt, die Moore entkommen sind - schon längst unwirksam geworden, aber das Insekt muß sich ja auch auf dem Rückflug nach Afrika irgendwie ernährt haben, und wenn es dabei durch Zentralafrika gekommen ist, kann es sich durchaus neu infiziert haben. Das ist sogar sehr wahrscheinlich, denn der Teil seiner Erbanlagen, der von *Glossina palpalis* stammt, würde es natürlich nach Uganda mit all seinen Schlafkrankheitserregern zurückführen. Ich habe noch etwas Tryparsamid - ich brachte es nicht über mich, meinen Arzneikoffer zu vernichten, mag er auch noch so verräterisch sein -, aber seit ich mehr über das Thema gelesen habe, bin ich mir der Wirkung der Droge nicht mehr so sicher. Sie gibt einem eine Chance, sich gegen die Krankheit zu wehren, und hat mit Sicherheit Gamba gerettet, aber die Aussichten sind insgesamt sehr gering.

Absolut seltsam ist es, daß diese Fliege angesichts dieser unendlichen Weite Afrikas ausgerechnet in mein Zimmer geflogen sein soll! An einen Zufall kann man dabei kaum noch denken. Falls sie wiederkommt, werde ich sie ganz bestimmt töten. Ich wundere mich immer noch, daß sie mir heute entkommen konnte, denn normalerweise sind diese Biester außerordentlich dumm und leicht zu fangen. War es vielleicht doch nur eine Illusion? Die Hitze macht mir in letzter Zeit mehr zu schaffen als je zuvor — noch mehr als seinerzeit oben in Uganda.

16. Jan. - Verliere ich den Verstand? Die Fliege kam heute mittag wieder und zeigte ein so ungewöhnliches Verhalten, daß ich mir keinen Reim darauf machen kann. Die einzige Erklärung ist, daß ich das Opfer von Wahnvorstellungen bin. Das Insekt tauchte aus dem Nichts auf und flog geradewegs zu meinem Bücherregal, wo es immer wieder vor einem Exemplar von Moores Dipteren Zentral- und Südafrikaskreiste. Hin und wieder ließ es sich auf der Oberkante oder dem Rücken des Bandes nieder, und gelegentlich kam es auf mich zugeschossen, zog sich aber jedesmal wieder zurück, bevor ich mit einer zusammengefalteten Zeitung nach ihm schlagen konnte. Derart schlaues Verhalten ist bei den notorisch dummen afrikanischen Dipteren völlig unbekannt. Fast eine halbe Stunde lang versuchte ich, das verdammte Ding zu erwischen, aber schließlich entkam es doch durch ein Loch

in dem Fliegengitter am Fenster, das mir nicht aufgefallen war. Manchmal hatte ich fast den Eindruck, daß es sich über mich lustig machen wollte, indem es sich in die Reichweite meiner Waffe begab und dann behende auswich, als ich zuschlug. Ich muß achtgeben, daß ich den Verstand nicht verliere.

17. Jan. - Entweder ich bin verrückt, oder die Gesetze der Wahrscheinlichkeit, wie wir sie kennen, sind auf dieser Welt außer Kraft gesetzt. Diese verfluchte Fliege kam kurz vor Mittag von irgendwoher ins Zimmer geflogen und umsummte abermals das Exemplar von Moores Dipterenin meinem Bücherregal. Wieder versuchte ich, sie zu fangen, und wieder erging es mir nicht anders als gestern. Schließlich flog das widerwärtige Insekt zu dem offenen Tintenfaß auf meinem Tisch und tauchte sich ein - nur die Beine und den Thorax, nicht jedoch die Flügel. Dann flog es zur Decke hinauf, an der es dann in einem Bogen entlangkroch, so daß es eine Tintenspur hinterließ. Nach einer Weile vollführte es einen kleinen Sprung und hinterließ einen einzelnen Tintenpunkt, der mit der Spur nicht zusammenhing; dann ließ es sich direkt vor meinem Gesicht herabfallen und summte davon, bevor ich es fangen konnte.

Die ganze Geschichte kam mir monströs und unheimlich vor, obwohl ich mir selbst nicht erklären kann, warum. Als ich die Tintenspur an der Decke aus verschiedenen Blickrichtungen betrachtete, kam sie mir immer bekannter vor, und dann dämmerte es mir plötzlich, daß sie ein perfektes Fragezeichen darstellte. Kann man sich ein Zeichen denken, das auf bössartiger Weise zu der Situation gepaßt hätte? Es ist ein Wunder, daß ich nicht in Ohnmacht fiel. Die Hotelangestellten haben es bis jetzt noch nicht bemerkt. Ich habe am Nachmittag und am Abend die Fliege nicht gesehen, habe jedoch mein Tintenfaß zugeschraubt. Ich glaube, die Untat, die ich an Moore begangen habe, rächt sich jetzt und erregt mir makabre Halluzinationen. Vielleicht gibt es diese Fliege überhaupt nicht.

18. Jan. - In welche Hölle eines Wirklichkeit gewordenen Alptraums bin ich gestürzt! Was heute geschah ist etwas, was normalerweise nicht geschehen könnte - und doch hat auch ein Hotelangestellter die Zeichen an der Decke gesehen und mir bestätigt, daß sie wirklich da sind. Als ich heute vormittag gegen elf an einem Manuskript arbeitete, sah ich etwas blitzschnell in meinem Tintenfaß verschwinden und wieder herauskommen, bevor ich nachsehen konnte, was es war. Als ich aufschaute, sah ich diese teuflische Fliege wieder an der Decke entlangkriechen und gewundene Tintenspuren hinterlassen. Ich konnte nichts dagegen tun, faltete aber eine Zeitung, um die Kreatur zu erschlagen, falls sie sich nahe genug heranwagen sollte. Als sie mehrere Bögen an die Decke gemalt hatte, flog sie in eine dunkle Ecke und verschwand, und als ich zu der nun noch mehr verunstalteten weißen Fläche aufschaute, sah ich, daß die neue Tintenspur unverkennbar eine riesige Ziffer 5 bildete!

Eine Zeitlang war ich fast bewußtlos von einer Welle namenlosen Entsetzens, die ich mir nicht restlos erklären konnte. Dann nahm ich all meine Entschlußkraft zusammen und wurde aktiv. Ich ging in eine Apotheke und kaufte mir etwas Klebstoff und andere Dinge, die man zur Herstellung einer klebrigen Falle braucht; außerdem beschaffte ich mir ein zweites Tintenfaß. In mein Zimmer zurückgekehrt, füllte ich

mein neues Tintenfaß mit der klebrigen Flüssigkeit, stellte es an die Stelle, wo das alte gestanden hatte, und ließ es offen. Dann versuchte ich mich auf ein Buch zu konzentrieren. Ungefähr um drei Uhr hörte ich das verfluchte Insekt wieder und sah, wie es das neue Tintenfaß umkreiste. Es schwebte bis dicht über die klebrige Oberfläche herab, berührte diese aber nicht und schoß dann in gerader Linie auf mich zu, zog sich aber wieder zurück, bevor ich nach ihm schlagen konnte. Dann flog es zum Bücherregal hinüber und umkreiste Moores Abhandlung. Es ist zutiefst beunruhigend und diabolisch, wie es den Eindringling immer wieder zu diesem Buch zieht.

Das Schlimmste kam am Schluß. Das Insekt löste sich von Moores Buch, flog hinüber zum offenen Fenster und begann, rhythmisch gegen das Drahtgeflecht zu fliegen. Es prallte mehrmals kurz hintereinander dagegen, machte dann eine Pause, prallte wieder mehrmals dagegen usw. Eine Zeitlang verfolgte ich wie gebannt dieses Schauspiel, doch dann ging ich zum Fenster hinüber, um das widerwärtige Ding endlich totzuschlagen, aber ich hatte wieder kein Glück. Das Ding flog einfach quer durchs Zimmer zu einer Lampe und begann auf dem steifen Lampenschirm den gleichen Rhythmus zu trommeln. Ich war der Verzweiflung nahe und ging daran, alle Türen und auch das Fenster zu schließen, in dessen Fliegengitter das unsichtbare Loch war. Es schien mir unerlässlich, dieses hartnäckige Wesen zu töten, dessen Verfolgung mich dem Wahnsinn nahebrachte. Das Trommeln ging immer noch weiter, und ich hatte wohl unbewußt mitgezählt, denn plötzlich fiel mir auf, daß jede der Serien genau /<<</Schläge enthielt.

Fünf - die gleiche Zahl, die das Insekt heute vormittag mit Tinte an die Decke geschrieben hatte. Konnte da irgendein Zusammenhang bestehen? Ein wahnsinniger Gedanke, denn das hätte bedeutet, daß die Fliege mit menschlichem Verstand und der Kenntnis geschriebener Ziffern begabt gewesen wäre. Ein menschlicher Verstand - erinnerte das nicht an die primitivsten Legenden der Schwarzen in Uganda? Aber da war ja auch noch diese teuflische Geschicklichkeit im Ausweichen vor meinen Schlägen, die im auffälligen Gegensatz zu der sonst unverkennbaren Dummheit dieser Insekten stand. Während ich meine zusammengefaltete Zeitung weglegte und mich mit wachsendem Grauen hinsetzte, schwirrte das Insekt zur Decke hinauf und verschwand durch ein Loch an der Stelle, wo das Heizungsrohr in das Zimmer über mir führte.

Das Verschwinden der Fliege beruhigte mich nicht, denn ich zermartete mir mit den abenteuerlichsten Spekulationen das Gehirn. Wenn diese Fliege tatsächlich mit menschlicher Intelligenz begabt war, woher kam dann diese Intelligenz? War etwa doch etwas Wahres an den Vorstellungen der Eingeborenen, daß diese Kreaturen die Persönlichkeit ihrer Opfer in sich aufnehmen, nachdem diese gestorben sind? Und falls dem so war, wessen Persönlichkeit hatte dann diese Fliege? Ich war schon zu dem Schluß gekommen, daß es sich um eines der Exemplare handeln mußte, die Moore an dem Tag entkommen waren, an dem er gestochen wurde. War dies der Todesbote, der Moore gestochen hatte? Wenn ja, was wollte das Insekt von mir? Was wollte es überhaupt von mir? Der kalte Schweiß brach mir aus, als mir einfiel, wie sich die Fliege, die Batta gebissen hatte, nach Battas Tod verhalten hatte.

War ihre eigene Persönlichkeit durch die ihres toten Opfers ersetzt worden? Und dann war da diese sensationelle Meldung von der Fliege gewesen, die angeblich Dyson geweckt hatte, als Moore starb. Und was die Fliege betraf, die mich so hartnäckig quälte - war es möglich, daß sie von einer rachelüsternen menschlichen Persönlichkeit angetrieben wurde? Wie sie immer um Moores Buch herumsummte! Weiter wagte ich nicht zu denken. Ganz plötzlich bildete sich in mir die Gewißheit, daß dieses Insekt tatsächlich infiziert war, und zwar auf die virulenteste Weise. Angesichts der böartigen Vorsätzlichkeit, die aus all seinen Bewegungen sprach, mußte es sich sicherlich in voller Absicht mit den tödlichsten Bazillen ganz Afrikas aufgeladen haben. Mein Verstand war inzwischen so zerrüttet, daß ich die menschlichen Eigenschaften des Insekts für selbstverständlich ansah.

Ich rief bei der Rezeption an und bat, mir einen Handwerker zu schicken, der das Loch an dem Heizungsrohr und eventuelle weitere Fugen und Ritzen in meinem Raum verschließen würde. Ich sagte, ich hätte unter einer Fliegenplage zu leiden, und der Mann zeigte sich sehr verständnisvoll. Als der Handwerker kam, zeigte ich ihm die Tintenspuren an der Decke, die er sofort sah. Sie waren also tatsächlich vorhanden! Die Ähnlichkeit mit einem Fragezeichen und der Ziffer fünf faszinierte ihn so, daß er immer wieder den Kopf schüttelte. Er verstopfte schließlich alle Löcher, die er finden konnte, und flickte das Fliegengitter am Fenster, so daß ich jetzt beide Fenster offen lassen kann. Offensichtlich hielt er mich für etwas exzentrisch, zumal da kein Insekt aufgetaucht war, seit er im Zimmer war. Aber so etwas ist mir längst gleichgültig geworden. Bis jetzt ist die Fliege heute abend nicht wieder aufgetaucht. Der Himmel weiß, was sie ist, was sie will und was aus mir werden wird!

19. Jan. - Ich weiß vor Entsetzen nicht mehr ein noch aus. Das Ding hat mich berührt. Irgend etwas Monströses, Dämonisches ist hier am Werk, und ich bin das hilflose Opfer. Als ich am Vormittag vom Frühstück zurückkam, strich dieser geflügelte Sendbote der Hölle über meinen Kopf hinweg ins Zimmer und fing wie gestern wieder an, gegen den Fliegendraht anzurennen. Diesmal waren es jedoch jeweils nur vier Schläge in einer Reihe. Ich rannte ans Fenster und versuchte, das Insekt zu fangen, aber es entkam mir wieder und flog hinüber zu Moores Buch, das es wie zum Spott umsummte. Seine Fähigkeiten zu stimmlichem Ausdruck sind begrenzt, aber ich merkte, daß es immer vier kurze Summtöne hintereinander von sich gab.

Ich war inzwischen endgültig wahnsinnig geworden, denn ich schrie es an: »Moore, Moore, um Gottes willen, was willst du von mir?« Daraufhin hörte die Kreatur zu kreisen auf, kam auf mich zugeflogen und vollführte in der Luft einen tiefen, eleganten Bogen nach unten, der irgendwie an eine Verbeugung erinnerte. Dann flog sie zu dem Buch zurück. Dies alles glaubte ich jedenfalls wahrzunehmen, doch ich kann meinen eigenen Sinnen nicht mehr trauen.

Und dann kam das Schlimmste. Ich hatte meine Tür offengelassen, in der Hoffnung, das Monster würde hinausfliegen, wenn ich es schon nicht fangen konnte, aber gegen halb zwölf schloß ich die Tür, in der Annahme, es sei nicht mehr im Zimmer. Dann setzte ich mich hin, um zu lesen. Es war genau Mittag, als ich ein Kitzeln im Nacken

verspürte, doch als ich hinlangte, war nichts da. Einen Moment später spürte ich erneut das Kitzeln, und ehe ich eine Bewegung machen konnte, kam diese Ausgeburt der Hölle von hinten angefliegen, vollführte erneut die spöttische, elegante Verbeugung in der Luft und flog durchs Schlüsselloch hinaus - von dem ich mir nicht hätte träumen lassen, daß es dafür groß genug war.

Das Ding hatte mich berührt, daran konnte kein Zweifel sein. Es hatte mich berührt, ohne mich zu verletzen, und dann fiel mir siedend heiß ein, daß Moore mittags in den Nacken gestochen worden war. Seither hat sich das Ding nicht wieder gezeigt, aber ich habe alle Schlüssellöcher mit Papier verstopft und werde eine zusammengefaltete Zeitung in die Hand nehmen, so oft ich die Tür aufmache, um das Zimmer zu verlassen oder zu betreten.

2.0. Jan. - Ich kann noch immer nicht ganz an das Übernatürliche glauben, und doch fürchte ich, daß ich verloren bin. Diese Geschichte ist einfach zu viel für mich. Heute kurz vor Mittag erschien dieses Monstrum draußenvor dem Fenster und begann wieder mit seinem Getrommel, diesmal aber mit nur jeweils drei Schlägen. Als ich ans Fenster trat, flog es davon. Ich habe immer noch genug Kraft in mir, um eine weitere Verteidigungsmaßnahme zu ergreifen. Ich nahm beide Fliegengitter heraus, bestrich sie mit dem klebrigen Zeug, das ich schon für das Tintenfaß verwendet hatte, und setzte sie wieder ein. Wenn diese Kreatur wieder zu trommeln anfangen will, wird ihr das zum Verhängnis werden!

Den Rest des Tages blieb ich ungestört. Aber werde ich das durchstehen, ohne den Verstand zu verlieren?

21. Jan. - Im Zug nach Bloemfontein.

Ich bin geschlagen. Das Ding gewinnt. Es verfügt über eine diabolische Intelligenz, gegen die ich machtlos bin. Es erschien heute morgen draußen vor dem Fenster, berührte aber das klebrige Drahtgeflecht nicht. Statt dessen ging es auf Abstand und begann, in Kreisen herumzusummen - jeweils zwei hintereinander, und dann machte es eine Pause. Nachdem es dies mehrmals wiederholt hatte, flog es über die Dächer der Stadt davon. Meine Nerven sind zum Zerreißen gespannt, denn diese Andeutungen von Zahlenlassen eine grauenhafte Deutung zu. Am Montag war es die Zahl fünf, am Dienstag vier, am Mittwoch drei, und heute ist die zweite an der Reihe. Fünf, vier, drei, zwei - was kann das anderes bedeuten, als ein monströses Abzählen der Tage? Zu welchem Zweck, das können nur die bösen Mächte des Universums wissen. Ich habe den ganzen Nachmittag damit verbracht, meine Koffer zu packen und aufzugeben, und jetzt habe ich den Nachtexpress nach Bloemfontein genommen. Flucht mag zwecklos sein, aber was bleibt mir sonst übrig?

22. Jan. - Bin im Orange Hotel in Bloemfontein abgestiegen, einem komfortablen, tadellos geführten Haus, aber das grausige Insekt ist mir gefolgt. Ich hatte alle Türen und Fenster geschlossen, alle Schlüssellöcher verstopft, überall nach Fugen und Ritzen gesucht und alle Rollos heruntergezogen, aber kurz vor Mittag hörte ich ein dumpfes Klopfen an einem der Fliegengitter vor dem Fenster. Ich wartete, und nach einer langen Pause kam noch ein Klopfen. Eine zweite Pause und noch einmal ein einzelnes Klopfen. Ich ließ das Rollo hoch und sah wie erwartet diese vermaledeite Fliege. Sie beschrieb einen einzigen großen, langsamen Kreis in der Luft und flog

dann davon. Ich war bis ins Mark erschüttert und mußte mich auf die Couch legen. Eins! Das war eindeutig der Inhalt dieser letzten Botschaft des Monsters. Ein Klopfen, ein Kreis. Bedeutete dies, daß mir noch ein Tag bis zu einem unsäglichen Ende blieb? Sollte ich abermals fliehen oder mich hier verbarrikadieren, indem ich das Zimmer hermetisch abdichtete?

Nachdem ich eine Stunde geruht hatte, fühlte ich mich in der Lage, etwas zu unternehmen, und bestellte einen großen Vorrat an Konservendosen und abgepackten Lebensmitteln, außerdem Bettwäsche und Handtücher. Morgen werde ich unter keinen Umständen irgendeine Tür oder ein Fenster öffnen. Der Schwarze, der die Lebensmittel und die Wäsche brachte, warf mir einen sonderbaren Blick zu, aber es ist mir längst gleichgültig, wie exzentrisch - oder wahnsinnig - ich anderen erscheine. Ich werde von Mächten verfolgt, die viel schlimmer sind als der Spott der Menschen. Als ich meine Vorräte bekommen hatte, untersuchte ich jeden Quadratmillimeter der Wände und verstopfte auch die kleinste Öffnung, die ich finden konnte. Nun endlich werde ich wieder einmal richtig ausschlafen können.

[An dieser Stelle wird die Handschrift unregelmäßig, fahrig und fast unleserlich.]

23. Jan. - Es ist kurz vor Mittag, und ich spüre, daß etwas Schreckliches geschehen wird. Ich habe letzte Nacht nicht so gut geschlafen, wie ich dachte, obwohl ich in der vorangegangenen Nacht im Zug kaum ein Auge zugetan hatte. Ich stand früh auf und hatte Schwierigkeiten, mich auf irgend etwas zu konzentrieren, sei es Lesen oder Schreiben. Dieses langsame, überlegte Abzählen der Tage ist zuviel für mich. Ich weiß nicht, was nun wirklich aus den Fugen geraten ist - die Natur oder mein Kopf. Ungefähr bis um elf tat ich kaum etwas anderes, als im Zimmer auf und ab zu gehen.

Dann hörte ich etwas in den Lebensmittelpäckchen rascheln, die mir gestern gebracht wurden, und diese dämonische Fliege kam vor meinen Augen herausgekrochen. Ich griff mir etwas Flaches und schlug trotz meiner hysterischen Angst nach dem Ding, aber wie üblich ohne Erfolg. Wenn ich auf es zuing, wich mir dieses blaugeflügelte Horrorwesen wie gewöhnlich aus, flog zum Tisch, auf dem ich meine Bücher gestapelt hatte, und ließ sich für eine Sekunde auf Moores Dipteren Zentral- und Südafrikasieder. Als ich ihm folgte, flog es zur Uhr auf dem Kaminsims und setzte sich auf das Zifferblatt dicht neben die Zahl zwölf. Ehe ich mich versah, begann es ganz langsam und zielbewußt in der Richtung, in der die Zeiger laufen, um das Zifferblatt zu kriechen. Es krabbelte unter dem Minutenzeiger hindurch, beschrieb den Bogen nach unten und nach oben, krabbelte unter dem Stundenzeiger durch und blieb schließlich genau auf der Zahl zwölf stehen. Don ließ es mit einem summenden Geräusch seine Flügel flattern.

Soll das irgendein Vorzeichen sein? Ich bin schon so abergläubisch wie die Schwarzen. Es ist jetzt kurz nach elf! Ist mir für zwölf Uhr das Ende bestimmt? Ich habe nur noch ein letztes Zufluchtsmittel; den Gedanken daran hat mir meine abgrundtiefe Verzweiflung eingegeben. Ich wollte, ich hätte schon eher daran gedacht. Ich erinnerte mich daran, daß ich in meinem Arzneikoffer die beiden Substanzen habe, die man zur Erzeugung von Chlorgas braucht, und habe beschlossen, den Raum mit dem tödlichen Dampf zu füllen - und so die Fliege zu

ersticken, während ich mich selbst mit einem in Ammoniak getränkten, vors Gesicht gehaltenen Taschentuch schütze. Zum Glück habe ich genug Ammoniak bei mir. Diese behelfsmäßige Maske wird wahrscheinlich die scharfen Chlordämpfe neutralisieren, bis das Insekt tot ist - oder wenigstens so weit betäubt, daß ich es zermalmen kann. Aber ich muß schnell machen. Woher will ich wissen, daß das Insekt sich nicht plötzlich auf mich stürzt, ehe ich mit meinen Vorbereitungen fertig bin? Eigentlich dürfte ich keine Zeit mehr mit diesem Tagebuch verschwenden. Später -beide Chemikalien - Salzsäure und Mangandioxyd -stehen fertig zum Mischen auf dem Tisch. Ich habe mir das Handtuch über Nase und Mund gebunden und eine Flasche Ammoniak in Reichweite stehen, um es damit zu tränken, bis das Chlorgas sich verflüchtigt hat. Ich habe beide Fenster abgedichtet. Aber was diese Teufelsfliege macht, gefällt mir gar nicht. Sie ist immer noch auf dem Zifferblatt, kriecht aber ganz langsam von der Zahl zwölf rückwärts auf den langsam hochsteigenden Minutenzeiger zu. Wird dies mein letzter Eintrag in dieses Tagebuch sein ? Es wäre sinnlos, den Verdacht abzustreiten, der mich beschleicht. Nur allzuoft steckt ja ein Körnchen unfaßlicher Wahrheit in den abenteuerlichsten und phantastischsten Legenden. Versucht die Persönlichkeit von Henry Moore, mir in Gestalt dieses blaugeflügelten Teufels den Garaus zu machen? Ist dies die Fliege, die ihn stach und deshalb sein Bewußtsein aufnahm, als er starb? Wenn dem so ist, und wenn sie mich sticht, wird dann meine eigene Persönlichkeit die von Moore verdrängen und in diesem summenden Körper eingeschlossen sein, wenn ich später an dem Stich sterbe? Aber vielleicht muß ich gar nicht sterben, selbst wenn sie mich sticht. Ich habe ja immer noch das Tryparsamid. Und ich bereue nichts. Moore mußte sterben, was auch immer die Folgen sein mögen.

Etwas später.

Die Fliege ist auf der Uhr in der Nähe der Ziffer neun stehengeblieben. Es ist jetzt elf Uhr dreißig. Ich tränke das Taschentuch über meinem Gesicht mit Ammoniak und halte die Flasche bereit. Dies wird der letzte Eintrag sein, bevor ich die beiden Chemikalien vermische und das Chlorgas entweicht. Ich sollte nicht länger zögern, aber es beruhigt mich, alles aufzuschreiben. Von diesen Blättern abgesehen, habe ich schon vor Tagen mein letztes bißchen Vernunft eingebüßt. Die Fliege scheint unruhig zu werden, und der Minutenzeiger nähert sich ihr. Nun das Chlorgas .. .

[Ende des Tagebuchs]

Als am Sonntag, dem 2.4. Januar 1932, der exzentrische Gast in Zimmer 303 des Orange Hotels sich auch auf wiederholtes Klopfen nicht meldete, verschaffte sich ein schwarzer Hotelangestellter mit einem Passepartout-Schlüssel Zugang zu dem Zimmer und floh augenblicklich schreiend die Treppe hinunter, um dem Portier zu sagen, was er in dem Zimmer vorgefunden hatte. Der Portier rief die Polizei an und holte den Geschäftsführer, und dieser begleitete den Polizeibeamten De Witt, den Leichenbeschauer Bogaert und den Arzt Dr. Van Keulen in das grausige Zimmer.

Der Gast lag tot auf dem Fußboden, das Gesicht nach oben und mit einem Taschentuch umwickelt, das stark nach Ammoniak roch. Die Gesichtszüge unter

dem Tuch zeigten einen Ausdruck äußersten Entsetzens, der sich auf die Beobachter übertrug. Am Nacken des Mannes fand Dr. Van Keulen einen frischen Insektenstich - dunkelrot, mit einem violetten Ring -, der von einer Tsetsefliege oder auch einem weniger harmlosen Insekt stammen konnte. Die Untersuchung ergab, daß der Tod nicht durch den Stich, sondern durch Herzversagen infolge panischer Angst eingetreten war - obwohl die später vorgenommene Autopsie ergab, daß sich im Blutkreislauf des Toten der Erreger der Schlafkrankheit befand.

Auf dem Tisch lagen verschiedene Gegenstände - ein in Leder gebundenes Buch mit den hier wiedergegebenen Tagebucheinträgen, ein Federhalter, eine Schreibunterlage, ein offenes Tintenfaß, ein Arzneikoffer mit den goldenen Initialen »T. S.«, Flaschen mit Ammoniak und Salzsäure sowie ein etwa zu einem Viertel gefüllter Krug mit Mangandioxyd. Die Ammoniakflasche bedurfte genauerer Untersuchung, weil etwas in der Flüssigkeit zu schwimmen schien. Bei näherem Hinsehen erkannte Leichenbeschauer Bogaert, daß es sich um eine Fliege handelte.

Es war offenbar eine Kreuzung, die vage an eine Tsetsefliege erinnerte, doch die Flügel, die trotz der Wirkung des konzentrierten Ammoniaks schwach bläulich wirkten, waren absolut rätselhaft. Irgend etwas daran weckte in Dr. Van Keulen die Erinnerung an etwas, was er in der Zeitung gelesen hatte - eine Erinnerung, die das Tagebuch schon bald bestätigen sollte. Die unteren Teile der Fliege wirkten wie mit Tinte gefärbt, und zwar so stark, daß das Ammoniak die Färbung nicht hatte ausbleichen können. Wahrscheinlich war sie irgendwann in das Tintenfaß gefallen, wobei jedoch merkwürdig war, daß die Flügel keine Tintenspuren aufwiesen. Aber wie war das Insekt durch den schmalen Hals in die Ammoniakflasche geraten? Es war, als ob das Tier absichtlich hineingekrochen sei, um seinem Leben selbst ein Ende zu setzen!

Am seltsamsten aber war, was De Witt an der glatten, weißen Decke sah, als er seine Blicke durchs Zimmer schweifen ließ. Sein überraschter Aufschrei ließ auch die anderen hinaufschauen -sogar Dr. Van Keulen, der schon seit einer Weile das abgegriffene lederne Notizbuch mit einem aus Entsetzen, Faszination und Ungläubigkeit gemischten Ausdruck durchgeblättert hatte. Was die Männer da an der Decke sahen, war eine Reihe zittriger Spuren, wie sie ein in Tinte getauchtes, krabbelndes Insekt hinterlassen könnte. Und alle mußten sofort an die Tintenfärbung der Fliege denken, die eigenartigerweise in der Ammoniakflasche gefunden worden war.

Aber das waren keine zufälligen Tintenspuren. Schon auf den ersten Blick wirkten sie gespenstisch vertraut, und bei genauerer Betrachtung konnten alle vier Männer nur ungläubig staunen. Der Leichenbeschauer Bogaert sah sich unwillkürlich im Zimmer nach irgendwelchen Möbelstücken oder Gegenständen um, die man so hätte aufeinandertürmen können, daß ein Mensch die Zeichen an die Decke hätte malen können. Aber da er nichts dergleichen entdeckte, fuhr er nur fort, neugierig und ungläubig an die Decke zu starren.

Denn diese Tintenspuren bildeten ohne jeden Zweifel deutlich erkennbare Buchstaben des Alphabets, die sich zu sinnvollen Worten zusammenschlossen. Der Arzt war der erste, der diese Worte entzifferte, und die anderen hörten atemlos zu,

als er die verrückt klingende Mitteilung vorlas, die nicht von menschlicher Hand geschrieben sein konnte:

»seht MEIN tagebuch - ES STACH MICH - ich STARB - DANN SAH ICH DASS ICH IN IHMWAR - die SCHWARZEN HABEN RECHT - seltsame MÄCHTE DER natur - jetzt WERDE ICH ERTRÄNKEN WAS ÜBRIG IST -«

Während die anderen noch in sprachloser Verblüffung dastanden, begann Dr. Van Keulen, laut aus dem abgegriffenen, in Leder gebundenen Tagebuch vorzulesen.

DAS LETZTE EXPERIMENT von Adolphe de Castro und H. P. Lovecraft

Nur wenige kennen die Hintergründe der Clarendon-Affäre oder wissen auch nur, daß es überhaupt Hintergründe gibt, die nicht in die Zeitungen gelangten. Die Affäre erregte in San Francisco in der Zeit vor dem Brand ungeheures Aufsehen, sowohl wegen der Panik und der Bedrohung, die mit ihr einhergingen, als auch deswegen, weil der Gouverneur des Staates in die Vorgänge verwickelt war. Gouverneur Dalton, so wird man sich erinnern, war Clarendons bester Freund und heiratete später seine Schwester. Weder Dalton noch Mrs. Dalton sprachen jemals über die peinliche Angelegenheit, aber irgendwie sickerten die Tatsachen doch durch, wenn auch nur innerhalb eines kleinen Kreises. Wäre dem nicht so, und hätte nicht die Zeit einen Schleier der Unpersönlichkeit über die Beteiligten geworfen, so würde man immer noch zögern, die seinerzeit so streng gehüteten Geheimnisse ans Licht zu holen.

Die Ernennung von Dr. Alfred Clarendon zum medizinischen Direktor des Zuchthauses St. Quentin im Jahre 1898 wurde in ganz Kalifornien mit Begeisterung aufgenommen. San Francisco hatte nun endlich die Ehre, einen der größten Biologen und Ärzte seiner Zeit in seinen Mauern zu beherbergen, und man durfte erwarten, daß führende Pathologen aus aller Welt in die Stadt strömen würden, um seine Methoden zu studieren, von seinen Ratschlägen und Forschungen zu profitieren und sich Anregungen für die Bewältigung ihrer eigenen Probleme zu Hause zu holen. Kalifornien würde beinahe über Nacht zu einem Mittelpunkt medizinischer Forschung mit weltweitem Ruf und Einfluß werden.

Gouverneur Dalton, der darauf bedacht war, die Nachricht in ihrer ganzen Bedeutung zu verbreiten, sorgte dafür, daß die Presse ausführliche und angemessene Berichte über den neuen Amtsinhaber brachte. Bilder von Dr. Clarendon und dem Haus, das er in der Nähe des alten Goat Hill bewohnte. Abrisse seiner beruflichen Laufbahn und seiner vielfältigen Ehrungen und populäre Berichte über seine bedeutendsten wissenschaftlichen Entdeckungen erschienen in allen wichtigen Tageszeitungen Kaliforniens, so daß die Bevölkerung bald einen gewissen Stolz auf den Mann empfand, dessen Erforschung der Pyämie in Indien, der Pest in China und ähnlicher Leiden überall in der Welt die Medizin schon bald mit einem Gegengift von

revolutionärer Bedeutung bereichern würde - einem grundlegenden Gegengift, das dem Fiebersyndrom von der Wurzel her zu Leibe rücken und letztlich die Ausrottung des Fiebers in all seinen mannigfachen Erscheinungsformen gewährleisten würde.

Der Ernennung war eine lange und nicht ganz unromantische Geschichte von früher Freundschaft, langer Trennung und Wiederbegegnung unter dramatischen Umständen vorausgegangen. James Dalton und die Familie Clarendon waren zehn Jahre zuvor in New York Freunde gewesen. Freunde und auch noch mehr, denn die einzige Tochter des Arztes, Georgina, war Daltons Jugendfreundin, während der Arzt selbst in den Schul- und College-Jahren sein bester Kamerad und beinahe sein Protege gewesen war. Der Vater von Alfred und Georgina, ein Wall-Street-Pirat der schlimmsten Sorte, hatte Daltons Vater gut gekannt, so gut, daß er ihm in einem denkwürdigen Kampf an der Börse im Lauf eines einzigen Nachmittags alles abjagte, was er besaß. Dalton Senior, der keine Hoffnung hatte, sich von diesem Schlag noch einmal zu erholen, und seinem einzigen Sohn seine Lebensversicherung zukommen lassen wollte, hatte sich prompt eine Kugel in den Kopf geschossen, aber James hatte nicht nach Vergeltung getrachtet. Solche Dinge gehörten seiner Meinung nach einfach dazu, und ihm lag nichts daran, dem Vater des Mädchens, das er heiraten wollte, und des angehenden jungen Wissenschaftlers, den er in den Jahren ihres gemeinsamen Studiums bewundert und unterstützt hatte, zu schaden. Statt dessen wandte er sich der Rechtswissenschaft zu, gründete seine eigene kleine Praxis und bat den »alten Clarendon« zu gegebener Zeit um die Hand seiner Tochter. Der alte Clarendon hatte sich rundweg geweigert, einen armen Schlucker, der sich eben erst als Anwalt seine Sporen verdienen wollte, zu seinem Schwiegersohn zu machen, woraufhin sich eine heftige Auseinandersetzung entspann. James, der dem alten Freibeuter nun endlich sagte, was er ihm schon viel früher hätte sagen müssen, hatte in höchster Erregung das Haus und die Stadt verlassen und binnen eines Monats das Leben in Kalifornien begonnen, das ihn nach manchen Kämpfen mit Politikern und Interessengruppen ins Amt des Gouverneurs geführt hatte. Von Alfred und Georgina hatte er sich nur ganz kurz verabschiedet, und er hatte nie von den Folgen jener Szene in Clarendons Bibliothek erfahren. Nur um einen Tag hatte er die Nachricht vom Tod des alten Clarendon durch einen Schlaganfall verpaßt, und dadurch hatte seine ganze Laufbahn eine andere Richtung genommen. Er hatte in den folgenden zehn Jahren Georgina nicht geschrieben, da er wußte, wie ergeben sie ihrem Vater war, sondern wartet, bis er eine Position erreicht hatte, die alle Einwände gegen die Verbindung entkräften würde. Und auch mit Alfred hatte er keine Verbindung aufgenommen, dessen Gleichmut im Angesicht von Zuneigung und Heldenverehrung stets den Beigeschmack der bewußten Gestaltung seines Schicksals und der Selbstgenügsamkeit des Genies gehabt hatte. Mit einer auch für damalige Zeit ungewöhnlichen Zielbewußtheit hatte er seinen Weg gemacht, den Blick fest in die Zukunft gerichtet; er war selbst Junggeselle geblieben und war von der intuitiven Überzeugung erfüllt, daß Georgina ebenfalls auf ihn wartete. In diesem Glauben wurde Dalton nicht enttäuscht. Georgina, die sich gefragt haben mochte, warum sie nie eine Nachricht von ihm erhielt, fand kein Liebesglück außer in

ihren Hoffnungen und Träumen und war schon bald ganz mit den neuen Pflichten ausgefüllt, die der Aufstieg ihres Bruders mit sich brachte. Alfreds Entwicklung hatte die Hoffnungen, die man in den vielversprechenden jungen Mann gesetzt hatte, vollauf bestätigt; der schlanke Junge war in aller Stille die Stufen der Wissenschaft mit einer beinahe schwindelerregenden Schnelligkeit und Ausdauer hinaufgeeilt. Mager und asketisch, mit in Stahl gefaßtem Pince-nez und braunem Spitzbart, war Dr. Alfred Clarendon mit fünfundzwanzig bereits eine Autorität und mit dreißig ein international bekannter Wissenschaftler. Da er den praktischen Erfordernissen des Lebens mit der Nachlässigkeit des Genies begegnete, war er auf die Fürsorge und das Organisationstalent seiner Schwester angewiesen und insgeheim dankbar dafür, daß ihre Erinnerungen an James sie vor jeder anderweitigen Bindung bewahrt hatten.

Georgina führte die Geschäfte und den Haushalt des großen Bakteriologen und war stolz auf seine Fortschritte in der Bekämpfung des Fiebers. Sie ertrug geduldig seine Launen, beschwichtigte seine gelegentlichen Ausbrüche von Fanatismus und bereinigte die Zerwürfnisse mit seinen Freunden, die hin und wieder daraus entstanden, daß er jeden, der sich nicht mit Haut und Haaren der Suche nach der reinen Wahrheit verschrieben hatte, seine unverhohlene Verachtung spüren ließ. Kein Zweifel, Clarendon stieß gewöhnliche Sterbliche oft vor den Kopf, denn er wurde nicht müde, den Dienst am einzelnen im Gegensatz zum Dienst an der Menschheit insgesamt herabzuwürdigen und Gelehrte abzukanzeln, die ihre wissenschaftliche Tätigkeit nicht von häuslichen und anderweitigen privaten Interessen zu trennen vermochten. Seine Feinde nannten ihn einen Langweiler, doch seine Bewunderer, die immer wieder staunten, in welche Ekstasen er sich hineinzusteigern vermochte, schämten sich beinahe, jemals Wünsche und Ambitionen außerhalb der erhabenen Sphäre der reinen Wissenschaft gehabt zu haben. Dr. Clarendon unternahm häufige Reisen, und auf den kürzeren ließ er sich im allgemeinen von Georgina begleiten. Dreimal hatte er jedoch im Zusammenhang mit der Erforschung exotischer Fieberkrankheiten und halblegendärer Seuchen lange, einsame Reisen in seltsame, ferne Gegenden unternommen, denn er wußte, daß die meisten Krankheiten der Erde in den Ländern des geheimnisumwitterten Asien entsprangen. Von jeder dieser Fahrten hatte er merkwürdige Andenken mitgebracht, die seinem Haus ein exzentrisches Gepräge gaben, darunter eine unnötig große Anzahl tibetischer Diener, die er irgendwo in U-Tsang während einer Epidemie aufgelesen hatte, von der die Welt nie etwas erfahren hatte, in deren Verlauf er jedoch den Erreger des Dum-Dum-Fiebers entdeckt und isoliert hatte. Diese Männer, größer als die meisten Tibeter und offenbar von einem in der übrigen Welt kaum bekannten Stamme, waren so hager und dürr, daß man sich fragte, ob der Doktor sie in der Erinnerung an die anatomischen Modelle seiner Studienjahre ausgewählt habe. In den losen schwarzen Seidengewändern, die sie nach Clarendons Wunsch tragen mußten, boten sie einen im höchsten Grade grotesken Anblick, und ihre niemals lächelnden Gesichter und die Lautlosigkeit und Steifheit ihrer Bewegungen ließen sie noch phantastischer erscheinen und gaben Georgina oft das absonderliche, beklemmende Gefühl, in die Welt von Vathekoder von Tausendundeiner

Nachtversetzt zu sein. Der Seltsamste von allen war jedoch Clarendons rechte Hand und Mädchen für alles, ein Mann namens Surama, den Clarendon von einem langen Aufenthalt in Nordafrika mitgebracht hatte, bei dem er gewisse rätselhafte Fieberkrankheiten studiert hatte, die in Abständen bei den Tuareg in der Sahara vorkamen, deren Abstammung von der urzeitlichen Rasse des versunkenen Atlantis ein altes archäologisches Gerücht ist. Surama, ein Mann von hoher Intelligenz und scheinbar unerschöpflicher Bildung, war ebenso unnatürlich mager wie die tibetischen Diener, und seine dunkle, pergamentähnliche Haut spannte sich so straff über den kahlen Schädel und das bartlose Gesicht, daß jeder Schädelknochen gespenstisch hervortrat — wobei dieser Totenschädel-Effekt noch durch die glanzlos brennenden schwarzen Augen verstärkt wurde, die so tief lagen, daß man normalerweise nur zwei dunkle, leere Höhlen wahrzunehmen meinte. Im Gegensatz zum idealen Untergebenen schien er trotz seiner unbeweglichen Miene Mühe zu haben, seine Gefühle zu verbergen. Man hatte den Eindruck, daß er sich insgeheim ständig über etwas amüsierte, zumal da er mitunter auch noch ein tiefes, gutturales Kichern oder Glucksen von sich gab wie das einer Riesenschildkröte, die eben irgendein Pelztier in Stücke gerissen hat und nun wieder zum Meer hinunter kriecht. Seine Rasse schien kaukasisch zu sein, ließ sich aber nicht näher bestimmen. Manche von Clarendons Bekannten meinten, er sehe trotz seiner akzentfreien Sprache wie ein Angehöriger einer hohen Hindu-Kaste aus, während die meisten Georgina — die ihn nicht leiden konnte — zustimmten; sie äußerte mehrmals, ihrer Meinung nach wäre eine Pharaonen-Mumie, auf wunderbare Weise zum Leben erweckt, das reine Ebenbild dieses sardonischen Gerippes.

Dalton, der sich ganz auf seine politische Karriere konzentrierte und infolge der merkwürdigen Eigenbrötelei des alten Westens kaum über die Vorgänge an der Ostküste unterrichtet war, hatte den kometenhaften Aufstieg seines einstigen Kameraden nicht verfolgt, und auch Clarendon seinerseits hatte nie etwas von Dalton gehört, der mit seiner Position als Gouverneur denkbar weit außerhalb seiner Interessensphäre lag. Da sie finanziell unabhängig waren, hatten die Clarendons viele Jahre hindurch den Familiensitz an der East Nineteenth Street in Manhattan bewohnt, dessen Hausgeister von den bizarren Gestalten Suramas und der Tibeter sicherlich höchst befremdet waren. Dann jedoch hatte der Doktor den Wunsch geäußert, den Schauplatz seiner medizinischen Beobachtungen zu wechseln, und es war ganz plötzlich zu einer einschneidenden Veränderung gekommen. Die Clarendons hatten den Kontinent überquert, um ein zurückgezogenes Leben in San Francisco zu führen, wo sie das düstere alte Bannister-Anwesen bei Goat Hill oberhalb der Bay erwarben und ihren wunderlichen Haushalt unter den Walmdächern dieses weitläufigen Gebäudes einrichteten, dessen Stil eine Mischung aus viktorianischem Geschmack und der Großspurigkeit des Goldrausches war und das auf einem von hohen Mauern umgebenen Grundstück in einer Gegend lag, die immer noch Vorortcharakter hatte.

Dr. Clarendon fand die Arbeitsbedingungen hier zwar besser als in New York, beklagte aber immer noch den Mangel an Gelegenheiten, seine pathologischen Theorien zu testen und anzuwenden. Weltfremd wie er war, hatte er nie daran

gedacht, sich um einen öffentlichen Posten zu bewerben, obwohl ihm immer klarer wurde, daß nur die medizinische Leitung einer staatlichen oder wohltätigen Einrichtung — eines Gefängnisses, Armenhauses oder Hospitals - ihm das weite Experimentierfeld bieten konnte, das er brauchte, um seine Forschungen abzuschließen und seine Entdeckungen zum Nutzen der Wissenschaft und der ganzen Menschheit anzuwenden.

Dann war er eines Nachmittags in der Market Street rein zufällig James Dalton begegnet, als der Gouverneur gerade aus dem Royal Hotel kam. Georgina war bei ihm gewesen, und das beinahe augenblickliche gegenseitige Wiedererkennen hatte die Dramatik der Begegnung noch verstärkt. Die Freunde, die so lange getrennt gewesen waren und nichts voneinander gehört hatten, wußten einander viel zu erzählen, und Clarendon freute sich zu hören, daß er eine so bedeutende Persönlichkeit des öffentlichen Lebens zum Freund hatte. Dalton und Georgina, die manchen Blick wechselten, spürten mehr als nur einen Rest ihrer jugendlichen Zuneigung. An diesem Tag wurde eine Freundschaft erneuert, die zu häufigen Besuchen und stetig wachsendem gegenseitigen Vertrauen führte.

James Dalton erfuhr, daß sein Jugendfreund ein öffentliches Amt anstrebte, und getreu seiner früheren Beschützerrolle suchte er seinen Einfluß geltend zu machen, um »dem kleinen Alf« einen angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen. Zwar reichte dieser Einfluß sehr weit, doch wurde Dalton durch die scharfe Kontrolle der gesetzgebenden Körperschaften gezwungen, mit äußerster Diskretion vorzugehen. Schließlich wurde jedoch, kaum drei Monate nach der überraschenden Wiederbegegnung, das wichtigste Amt für einen Mediziner im ganzen Staat frei. Nach Abwägung aller Faktoren und in dem Bewußtsein, daß der Ruf und die Erfolge seines Freundes auch die höchste Auszeichnung rechtfertigten, sah der Gouverneur eine Möglichkeit zum Handeln. Die Formalitäten waren rasch erledigt, und am 8. November 189- wurde Dr. Alfred Schuyler Clarendon medizinischer Direktor des kalifornischen Staatszuchthauses St. Quentin.

In kaum mehr als einem Monat sahen sich Dr. Clarendons Bewunderer in ihren Hoffnungen voll bestätigt. Durchgreifende Verfahrensänderungen brachten die medizinische Versorgung der Haftanstalt auf ein Niveau, von dem man bis dahin nicht zu träumen gewagt hätte, und obwohl die Untergebenen naturgemäß ihren Neid nicht ganz verbergen konnten, mußten sie andererseits wohl oder übel die an Wunder grenzenden Erfolge des großen Mannes anerkennen. Es folgte eine Zeit, in der aus der bloßen Anerkennung durchaus dankbare Ergebenheit hätte werden können, denn eines Morgens kam Dr. Jones mit sorgenvoller Miene zu seinem neuen Vorgesetzten, um ihm zu berichten, daß ein Fall aufgetreten sei, den er als eben jenes Dum-Dum-Fieber diagnostiziert hatte, dessen Erreger Clarendon entdeckt und klassifiziert hatte.

Dr. Clarendon zeigte sich nicht überrascht, sondern setzte seine Arbeit an dem Schriftstück fort, das vor ihm lag.

»Ich weiß«, sagte er ruhig. »Ich habe diesen Fall schon gestern entdeckt. Ich bin froh, daß Sie die Krankheit erkannt haben. Lassen Sie den Mann auf die Isolierstation bringen, obwohl ich nicht glaube, daß das Fieber ansteckend ist.«

Dr. Jones, der seine eigenen Ansichten über die Ansteckungsgefahr hatte, war froh über diese Vorsichtsmaßnahme und beeilte sich, die Anordnung auszuführen. Als er wiederkam, erhob sich Clarendon, um nach dem Patienten zu sehen und erklärte Jones, er werde den Fall alleine übernehmen. Der Assistenzarzt, der sich in seiner Hoffnung getäuscht sah, die Methoden des großen Mannes studieren zu können, blickte seinem Vorgesetzten nach, wie dieser alleine zu der Station ging, auf der sich der Patient befand, und sah sich zum erstenmal wieder in seinen Ressentiments gegenüber dem neuen Direktor bestätigt, seit seine anfänglichen Eifersuchtsgefühle aufrichtiger Bewunderung gewichen waren.

Als er die Station erreicht hatte, trat Clarendon hastig ein, warf einen Blick auf das Bett und ging noch einmal vor die Tür, um nachzusehen, wie weit die Neugier Dr. Jones getrieben haben mochte. Als er sah, daß niemand auf dem Korridor war, schloß er die Tür und untersuchte den Kranken. Es handelte sich um einen besonders widerwärtigen Häftling, und er schien Höllenqualen auszustehen. Sein Gesicht war grauenhaft verzerrt, und die Knie hatte er in der stummen Verzweiflung der Todgeweihten scharf angezogen. Clarendon untersuchte ihn genau, zog die fest geschlossenen Augenlider hoch, maß Puls und Temperatur und löste schließlich eine Tablette in Wasser auf und flößte dem Kranken die Flüssigkeit ein. Schon bald war der Höhepunkt des Anfalls überschritten, der Körper entspannte sich, der Ausdruck wurde normal, und der Patient begann leichter zu atmen. Durch leichtes Reiben der Ohren erreichte der Arzt dann, daß der Mann die Augen aufschlug. Es war Leben in ihnen, denn sie bewegten sich hin und her. Aber es fehlte ihnen das feine Feuer, das wir als Spiegel der Seele anzusehen gewohnt sind.

Clarendon lächelte, als er sah, wie friedlich der Patient geworden war und fühlte sich im Besitz einer allmächtigen Wissenschaft. Er hatte schon länger von dem Fall gewußt, und es war ihm gelungen, den Mann durch wenige Minuten Arbeit dem Tod zu entreißen. Noch eine Stunde, und der Patient wäre verloren gewesen; trotzdem hatte Jones die Symptome seit Tagen gesehen, sie aber nicht zu deuten gewußt, und sich dann, als er die Krankheit diagnostiziert hatte, nicht zu helfen gewußt.

Doch der Sieg des Menschen über die Krankheit kann nie vollkommen sein. Clarendon versicherte den mißtrauischen Häftlingen, die als Krankenpfleger arbeiteten, die Krankheit sei nicht ansteckend, und ließ den Patienten baden, mit Alkohol abreiben und wieder ins Bett legen. Aber am nächsten Morgen wurde ihm mitgeteilt, der Mann sei nach Mitternacht unter schrecklichen Qualen und mit solchen Schreien und Zuckungen gestorben, daß die Pfleger fast in Panik geraten waren. Der Arzt nahm diese Nachricht mit gewohntem Gleichmut auf, wie immer auch seine Gefühle als Wissenschaftler gewesen sein mochten, und ordnete an, der Patient sei in Kalk zu begraben. Mit einem philosophischen Schulterzucken begann er dann seine gewohnte Morgenvisite.

Zwei Tage später schlug die Krankheit erneut zu. Diesmal waren drei Männer auf einmal betroffen, und es ließ sich nicht mehr verheimlichen, daß eine Dum-Dum-Fieber-Epidemie ausgebrochen war. Clarendon, der so unbeugsam an seiner Theorie festgehalten hatte, das Fieber sei nicht ansteckend, erlitt einen schweren Autoritätsverlust und geriet auch noch dadurch in Schwierigkeiten, daß die Pfleger

sich weigerten, die Patienten zu versorgen. Aufopferung im Dienste der Wissenschaft und zum Nutzen der Menschheit war ihre Sache nicht. Sie waren Häftlinge, die nur auf der Krankenstation Dienst taten, weil damit Vergünstigungen verbunden waren, und als ihnen der Preis dafür zu hoch schien, zogen sie es vor, auf diese Vergünstigungen zu verzichten.

Aber der Arzt hatte die Situation nach wie vor unter Kontrolle. Nachdem er sich mit dem Direktor der Anstalt beraten und eine dringende Botschaft an seinen Freund, den Gouverneur, geschickt hatte, sorgte er dafür, daß den Sträflingen besondere Belohnungen in Form von Bargeld und Strafnachlaß für den gefährlichen Dienst auf der Krankenstation gewährt wurden, und bekam auf diese Weise eine ausreichende Zahl von Freiwilligen zusammen. Er war jetzt zum Handeln entschlossen und ließ sich durch nichts beirren. Neue Fälle entlockten ihm nur ein kurzes Kopfnicken, und er schien keine Müdigkeit zu kennen, während er in dem riesigen steinernen Haus der Trauer und des Elends von Bett zu Bett eilte. Innerhalb einer Woche traten vierzig weitere Fälle auf, und man mußte Pfleger aus der Stadt holen. Clarendon ging in dieser Phase nur selten nach Hause, schlief oft auf einem Feldbett in den Räumen des Anstaltsdirektors und opferte sich mit charakteristischer Hingabe im Dienst an der Medizin und der Menschheit auf.

Dann kamen die ersten Anzeichen des Sturms auf, der schon bald über San Francisco hinwegfegen sollte. Neuigkeiten sprechen sich herum, und die Nachricht von der Bedrohung durch das Dum-Dum-Fieber verbreitete sich durch die Stadt wie ein Nebel von der Bucht. Reporter, denen es einzig und allein um Sensationen ging, ließen ihrer Phantasie freien Lauf und waren selig, als sie endlich im Mexikanerviertel einen Fall aufstöberten, den ein praktischer Arzt - dem vielleicht am Geld mehr lag als an der Wahrheit oder dem Wohl der Bevölkerung - als Dum-Dum-Fieber diagnostizierte.

Das war der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Der Gedanke, daß ganz in ihrer Nähe der Tod in Gestalt einer heimtückischen Seuche lauern könnte, trieb die Menschen von San Francisco in eine Massenhysterie, und es begann jener historische Exodus, von dem bald schon das ganze Land erfahren sollte. Fähren und Ruderboote, Ausflugsdampfer und Lastkähne, Eisenbahnzüge und Cable Cars, Fahrräder und Kutschen, Möbelwagen und Handkarren - alle verfügbaren Verkehrsmittel mußten herhalten. Sausalito und Tamalpais entvölkerten sich wegen der Nähe zu St. Quentin ebenfalls, während in Oakland, Berkeley und Alameda die Mieten ins Unermeßliche stiegen. Zeltstädte wuchsen aus dem Boden, und improvisierte Dörfer säumten die verstopften, nach Süden führenden Hauptstraßen von Millbrae nach San Jose. Viele versuchten, bei Freunden in Sacramento unterzukommen, während diejenigen, die aus verschiedenen Gründen gezwungen waren, in der Stadt zu bleiben, vor Angst wie gelähmt waren und kaum mehr tun konnten, als die wichtigsten Funktionen der nahezu ausgestorbenen Stadt notdürftig aufrechtzuerhalten.

Das Geschäftsleben - abgesehen von Quacksalbern mit »Allheilmitteln« und »vorbeugenden Medikamenten« - kam fast völlig zum Erliegen. Die Saloons boten zunächst »medizinische Getränke« an, stellten aber bald fest, daß die Bevölkerung sich lieber von Scharlatanen übers Ohr hauen ließ, die sich professioneller

gebärdeten. Auf den merkwürdig stillen Straßen sahen die Menschen einander ins Gesicht, um mögliche Anzeichen der Seuche zu entdecken, und die Ladeninhaber ließen kaum noch jemanden herein, weil ihnen jeder Kunde als eine neue Bedrohung erschien. Die Rechtspflege brach zusammen, als Richter und Anwälte der Reihe nach der Versuchung erlagen, sich der Massenflucht anzuschließen. Selbst die Ärzte verließen in großer Zahl die Stadt, und viele gaben als Entschuldigung an, sie müßten unbedingt in den Bergen und an den Seen im nördlichen Teil des Staates Urlaub machen. Schulen und Colleges, Theater und Cafes, Restaurants und Saloons wurden geschlossen, und schon nach einer Woche war San Francisco eine Stadt, in der es nur noch stundenweise Strom und Wasser gab, die Zeitungen nur noch als Notausgaben erschienen und Pferdebahnen und Cable Cars die einzigen öffentlichen Verkehrsmittel waren, die noch ab und zu fuhren.

Das war der Tiefpunkt. Er konnte nicht lange dauern, denn Mut und Beobachtungsgabe waren den Menschen nicht vollständig abhanden gekommen; die Tatsache, daß es außerhalb von St. Quentin keine Dum-Dum-Fieber-Epidemie größeren Ausmaßes gab, war zu offensichtlich, als daß man sie auf die Dauer hätte leugnen können, obwohl es mehrere akute Fälle gab und sich in den Zeltkolonien vor der Stadt infolge der katastrophalen sanitären Verhältnisse der Typhus ausbreitete. Die Stadtväter und die Redakteure der Zeitungen berieten sich und wurden aktiv; sie bedienten sich derselben Reporter, die so viel zur Entstehung der Panik beigetragen hatten, nun aber ihre Sensationslüsternheit in den Dienst der guten Sache stellten. Es erschienen Leitartikel und fiktive Interviews, in denen versichert wurde, Dr. Clarendon habe die Krankheit vollständig unter Kontrolle, und es sei absolut unmöglich, daß sie sich über die Mauern der Haftanstalt hinaus ausbreite. Durch ständige Wiederholung taten diese Berichte schließlich ihre Wirkung, und nachdem zuerst einige wenige die Rückkehr in die Stadt wagten, wurde schon bald ein breiter Strom daraus. Eines der ersten Symptome für die Normalisierung war der Beginn einer in den Zeitungen ausgetragenen Kontroverse, in der die jeweiligen Autoren die Schuld an der Panik den Gruppen oder Personen anlasteten, die ihrer Meinung nach dafür verantwortlich waren. Die zurückkehrenden Ärzte richteten Angriffe gegen Clarendon, versicherten der Öffentlichkeit, daß sie genauso in der Lage wären, das Fieber im Zaum zu halten, und warfen dem Anstaltsarzt vor, er habe nicht genug getan, um der Ausbreitung der Seuche in St. Quentin Einhalt zu gebieten. Clarendon habe, so behaupteten sie, viel mehr Todesfälle in Kauf genommen, als unvermeidlich gewesen wäre. Jeder Anfänger wisse, wie man Ansteckung bei fiebrigen Krankheiten verhindern könne, und falls dieser berühmte Gelehrte das nicht wisse, so offensichtlich deshalb, weil er aus wissenschaftlichem Ehrgeiz darauf aus sei, die Krankheit im fortgeschrittenen Stadium zu studieren, anstatt die gebotenen Maßnahmen einzuleiten, um die Opfer zu retten. Dieses Verhalten, so ließen sie durchblicken, mochte vielleicht bei überführten Mördern in einer Haftanstalt zu rechtfertigen sein, sicherlich aber nicht in San Francisco, wo ein Menschenleben immer noch als kostbar und unantastbar gelte. Diese und ähnliche Argumente wurden immer wieder vorgebracht, und die Zeitungen druckten alles bereitwillig ab, weil die Schärfe der Polemik, auf die Dr. Clarendon ja sicherlich reagieren würde,

dazu beitrug, daß die Bevölkerung die Wirren der letzten Wochen vergaß und wieder Zuversicht gewann.

Aber Clarendon meldete sich nicht zu Wort. Er lächelte nur, und sein merkwürdiger Assistent Surama ließ noch öfter als sonst sein dunkles, schildkrötenhaftes Glucksen hören. Clarendon war jetzt wieder öfter zu Hause, so daß die Reporter anfangen, das Tor in der großen Mauer zu belagern, die der Arzt um sein Haus hatte ziehen lassen, anstatt dem Direktor von St. Quentin auf die Nerven zu gehen. Allerdings erreichten sie hier auch nicht viel, denn Surama stellte eine unüberwindliche Barriere zwischen dem Arzt und der Außenwelt dar, selbst wenn es den Reportern einmal gelang, bis aufs Grundstück vorzudringen. Die Zeitungsleute, die ins Haus gelassen wurden, bekamen gelegentlich auch Clarendons absonderliche Dienerschaft zu sehen und beeilten sich, Surama und die abgehärmten Tibeter ausführlich zu beschreiben. Natürlich überboten sie sich gegenseitig mit Übertreibungen, und diese Publizität schadete dem Ansehen des großen Arztes beträchtlich. Die meisten Menschen hassen ja alles Ausgefallene, und Hunderte, die Clarendon Herzlosigkeit oder Unfähigkeit zu verzeihen bereit gewesen wären, verurteilten ihn wegen des grotesken Geschmacks, den er ihrer Meinung nach dadurch bewies, daß er sich mit dem rätselhaften Surama und den acht schwarzgekleideten Orientalen umgab.

Anfang Januar stieg ein besonders hartnäckiger junger Reporter des Observer über die acht Fuß hohe, mit einem Graben versehene Ziegelmauer an der Rückseite des Clarendon-Grundstücks und besah sich die verschiedenen Baulichkeiten und sonstigen Anlagen, die vom vorderen Tor aus gesehen hinter Bäumen verborgen waren. Mit flinken Augen und wachem Geist nahm der junge Mann alles in sich auf - das Rosenspalier, die Volieren, die Tierkäfige, in denen alle möglichen Säugetiere, von Affen bis zu Meerschweinchen, zu sehen und zu hören waren, das stabile, hölzerne Laborgebäude mit seinen vergitterten Fenstern in der Nordwestecke des Gartens — und ließ seine forschenden Blicke über das ganze große Grundstück innerhalb der Mauern schweifen. Er hatte genug gesehen, um einen großartigen Artikel zu schreiben, und wäre ungeschoren davongekommen, hätte nicht Dick zu bellern angefangen, Georginas riesiger Bernhardiner. Surama reagierte sofort, hatte den jungen Mann beim Kragen, bevor dieser auch nur ein Wort hervorbrachte, schüttelte ihn, wie ein Terrier eine Ratte schüttelt, und schleifte ihn durch die Bäume in Richtung auf das Gartentor.

Atemlose Erklärungen und mit zitternder Stimme vorgebrachte Forderungen, zu Dr. Clarendon gebracht zu werden, fruchteten nichts. Surama gluckste nur und zerrte sein Opfer weiter. Der adrette Journalist bekam es nun ernstlich mit der Angst zu tun und wünschte sich sehnlichst, diese gespenstische Kreatur möchte etwas sagen, und sei es nur, um zu beweisen, daß sie wirklich ein Wesen von Fleisch und Blut war und auf diesen Planeten gehörte. Ihm wurde schrecklich übel, und er vermied es, die Augen anzuschauen, die auf dem Grund dieser großen schwarzen Höhlen liegen mußten. Bald darauf hörte er, wie das Gartentor geöffnet wurde, und erhielt einen gewaltigen Stoß; im nächsten Moment landete er im schlammigen Wasser des Grabens, den Clarendon längs der ganzen Mauer um sein Grundstück hatte ziehen lassen. Angst verwandelte sich in Wut, als er hörte, wie das schwere Tor

zugeschlagen wurde, und tiefnaß rasselte er sich auf und drohte mit erhobener Faust zu dem abweisenden Portal hin. Als er sich dann zum Gehen wandte, vernahm er hinter sich ein leises Quietschen, spürte, wie Suramas tiefliegenden Augen ihm durch ein Türchen in der Pforte nachsahen, und hörte sein dunkles Glucksen, das ihm das Blut in den Adern gerinnen ließ.

Der junge Mann, der, vielleicht nicht ganz zu Unrecht, der Meinung war, mit unverdienter Grobheit behandelt worden zu sein, beschloß, sich an dem Mann zu rächen, der dafür verantwortlich war. Er schrieb ein fiktives Interview mit Dr. Clarendon, das angeblich in dessen Labor stattgefunden hatte und in dessen Verlauf er in allen Einzelheiten die Qualen von Dum-Dum-Fieber-Patienten schilderte, die angeblich in einer Reihe auf Couches gelegen hatten. Sein Meisterstück war ein Bild von einem besonders schwer betroffenen Patienten, der nach Wasser lechzte, während der Arzt ihm ein Glas der funkelnden Flüssigkeit gerade außer Reichweite hinhielt, um, wie der Journalist schrieb, die Auswirkungen solcher Entbehrung auf den Verlauf der Krankheit wissenschaftlich zu untersuchen. Dieser Erfindung folgten ganze Absätze, in denen der Verfasser sich so ehrerbietig über den Arzt äußerte, daß das Gift seiner Worte besonders stark wirkte. Dr. Clarendon sei, so hieß es in dem Artikel, zweifellos der größte und hingebungsvollste Wissenschaftler der Welt, aber der Wissenschaft gehe es nicht um das Wohl des einzelnen, und wohl niemand wünsche sich, daß seine schwersten Leiden verlängert und verschlimmert würden, nur damit ein Forscher Gewißheit über irgendeine abstrakte Erkenntnis erlangen könne. Das Leben sei dafür zu kurz.

Im großen und ganzen war der Artikel von diabolischer Raffiniertheit und dazu angetan, neun von zehn Lesern gegen Dr. Clarendon und seine angeblichen rücksichtslosen Methoden aufzubringen. Andere Zeitungen zögerten nicht, den Inhalt zu kopieren und weiter auszuschnürceln sowie eine Serie gefälschter Interviews zu veröffentlichen, die einander in phantastischen Verleumdungen zu überbieten suchten. In keinem Fall trat der Arzt jedoch den Ungeheuerlichkeiten entgegen, die man ihm unterstellte. Er hatte keine Zeit, sich mit Narren und Lügnern auseinanderzusetzen, und scherte sich nicht darum, was der gedankenlose Pöbel, den er verachtete, von ihm hielt. Als James Dalton ihm in einem Telegramm sein Bedauern aussprach und ihm Hilfe anbot, antwortete ihm Clarendon in geradezu verletzender Kürze. Er kümmere sich nicht um das Klaffen der Köter und habe keine Zeit, ihnen einen Maulkorb anzulegen. Und er sehe auch keinen Anlaß zur Dankbarkeit gegenüber irgend jemandem, der sich in eine derart abgeschmackte Angelegenheit einmische. Schweigend und voller Verachtung widmete er sich weiter seinen Pflichten.

Aber der junge Reporter hatte mit seinem Artikel eine Lawine ausgelöst. San Francisco geriet abermals in Hysterie, diesmal jedoch mehr aus Wut als aus Angst. Besonnenheit war nicht mehr gefragt, und es kam zwar nicht zu einem neuen Exodus, jedoch zu einer Herrschaft von Laster und Rücksichtslosigkeit, die aus Verzweiflung geboren war und an ähnliche Erscheinungen im Zusammenhang mit der Pest im Mittelalter erinnerte. Haß richtete sich gegen den Mann, der die Krankheit entdeckt hatte und bemüht war, sie einzudämmen, und in ihrem

besinnungslosen Rausch vergaß die Öffentlichkeit seine großen Verdienste um die Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis und fachte das Feuer des Ressentiments immer nur weiter an. Man hatte den Eindruck, daß die Menschen in ihrer Blindheit den Mann selbst haßten und nicht die Seuche, die ihre von frischen Winden durchwehte und normalerweise gesunde Stadt überfallen hatte.

Der junge Reporter erlag der Versuchung, mit dem neronischen Feuer zu spielen, das er selbst entfacht hatte, und setzte dem Ganzen die Krone auf. Eingedenk der schimpflichen Behandlung, die er von dem skeletthaften Diener des Arztes erduldet hatte, schrieb er einen meisterhaften Artikel über das Haus und die Umgebung von Dr. Clarendon unter besonderer Hervorhebung von Surama, von dem er sagte, sein bloßer Anblick genüge schon, um auch den Gesündesten fiebern zu lassen. Er bemühte sich, den hageren Gluckser lächerlich und zugleich dämonisch erscheinen zu lassen, wobei ihm letzteres offenbar besser gelang, denn ihn selbst erfaßte jedesmal eine Welle des Abscheus, wenn er nur an die kurzen Augenblicke dachte, da er dieser Kreatur nahe gewesen war. Er sammelte alle Gerüchte, die über den Mann im Umlauf waren, verbreitete sich über dessen angeblich übermenschliche Gelehrsamkeit und deutete dunkel an, Dr. Clarendon müsse den Mann in einer gottlosen Gegend des geheimnisvollen, uralten Erdteils Afrika aufgestöbert haben.

Georgina, die alle Berichte in den Zeitungen aufmerksam verfolgte, litt sehr unter diesen Angriffen auf ihren Bruder, doch James Dalton, der häufig zu Besuch kam, gab sich die größte Mühe, sie zu trösten. In dieser Hinsicht war er warmherzig und aufrichtig, denn er wollte nicht nur die Frau trösten, die er liebte, sondern auch die Verehrung zum Ausdruck bringen, die er immer für das nach den Sternen greifende Genie empfunden hatte, das in seiner Jugend sein bester Freund gewesen war. Er sprach zu Georgina davon, daß Größe stets von Neid begleitet sei, und zählte ihr auf, wie viele überragende Köpfe schon von besinnungslosen Massen in den Schmutz getreten worden seien. Die Angriffe, so argumentierte er, seien der klarste Beweis für die Größe ihres Bruders.

»Aber sie schaden ihm trotzdem«, erwiderte sie. »Um so mehr, als ich weiß, daß Alf wirklich unter ihnen leidet, so gleichgültig er sich auch geben mag.« Dalton küßte ihr die Hand, eine Geste, die damals in besseren Kreisen noch nicht aus der Mode gekommen war.

»Auch ich leide darunter, um so mehr, als ich weiß, wie sehr du und Alf darunter leidet. Doch laß den Mut nicht sinken, Georgie, wir werden das mit vereinten Kräften durchstehen!«

So kam es, daß Georgina sich immer mehr auf die Kraft des stahlharten, unnachgiebigen Gouverneurs verließ, der ihre Jugendliebe gewesen war, und sich ihm immer mehr mit ihren Ängsten und Befürchtungen anvertraute. Die Angriffe in der Presse und die Seuche waren nicht das einzige. Auch im Haus gab es Dinge, die ihr gar nicht gefielen. Surama, der sich gegenüber Mensch und Tier gleichermaßen grausam zeigte, flößte ihr unsäglichen Abscheu ein, und sie wurde das Gefühl nicht los, daß er auf irgendeine unerfindliche, heimtückische Art Alfred schaden wollte. Auch die Tibeter konnte sie nicht leiden und fand es äußerst merkwürdig, daß

Surama sich mit ihnen verständigen konnte. Alfred wollte ihr nicht sagen, wer oder was Surama war, hatte ihr aber einmal stockend erklärt, er sei viel älter, als man es normalerweise für möglich halten würde, und habe Geheimnisse ergründet und Dinge erlebt, die ihn für jeden Wissenschaftler, der die Rätsel der Natur zu ergründen suche, zu einem unschätzbaren Kollegen machten.

Ihre Unruhe bewog Dalton zu noch häufigeren Besuchen bei den Clarendons, obwohl er merkte, daß Surama seine Anwesenheit zutiefst mißbilligte. Der gespenstische Knochenmann starrte ihn immer auf ganz eigentümliche Weise aus seinen tiefliegenden Augenhöhlen an, wenn er ihn einließ, und begann oft, wenn er nach dem Besuch das Gartentor hinter ihm schloß, auf eine monotone Weise zu kichern oder zu glucksen, die Dalton schauern ließ. Dr. Clarendon interessierte sich unterdessen offenbar für nichts außer seiner Arbeit in St. Quentin, wohin er jeden Tag mit dem Boot fuhr, nur von Surama begleitet, der das Ruder bediente, während der Arzt las oder seine Notizen ordnete. Dalton war diese regelmäßige Abwesenheit des Hausherrn willkommen, gab sie ihm doch Gelegenheit, erneut um Georginas Gunst zu werben. Wenn er länger blieb und mit Alfred zusammentraf, begrüßte dieser ihn jedoch stets freundlich. Für James und Georgina stand es nach einer gewissen Zeit fest, daß sie sich verloben würden, und sie warteten nur eine günstige Gelegenheit ab, um es Alfred mitzuteilen. Der Gouverneur, der sich nie mit halben Sachen zufriedengab und in seiner Treue nicht erlahmte, scheute keine Mühe, um den Gerüchten über seinen alten Freund entgegenzutreten. Presse und Öffentlichkeit bekamen diesen Einfluß zu spüren, und es gelang ihm sogar, Wissenschaftler an der Ostküste zu interessieren, von denen viele nach Kalifornien kamen, um die Seuche und das Serum zu studieren, das Clarendon zur Abwehr der fieberhaften Krankheit entwickelte. Diese Ärzte und Biologen erhielten jedoch nicht die Auskünfte, die sie sich erhofften, so daß mehrere von ihnen enttäuscht wieder heimfuhren. Nicht wenige von ihnen schrieben feindselige Artikel gegen Clarendon, in denen sie ihn einer unwissenschaftlichen und nur auf persönlichen Ruhm bedachten Einstellung ziehen und andeuteten, er halte seine Methoden geheim, weil er letzten Endes nur darauf aus sei, sich auf höchst unkollegiale Weise persönlich zu bereichern. Andere kamen glücklicherweise zu einem günstigeren Urteil und schrieben begeistert über Clarendon und seine Arbeit. Sie hatten die Patienten gesehen und konnten beurteilen, wie glänzend er die gefürchtete Krankheit im Zaum hielt. Seine Zurückhaltung im Hinblick auf das Gegengift hielten sie für durchaus gerechtfertigt, weil eine voreilige Veröffentlichung womöglich mehr geschadet als genutzt hätte. Clarendon selbst, den viele von ihnen schon von früher her kannten, beeindruckte sie mehr denn je, und sie zögerten nicht, ihn auf eine Stufe mit Jenner, Lister, Koch, Pasteur, Metschnikoff und all den anderen zu stellen, die ihr Leben in den Dienst der Pathologie und der Menschheit gestellt hatten. Dalton hob Alfred alle Zeitschriftenartikel auf, in denen Positives über ihn stand, und brachte sie oft persönlich vorbei, was ihm gleichzeitig einen Vorwand lieferte, Georgina zu besuchen. Diese Artikel entlockten Clarendon jedoch höchstens ein verächtliches Lächeln, und im allgemeinen warf er sie Surama zu, dessen tiefes, beunruhigendes Glucksen beim Lesen der ironisch-amüsierten Reaktion des Arztes auffallend ähnelte.

An einem Montagabend Anfang Februar erschien Dalton mit der festen Absicht, Clarendon um die Hand seiner Schwester zu bitten. Georgina selbst empfing ihn am Gartentor, und auf dem Weg zum Haus blieb er stehen, um den großen Hund zu tätscheln, der angelaufen kam und ihm freundlich die Pfoten auf die Brust legte. Es war Dick, Georginas geliebter Bernhardiner, und Dalton war froh über die Zuneigung des Tiers, das ihr soviel bedeutete.

Dick wedelte begeistert mit dem Schwanz und drehte den Gouverneur halb herum, als er mit einem kurzen, leisen Bellen von ihm abließ und durch die Bäume auf das Labor zulief. Er verschwand jedoch nicht, sondern blieb gleich wieder stehen, sah sich um und bellte erneut leise, als wollte er Dalton auffordern, ihm zu folgen. Georgina, die Spaß daran hatte, sich den spielerischen Launen ihres riesigen vierbeinigen Freundes zu fügen, forderte James mit einer Kopfbewegung auf, ihr zu folgen, damit sie nachsähen, was der Hund wollte. So gingen sie beide langsam hinter ihm her, während er erleichtert in den hinteren Teil des Gartens trottete, wo sich das Dach des Laborbaus als Silhouette vor dem Sternhimmel über der hohen Ziegelmauer abhob.

An den Rändern der dunklen Gardinen vor den Fenstern schimmerte Licht durch; Alfred und Surama waren also bei der Arbeit. Plötzlich kam von drinnen ein leises, unterdrücktes Geräusch wie der Schrei eines Kindes, ein klagender Ruf:

»Mama! Mama!« Dick bellte, und James und Georgina zuckten erschrocken zusammen. Dann lächelte Georgina jedoch, weil ihr die Papageien einfielen, die Clarendon immer für Versuchszwecke hielt, und sie tätschelte Dick den Kopf, zum Zeichen, daß sie ihm nicht böse war, weil er sie und Dalton irreführt hatte, oder um ihn darüber zu trösten, daß er sich selbst hatte täuschen lassen.

Während sie langsam zum Haus zurückgingen, erzählte Dalton ihr von seinem Entschluß, an diesem Abend mit Alfred über ihre Verlobung zu sprechen, und Georgina erhob keine Einwände. Sie wußte, ihr Bruder würde nicht eben begeistert sein, seine treue Haushälterin und Gefährtin zu verlieren, glaubte jedoch, er sei ihr so herzlich zugetan, daß er ihr kein Hindernis in den Weg legen würde.

Später am Abend kam Clarendon mit federnden Schritten und offenbar in besserer Laune als gewöhnlich ins Haus. Dalton, der in dieser Stimmung ein gutes Omen erblickte, faßte noch zusätzlich Mut, als der Arzt ihn mit einem kräftigen Händedruck und der Frage begrüßte: »Na, Jimmy, was macht die Politik?« Er warf einen Blick auf Georgina, die sich daraufhin entschuldigte, während die beiden Männer sich hinsetzten und über alles mögliche zu reden angingen. Nach und nach, inmitten vieler Erinnerungen an die gemeinsame Jugendzeit, arbeitete sich Dalton zu seinem Thema vor, bis er sich schließlich ein Herz faßte und unumwunden seine Frage stellte. »Alf, ich möchte Georgina heiraten. Haben wir deinen Segen?« Dalton behielt seinen alten Freund genau im Auge und sah, wie ein Schatten über sein Gesicht fiel. Die dunklen Augen blitzten einen Augenblick auf und verhüllten sich dann wieder, und gleichzeitig gab sich Clarendon Mühe, wieder ein gleichmütiges Gesicht zu machen. Also war doch die Wissenschaft oder der Egoismus am Werk.

»Du bittest um etwas Unmögliches. Georgina ist nicht mehr dasselbe flatterhafte Geschöpf wie vor Jahren. Sie hat jetzt eine Aufgabe im Dienste der Wahrheit und

der Menschheit, und ihr Platz ist hier. Sie hat sich entschieden, ihr Leben meiner Arbeit zu widmen, dem Haushalt, der meine Arbeit ermöglicht, und sie kann jetzt nicht einfach einer Laune folgen und mich im Stich lassen.«

Dalton wartete ab, ob der Freund noch etwas sagen würde. Derselbe alte Fanatismus - Menschheit gegen Individuum -, und der Arzt stellte ihn offenkundig über das Lebensglück seiner Schwester! Nach einer Weile wagte er eine Entgegnung.

»Aber hör doch, Alf, willst du damit sagen, du brauchst Georgina so nötig für deine Arbeit, daß du sie zur Sklavin und Märtyrerin machen mußt? Wo bleibt dein Gefühl für die Proportionen, Mann! Wenn es um Surama oder sonst jemanden ginge, der dir unmittelbar bei deinen Versuchen hilft, würde ich es ja verstehen, aber Georgina ist ja letzten Endes nur deine Haushälterin. Sie will meine Frau werden und sagt, daß sie mich liebt. Hast du das Recht, sie zu hindern, ihr eigenes Leben zu führen? Hast du das Recht ...«

»Das reicht, James!« Clarendon war kreidebleich geworden. »Ob ich das Recht habe, in meiner eigenen Familie zu bestimmen, geht einen Außenseiter nichts an.«

»Außenseiter - das kannst du zu einem sagen, der ...« Dalton schnürte sich die Kehle zusammen, als die stählerne Stimme des Arztes ihn wieder unterbrach.

»Ein Außenseiter in meiner Familie, und von heute an auch ein Außenseiter in meinem Haus. Dalton, deine Anmaßung geht ein bißchen zu weit! Guten Abend, Gouverneur!« Clarendon ging hastig aus dem Raum, ohne seinen Freund noch eines Blickes zu würdigen.

Dalton zögerte noch unschlüssig, als Georgina hereinkam. Es war ihr anzusehen, daß sie mit ihrem Bruder gesprochen hatte, und Dalton nahm impulsiv ihre Hände.

»Nun, Georgie, was meinst du? Ich fürchte, du wirst dich zwischen Alf und mir entscheiden müssen. Du weißt, was ich für dich empfinde - du weißt, was ich schon damals für dich empfand, als dein Vater gegen mich war. Wie lautet diesmal deine Antwort?«

»James, Liebster«, erwiderte sie langsam. »Glaubst du mir, daß ich dich liebe?« Er nickte und drückte ihr erwartungsvoll die Hände.

»Wenn du mich auch liebst, dann wirst du noch eine Zeitlang warten. Denk nicht mehr an Alfs Taktlosigkeit. Er kann einem Leid tun. Ich kann dir jetzt nicht alles sagen, aber du weißt, wie beunruhigt ich bin - über die Belastung durch seine Arbeit, die Kritik und dieses glotzende, gackernde Monstrum Surama! Ich habe Angst, er könnte zusammenbrechen - ich kann besser beurteilen als jemand, der nicht zur Familie gehört, wie sehr ihn das alles mitnimmt. Ich sehe es, denn ich habe ihn mein Leben lang beobachtet. Er verändert sich, beugt sich langsam unter seiner schweren Bürde, und um es zu verbergen, gibt er sich besonders schroff. Du verstehst mich doch, Liebster, nicht wahr?«

Sie hielt inne, und Dalton nickte erneut und drückte eine ihrer Hände an seine Brust.

»Dann versprich mir bitte, Liebster, geduldig zu sein«, schloß sie. »Ich muß ihm beistehen. Ich muß! Ich muß!«

Dalton sagte eine Zeitlang nichts, senkte jedoch den Kopf wie in ehrerbietiger

Verneigung. Diese hingebungsvolle Frau hatte mehr von Christus als er es je bei einem Menschen für möglich gehalten hätte; und angesichts solcher Liebe und Treue brachte er es nicht übers Herz, sie zu drängen.

Die Worte der Trauer und des Abschieds waren kurz, und James, dessen blaue Augen feucht waren, sah kaum den hageren Alten, als ihm das Tor zur Straße geöffnet wurde. Doch als es hinter ihm ins Schloß fiel, hörte er das grauenerregende Glucksen, das er nun schon so gut kannte, und wußte, daß Surama da war, Surama, den Georgina den bösen Geist ihres Bruders genannt hatte. Während er sich mit festen Schritten entfernte, beschloß Dalton, wachsam zu sein und beim ersten Anzeichen von Gefahr zu handeln.

Während die Epidemie noch in aller Munde war, schwelten in San Francisco die Ressentiments gegen Clarendon immer weiter. Tatsächlich gab es außerhalb des Zuchthauses nur wenige Fälle, und diese waren zum größten Teil auf die mexikanische Unterschicht beschränkt, die wegen der schlechten sanitären Verhältnisse für Krankheiten jeder Art anfällig war, aber den Politikern und der Bevölkerung reichte das schon, um die Angriffe von Clarendons Feinden für gerechtfertigt zu halten. Da jedoch Dalton nach wie vor nichts auf Clarendon kommen ließ, besannen sich die Unzufriedenen, die medizinischen Dogmatiker und die Mitläufer auf die Gesetzgebung, brachten sehr geschickt die Feinde Clarendons und die alten Gegner des Gouverneurs unter einen Hut und bereiteten ein Gesetz vor, demzufolge die Zuständigkeit für die Besetzung mittlerer und unterer Positionen im Staatsdienst vom Gouverneur auf die unmittelbar betroffenen Gremien übergehen sollte.

In dieser Angelegenheit entwickelte kein Lobbyist größere Aktivität als Clarendons leitender Assistent Dr. Jones, der von Anfang an auf seinen Vorgesetzten eifersüchtig gewesen war und nun eine Möglichkeit sah, die Dinge in seinem Sinne zu beeinflussen; er war seinem Schicksal dankbar dafür, daß er mit dem Vorsitzenden des Anstaltsrats verwandt war, ein Umstand, dem er auch seine jetzige Position verdankte. Falls das neue Gesetz durchkam, würde man Clarendon zweifellos entlassen und ihn an seine Stelle setzen; auf dieses Ziel arbeitete er nun mit aller Kraft hin. Jones hatte alle Eigenschaften, die Clarendon fehlten -er war ein geborener Politiker und ein Opportunist, wie er im Buche steht, und stellte seinen eigenen Vorteil jederzeit über den Dienst an der Wissenschaft. Er war unbemittelt und deshalb auf eine gut dotierte Stellung aus, ganz im Gegensatz zu dem wohlhabenden und finanziell unabhängigen Gelehrten, den er verdrängen wollte. Mit rattenhafter Schläue und Hartnäckigkeit arbeitete er daran, dem großen Biologen, der sein Vorgesetzter war, das Wasser abzugraben, und wurde eines Tages mit der Nachricht belohnt, das Gesetz sei verabschiedet worden. Von da an war der Gouverneur nicht mehr für Ernennungen zuständig, und über die medizinische Leitung von St. Quentin hatte nun der Anstaltsrat zu bestimmen.

Clarendon hatte von all diesen Intrigen nichts mitbekommen. Er, der ganz in seinen administrativen und wissenschaftlichen Arbeiten aufging, war blind für den Verrat, den »dieser Esel Jones« an ihm beging und taub für den Klatsch in der

Gefängnisverwaltung. Er hatte noch nie in seinem Leben Zeitung gelesen, und durch den Bruch mit Dalton hatte er seine letzte Verbindung zur Außenwelt abgeschnitten. Mit der Naivität eines Einsiedlers hätte er sich nie träumen lassen, daß seine Position gefährdet war. Angesichts von Daltons Loyalität und seiner Bereitschaft, selbst schweres Unrecht zu verzeihen, wie er sie dem alten Clarendon gegenüber bewies, der seinen Vater an der Börse ruiniert hatte, war natürlich eine Entlassung durch den Gouverneur ausgeschlossen, und der Arzt konnte sich in seiner politischen Ahnungslosigkeit auch keinen plötzlichen Machtwechsel vorstellen, der dazu geführt hätte, daß ein anderer über sein Verbleiben im Amt hätte entscheiden können. Deshalb lächelte er auch nur zufrieden, als Dalton nach Sacramento ging, überzeugt, daß seine Stellung in St. Quentin ebenso sicher sei wie das Verbleiben seiner Schwester in seinem Haushalt. Er war es gewöhnt zu bekommen, was er wollte, und bildete sich ein, daß sein Glück ihm immer noch treu sei.

In der ersten Märzwoche, ein oder zwei Tage nach dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes, erschien der Vorsitzende des Anstaltsrats in St. Quentin. Clarendon war nicht im Hause, aber Dr. Jones schätzte sich glücklich, den prominenten Besucher -der außerdem sein eigener Onkel war - durch die große Krankenstation zu führen, einschließlich der Isolierstation für die Fieberkranken, die durch Presse und Panik so berühmt geworden war. Inzwischen gegen seinen Willen zu Clarendons Glauben bekehrt, daß die Krankheit nicht ansteckend sei, versicherte Jones seinem Onkel lächelnd, er habe nichts zu fürchten und ermunterte ihn, sich die Patienten genau anzusehen, vor allem einen zum Skelett abgemagerten Kranken, der früher ein wahrer Kraftprotz gewesen war und, wie Jones durchblicken ließ, langsam und unter Qualen sterbe, weil Clarendon ihm nicht die richtige Medizin verabreiche.»Willst du damit sagen«, rief der Vorsitzende, »daß Dr. Clarendon sich weigert, dem Mann zu geben, was er braucht, obwohl er weiß, daß er ihm damit das Leben retten könnte?«

»Genau das«, zischte Dr. Jones, verstummte jedoch jäh, als kein anderer als Clarendon persönlich eintrat. Clarendon begrüßte Jones mit einem kalten Nicken und musterte mit unverhohlenem Mißfallen den Besucher, den er nicht kannte.

»Dr. Jones, ich dachte. Sie wüßten, das dieser Patient auf keinen Fall gestört werden darf. Und habe ich nicht angeordnet, daß Besucher nur mit meiner ausdrücklichen Erlaubnis eingelassen werden dürfen?«

Aber der Vorsitzende mischte sich ein, bevor sein Neffe ihn vorstellen konnte.

»Entschuldigen Sie, Dr. Clarendon, aber trifft es zu, daß Sie sich weigern, diesem Mann die Medizin zu verabreichen, die ihn retten würde?«

Clarendon sah ihn mit eisigem Blick an und antwortete ihm mit stahlharter Stimme.

»Das ist eine impertinente Frage, Sir. Ich trage hier die Verantwortung, und Besuche sind nicht erlaubt. Bitte verlassen Sie auf der Stelle den Raum.«

Der Vorsitzende, dem die Situation Spaß zu machen begann, legte mehr Spott und Anmaßung in seine Antwort, als nötig gewesen wäre.

»Sie irren sich, Sir! Ich, nicht Sie, habe hier zu befehlen. Vor Ihnen steht der Vorsitzende des Anstaltsrats. Ich muß Ihnen außerdem mitteilen, daß ich Ihre

Tätigkeit als eine Bedrohung für das Wohlergehen der Häftlinge betrachte und Sie zum Rücktritt auffordern muß. Ab sofort wird Dr. Jones die medizinische Leitung übernehmen, und falls Sie bis zu Ihrer formellen Entlassung noch hierbleiben möchten, müssen Sie sich seinen Anordnungen fügen.«

Das war Wilfred Jones' großer Augenblick. Das Leben bescherte ihm nie wieder einen solchen Höhepunkt, und wir sollten es ihm nicht verargen, daß er diesen auskostete. Er war schließlich kein schlechter Charakter, sondern nur ein Durchschnittsmensch, und hatte das Gesetz der Durchschnittsmenschen befolgt, um jeden Preis den eigenen Vorteil wahrzunehmen. Clarendon stand wie vom Donner gerührt und sah den anderen an, als hielte er ihn für verrückt, bis ihn dann der Ausdruck des

Triumphes auf Dr. Jones' Gesicht überzeugte, daß tatsächlich etwas passiert sein mußte. Er war von eisiger Höflichkeit, als er antwortete.

»Ich bezweifle nicht, daß Sie der sind, als der Sie sich ausgeben, Sir. Doch zum Glück kam meine Ernennung vom Gouverneur des Staates und kann deshalb auch nur von ihm widerrufen werden.«

Der Vorsitzende und sein Neffe starrten ihn verblüfft an, denn solche Weltfremdheit hatten sie nicht für möglich gehalten. Dann erfaßte der ältere Mann die Situation und erklärte ausführlich die Zusammenhänge.

»Wenn sich herausgestellt hätte, daß die laufenden Berichte Ihnen unrecht tun«, schloß er, »hätte ich die Maßnahme noch hinausgeschoben. Aber der Fall dieses bedauernswerten Mannes und Ihr arrogantes Auftreten lassen mir keine Wahl. Tatsache ist nun mal . . .«

Aber Dr. Clarendon unterbrach ihn mit schneidender Stimme.

»Tatsache ist nun mal, daß ich hier der Direktor bin, und ich muß Sie auffordern, diesen Raum sofort zu verlassen.«

Der Vorsitzende wurde rot vor Wut und explodierte.

»Was glauben Sie, wen Sie vor sich haben? Ich werde Sie hinauswerfen lassen. Unverschämtheit!«

Aber er konnte nur noch diesen Satz sagen. Durch die Beleidigung jählings in ein Bündel Haß verwandelt, schlug der schlanke Wissenschaftler mit beiden Fäusten in einem Ausbruch übernatürlicher Kraft zu, deren ihn niemand für fähig gehalten hätte. Und ebenso übernatürlich wie seine Kraft war seine Zielsicherheit, die nicht einmal ein Boxchampion hätte übertreffen können. Beide Männer, der Vorsitzende und Dr. Jones, wurden voll getroffen. Der eine mitten ins Gesicht, der andere auf die Kinnspitze. Sie stürzten um wie gefällte Bäume und blieben unbeweglich und bewußtlos liegen. Clarendon jedoch, wieder ganz Herr seiner selbst, nahm Hut und Stock und ging hinaus auf sein Boot, wo ihn Surama erwartete. Erst als er in dem fahrenden Boot saß, gab er der furchtbaren Wut, die ihn verzehrte, hörbaren Ausdruck. Mit verzerrtem Gesicht beschwor er Verwünschungen von den Sternen und den Abgründen hinter den Sternen herab, so daß sogar Surama schauderte, ein altes Zeichen machte, das in keinem Geschichtsbuch enthalten ist, und sogar zu glucksen vergaß.

Georgina suchte ihren gekränkten Bruder zu besänftigen, so gut sie konnte. Er war geistig und physisch erschöpft nach Hause gekommen und hatte sich auf die Couch in der Bibliothek geworfen. In diesem düsteren Zimmer hatte die treue Schwester Stück für Stück die fast unglaubliche Neuigkeit erfahren. Ihre Tröstungen waren spontan und zärtlich, und sie machte ihm klar, welche einen gewaltigen, wenn auch unbeabsichtigten Tribut an seine Größe die Angriffe, die Verfolgung und die Entlassung darstellten. Er hatte versucht, die Angelegenheit mit dem Gleichmut zu betrachten, den sie predigte, und es wäre ihm wohl auch gelungen, wenn nur seine persönliche Würde im Spiel gewesen wäre. Doch der Verlust seiner Arbeitsmöglichkeiten als Wissenschaftler war mehr, als er zu ertragen vermochte, und er seufzte immer wieder bei dem Gedanken, daß er nur noch drei Monate im Gefängnis gebraucht hätte, um endlich das langgesuchte Mittel zu finden, das den endgültigen Sieg über alle fiebrigen Erkrankungen bedeutet hätte.

Georgina versuchte dann, ihn auf andere Weise aufzuheitern, und sagte ihm, der Anstaltsrat werde sicher wieder nach ihm schicken, falls die Seuche nicht zurückging oder sogar mit neuer Kraft ausbrach. Aber auch das fruchtete nichts, und Clarendon antwortete ihr nur in bitteren, ironischen kleinen Sätzen, deren Tonfall nur allzu klar werden ließ, wie abgrundtief verzweifelt er war.

»Nachlassen? Wieder ausbrechen? Oh, es wird schön nachlassen! Jedenfalls werden sie denken, es hätte nachgelassen. Die glauben doch alles, egal, was passiert! Ignoranten sehen nun mal nichts, und Pfuscher sind keine Entdecker. Dieser Sorte zeigt die Wissenschaft nie ihr Gesicht. Und die nennen sich Ärzte. Aber das Beste ist doch, daß dieser Esel Jones jetzt den Chef spielen will!«

Er brach ab und lachte so dämonisch, daß Georgina schauderte.

Es folgten wahrhaft trübe Tage im Haus der Clarendons. Tiefe, durch nichts zu lindernde Niedergeschlagenheit hatte den sonst so unermüdlichen Geist des Arztes erfaßt, und er hätte sogar die Nahrung verweigert, wenn Georgina sie ihm nicht aufgedrängt hätte. Sein großes Notizbuch mit den Ergebnissen seiner Untersuchungen lag ungeöffnet auf dem Tisch in der Bibliothek, und seine kleine goldene Spritze mit Anti-Fieber-Serum, ein von ihm selbst konstruiertes kleines Gerät mit einem Reservoir an einem breiten goldenen Fingerring, das durch einen einzigartigen Druckmechanismus betätigt wurde, lag unbeachtet in einem kleinen Lederkästchen daneben. Energie, Ehrgeiz und das Verlangen nach Forschung und Beobachtung schienen in ihm erstorben zu sein, und er erkundigte sich nicht einmal nach seinem Labor, in dem Hunderte von Bakterienkulturen in ihren säuberlich aufgereihten Phiolen auf ihn warteten.

Die zahllosen Tiere, die er für seine Versuche hielt, spielten, lebendig und wohlgenährt, in der Frühlingssonne, und wenn Georgina durch das Rosenspalier zu den Käfigen hinausging, empfand sie ein seltsam unpassendes Glücksgefühl. Sie wußte freilich, wie unbeständig dieses Glück sein würde, denn sobald ihr Bruder wieder arbeitete, würden alle diese kleinen Lebewesen zu Märtyrern der Wissenschaft gemacht werden. Sie sah deshalb in der Untätigkeit ihres Bruders so etwas wie ein ausgleichendes Moment und redete ihm zu, die Ruhe, die er so bitter nötig hatte, noch eine Zeitlang zu genießen. Die acht tibetischen Diener gingen lautlos

umher und verrichteten ihre Arbeit so tadellos wie eh und je. Georgina sorgte dafür, daß die Ordnung im Hause nicht unter dem Nichtstun des Hausherrn zu leiden hatte.

Clarendon, der seinen Ehrgeiz und seine Forschungen gegen Müßiggang in Pantoffeln und Hausmantel eingetauscht hatte, ließ es sich gefallen, daß Georgina ihn wie ein Kind behandelte. Er lächelte nur traurig, wenn sie ihn bemutterte, und folgte ihr aufs Wort. Eine Atmosphäre heiterer, beinahe glücklicher Gelassenheit durchzog das Haus, in die nur Surama eine dissonante Note brachte. Er war offenbar todunglücklich und hatte für Georginas Heiterkeit oft nur mürrische, mißgünstige Blicke übrig. Die vielfältigen Experimente im Labor waren seine einzige Freude gewesen, und er litt darunter, daß er nun nicht mehr die zum Tode verurteilten Tiere packen, sie in seinen Fängen ins Labor bringen und mit heißen, brütenden Blicken und bösem Glucksen zusehen konnte, wie sie nach und nach mit aufgerissenen, rotgeränderten Augen und geschwollener Zunge im schaumbedeckten Maul ins Koma fielen.

Der Anblick der sorglosen Kreaturen in ihren Käfigen trieb ihn jetzt anscheinend zur Verzweiflung, und er kam oft zu Clarendon, um ihn zu fragen, ob er irgendwelche Befehle hätte. Wenn sich dann zeigte, daß der Arzt immer noch apathisch war und nicht daran dachte, seine Arbeit fortzusetzen, entfernte er sich leise fluchend und böse Blicke in alle Richtungen werfend und schlich sich wie auf Katzenpfoten in seine Unterkunft im Kellergeschoß, wo man ihn dann bisweilen einen Singsang in tiefen, gedämpften Rhythmen anstimmen hörte, der auf blasphemische Weise fremdartig war und unbehagliche Erinnerungen an allerlei gottlose Riten weckte. Dies alles ging Georgina zwar auch auf die Nerven, beunruhigte sie aber bei weitem nicht so wie die fortgesetzte Untätigkeit ihres Bruders. Sie machte sich Sorgen, weil dieser Zustand nun schon so lange dauerte, und büßte nach und nach die Heiterkeit ein, die den Laborassistenten so aufgebracht hatte. Selbst medizinisch gebildet, erschien ihr der Zustand ihres Bruders aus neurologischer Sicht als höchst unbefriedigend, und der völlige Mangel an Interesse und Aktivität beunruhigte sie nun genauso wie früher sein fanatischer Eifer. Würde schleichende Melancholie aus diesem hochintelligenten Menschen schließlich einen harmlosen Schwachkopf machen?

Gegen Ende Mai trat dann eine unvorhergesehene Änderung ein. Georgina erinnerte sich auch lange danach noch an jede Einzelheit im Zusammenhang mit diesem Ereignis, beispielsweise an so triviale Details wie das Paket, das Surama am Tag zuvor aus Algier bekommen hatte und das einen höchst unangenehmen Geruch verströmte, oder das schwere, plötzlich aufziehende Gewitter, das, eine ausgesprochene Seltenheit in Kalifornien, in dieser Nacht losbrach, als Surama gerade mit dröhnender Bruststimme lauter und intensiver als sonst seine rituellen Gesänge anstimmte.

Es war ein schöner Tag gewesen, und sie hatte im Garten Blumen für das Speisezimmer gepflückt. Als sie wieder ins Haus kam, sah sie ihren Bruder vollständig angezogen in der Bibliothek am Tisch sitzen und abwechselnd seine Notizen in seinem dicken Laborjournal vergleichen und mit raschen, sicheren

Federstrichen neue Einträge machen. Er war munter und vital, und seine Bewegungen waren von erfreulicher Geschmeidigkeit, wenn er ab und zu eine Seite umwandte oder nach einem Buch griff. Erfreut und erleichtert, brachte Georgina rasch ihre Blumen ins Eßzimmer und kehrte dann gleich zurück, doch als sie in die Bibliothek kam, stellte sie fest, daß ihr Bruder nicht mehr da war. Sie konnte sich natürlich denken, daß er im Labor arbeitete, und war übergücklich, daß er offenbar seine alte Tatkraft wiedergefunden hatte. Da sie wußte, daß es zwecklos gewesen wäre, mit dem Mittagessen auf ihn zu warten, aß sie allein und stellte ihm etwas warm, für den Fall, daß er irgendwann zurückkäme. Aber er kam nicht. Er hatte viel nachzuholen und war immer noch in dem großen, mit dicken Bohlen verkleideten Labor, als sie einen Spaziergang durch das Rosenspalier machte.

Während sie zwischen den duftenden Blüten dahinschritt, sah sie, wie Surama gerade wieder Versuchstiere aus den Käfigen holte. Es wäre ihr lieber gewesen, sie hätte ihn nicht so oft gesehen, denn sie mußte jedesmal schaudern, doch gerade dieses Grauen hatte ihre Augen und Ohren für alles geschärft, was mit ihm zusammenhing. Er ging immer ohne Hut im Garten umher, und die völlige Haarlosigkeit seines Kopfes ließ diesen noch mehr wie einen Totenschädel erscheinen. Jetzt hörte sie ein leises Glucksen, als er einen kleinen Affen aus seinem Käfig an der Wand nahm und ins Labor trug, die langen, knochigen Finger so grausam in das Fell des Tieres gekrallt, daß dieses in panischer Angst aufschrie. Der Anblick war ihr zuwider, und sie machte auf der Stelle kehrt. Alles in ihr lehnte sich gegen die Herrschaft auf, die diese Kreatur über ihren Bruder erlangt hatte, und es kam ihr der bittere Gedanke in den Sinn, daß die beiden ihre Rollen als Herr und Diener beinahe vertauscht hatten.

Es wurde Nacht, ohne daß Clarendon ins Haus zurückgekehrt wäre, und Georgina schloß daraus, daß er mit einem seiner langwierigen Experimente beschäftigt war, bei denen ihm stets jedes Zeitgefühl abhanden kam. Sie wollte nicht zu Bett gehen, ohne vorher mit ihm über seine überraschende Genesung gesprochen zu haben, doch dann sah sie ein, daß es keinen Zweck hatte, auf ihn zu warten, schrieb ein paar fröhliche Worte auf einen Zettel, den sie auf den Bibliothekstisch stellte, und ging zu Bett. Sie war noch nicht ganz eingeschlafen, als sie die Haustür auf- und wieder zugehen hörte. Das Experiment dauerte also doch nicht die ganze Nacht! Um dafür zu sorgen, daß ihr Bruder noch etwas aß, bevor er zu Bett ging, stand sie auf, warf einen Morgenrock über und ging zur Bibliothek hinunter, blieb jedoch vor der angelehnten Tür stehen, als sie drinnen Stimmen hörte. Clarendon und Surama sprachen miteinander, und sie wollte warten, bis der Laborassistent ging. Surama machte jedoch keine Anstalten, sich aus dem Zimmer zu entfernen; im Gegenteil, aus dem erhitzten Tonfall schloß sie, daß es sich um eine wichtige Unterredung handelte, die wohl noch eine Weile dauern würde. Obwohl sie die beiden nicht hatte belauschen wollen, verstand Georgina hin und wieder einen Satz und meinte, einen düsteren Sinn herauszuhören, der ihr Angst einjagte, obwohl sie nicht genau verstand, worum es ging. Die nervöse, schneidende Stimme ihres Bruders fesselte mit beunruhigender Hartnäckigkeit ihre Aufmerksamkeit.

»Aber die Tiere«, sagte er gerade, »reichen nicht mal mehr für einen Tag, und du

weiß doch, wie schwer es ist, kurzfristig größere Mengen zu beschaffen. Ich finde, es ist Unsinn, so viel Zeit mit minderwertigem Material zu verschwenden, wo man doch mit etwas mehr Sorgfalt auch menschliche Exemplare bekommen könnte.« Georgina wurde schwindlig bei dem Gedanken, was das bedeuten konnte, und mußte sich an dem Regal im Flur festhalten. Surama antwortete mit der tiefen, hohlen Stimme, in der alles Böse aus tausend Epochen und von tausend Planeten mitzuschwingen schien.

»Sachte, sachte — was für ein Kind du doch bist in deiner Hast und Ungeduld. Alles muß du überstürzen. Wenn du einmal so lange gelebt hast wie ich, so daß dir ein ganzes Menschenleben wie eine Stunde vorkommt, wird dir ein Tag oder eine Woche oder ein Monat auch nicht mehr so wichtig sein! Du arbeitest zu schnell. Du hast genug Exemplare für eine ganze Woche in den Käfigen, wenn du dir die Arbeit vernünftig einteilst. Du könntest sogar mit dem älteren Material anfangen, du dürftest es nur nicht übertreiben.«

»Was heißt hier übertreiben«, kam wie aus der Pistole geschossen die Antwort. »Ich habe eben meine eigenen Methoden. Ich will unser eigenes Material nicht verwenden, wenn es nicht unbedingt sein muß, denn sie sind mir lieber so, wie sie sind. Außerhalb solltest du dich vor ihnen in acht nehmen - du weißt ja, was für Messer diese schlaun Teufel mit sich herumtragen.«

Suramas tiefes Glucksen war zu hören.

»Mach dir deswegen keine Sorgen. Die Bestien müssen ja auch mal essen, oder? Jedenfalls kann ich dir jederzeit einen greifen, wenn du einen brauchst. Aber laß dir Zeit - jetzt, wo der Junge weg ist, sind es nur noch acht, und ohne St. Quentin wird es schwierig werden, neue in größerer Zahl zu bekommen. Ich rate dir, mit Tsanpo anzufangen. Er nützt dir am wenigsten, so wie er ist, und . . .«

Doch das war alles, was Georgina hörte. Wie gelähmt von einer schrecklichen Angst vor den Gedanken, die dieses Gespräch in ihr wachrief, wäre sie beinahe an der Stelle, wo sie stand, auf den Boden gesunken. Unter Aufbietung ihrer letzten Kraft schleppte sie sich die Treppe hinauf und in ihr Zimmer. Was für ein Spiel spielte Surama, dieses böartige Ungeheuer? In was zog er ihren Bruder hinein? Welche monströsen Tatsachen verbargen sich hinter diesen kryptischen Äußerungen? Tausend Phantome der Dunkelheit und Bedrohung tanzten vor ihren Augen, und ohne Hoffnung, Schlaf finden zu können, warf sie sich aufs Bett. Ein Gedanke ragte diabolisch aus allen anderen hervor, und sie schrie beinahe laut auf, als er sich ihr mit aller Macht ins Gehirn brannte. Zu guter Letzt war die Natur ihr doch gnädiger, als sie befürchtet hatte. Eine tiefe Ohnmacht schloß ihr die Augen, und sie wachte bis zum Morgen nicht mehr auf. Auch gesellte sich kein neuer Alptraum zu dem, den das mitgehörte Gespräch ihr verursacht hatte.

Die Morgensonne brachte eine Linderung der Spannung. Was in der Nacht geschieht, wenn man müde ist, erreicht das Bewußtsein oft in verzerrter Form, und Georgina sagte sich, daß ihr Gehirn Teile einer normalen medizinischen Unterredung merkwürdig eingefärbt haben mußte. Anzunehmen, daß ihr Bruder, der einzige Sohn des sanftmütigen Frances Schuyler Clarendon, brutaler Opferungen im Namen der Wissenschaft schuldig sein könnte, wäre Verrat an ihrem eigenen Blut gewesen, und

so beschloß sie, ihren Bruder nicht auf diese Sache anzusprechen, um sich von ihm nicht wegen ihrer überschäumenden Phantasie auslachen lassen zu müssen.

Als sie am Frühstückstisch erschien, stellte sie fest, daß Alfred schon gegangen war, und bedauerte, nicht einmal an diesem zweiten Morgen Gelegenheit zu finden, ihn zu seiner neu erwachten Tatkraft zu beglückwünschen. So verzehrte sie schweigend ihr Frühstück, das ihr die alte Margarita, die mexikanische Köchin, servierte, las die Morgenzeitung und setzte sich dann mit einer Näharbeit ans Wohnzimmerfenster, von wo aus sie den großen Garten überblicken konnte. Draußen war alles ruhig, und sie sah, daß die letzten Tierkäfige geleert worden waren. Der Wissenschaft war gedient, und in der Kalkgrube lag alles, was von den einst so hübschen und lebhaften kleinen Tieren übriggeblieben war. Dieses Gemetzel hatte sie schon immer betrübt, aber sie hatte nie Einwände erhoben, da sie wußte, daß alles zum Wohle der Menschheit geschah. Als Schwester eines Wissenschaftlers, so sagte sie sich immer, war man so etwas Ähnliches wie die Schwester eines Soldaten, der tötet, um seine Landsleute vor ihren Feinden zu beschützen.

Nach dem Mittagessen nahm Georgina wieder ihren Platz am Fenster ein, und sie hatte eine Zeitlang emsig genäht, als ein Pistolknall draußen im Garten sie erschrocken aus dem Fenster sehen ließ. Nicht weit vom Labor sah sie die gespenstische Gestalt Suramas mit einem Revolver in der Hand, und sein Totengesicht verzerrte sich zu einem absonderlichen Ausdruck, während er höhnisch über eine kauernde Gestalt in einem schwarzen Seidenanzug lachte, die ein langes, tibetisches Messer in der Hand hielt. Es war der Diener Tsanpo, und als sie sein verschrumpeltes Gesicht erkannte, mußte Georgina wieder daran denken, was sie am Abend ungewollt mitangehört hatte. Die blanke Messerklinge blitzte in der Sonne, und plötzlich belferte Suramas Revolver erneut los. Das Messer fiel dem Mongolen aus der Hand, und Surama glotzte gierig auf seine zitternde, verängstigte Beute hinab. Im nächsten Augenblick sprang Tsanpo mit einem raschen Blick auf seine unverletzte Hand und das herabgefallene Messer auf und rannte wieselflink vor dem herannahenden Laborassistenten davon aufs Haus zu. Surama war jedoch noch schneller und erwischte ihn mit einem einzigen Satz und packte ihn an der Schulter. Einen Moment lang wollte sich der Tibeter zur Wehr setzen, aber Surama packte ihn wie ein Tier am Genick, hob ihn hoch und trug ihn zum Labor. Georgina hörte, wie er in sich hineinlachte und den Mann in seiner eigenen Sprache verhöhnte, und sie sah das vor Angst verzerrte und zuckende Gesicht des Opfers. Als sie jählings begriff, was sich da abspielte, überwältigte sie unsagbares Grauen, und sie fiel zum zweitenmal innerhalb von vierundzwanzig Stunden in Ohnmacht.

Als sie wieder zu sich kam, war das Zimmer vom goldenen Licht der Abendsonne durchflutet. Georgina hob die herabgefallenen Nähmaschinen auf und legte sie in den Korb zurück. Böse Zweifel quälten sie, aber schließlich kam sie doch zu der Überzeugung, daß die Szene, die ihr das Bewußtsein geraubt hatte, nur allzu real gewesen sein mußte. Ihre schlimmsten Befürchtungen waren also grausige Wahrheit. Sie hatte nicht die leiseste Vorstellung, wie sie sich verhalten sollte, und war insgeheim dankbar, daß ihr Bruder nicht auftauchte. Sie mußte mit ihm sprechen, aber nicht jetzt. Sie konnte jetzt mit niemandem sprechen. Und als sie mit Schauern

an die monströsen Vorgänge hinter den vergitterten Laborfenstern dachte, kroch sie ins Bett und verbrachte eine lange, schlaflose, angstgefüllte Nacht.

Als sie am nächsten Morgen übernachtigt aufstand, sah Georgina den Arzt zum erstenmal seit seiner Genesung. Er gab sich aufgeregter Geschäftigkeit hin, pendelte zwischen Haus und Labor hin und her und interessierte sich für nichts außer seiner Arbeit. Es bestand keine Aussicht, daß das gefürchtete Gespräch zustande kommen würde, und Clarendon fiel nicht einmal die Übermüdung und die betonte Zurückhaltung seiner Schwester auf.

Am Abend hörte sie ihn in der Bibliothek Selbstgespräche führen, was sie an ihm nicht kannte, und sie hatte den Eindruck, daß er unter starkem seelischem Druck stand, der leicht zu einem Rückfall in die Apathie führen konnte. Sie ging zu ihm hinein und versuchte ihn zu beruhigen, ohne irgendein heikles Thema anzuschneiden, und es gelang ihr, ihm eine Tasse Bouillon aufzuschwatzen. Schließlich fragte sie ihn mitfühlend, was ihn denn bedrücke, und wartete gespannt auf seine Antwort, denn sie hoffte zu hören, Suramas Rücksichtslosigkeit gegenüber dem armen Tibeter habe ihn entsetzt und empört.

Es lag Gereiztheit in seiner Stimme, als er ihr antwortete.

»Was mich bedrückt? Mein Gott, warum fragst du nicht lieber, was mich nichtbedrückt? Sieh dir die Käfige an, da hast du deine Antwort! Leer, ratzekahl ausgeräumt, kein einziges Exemplar mehr übrig, und dabei habe ich eine ganze Reihe wichtiger Bakterienkulturen angesetzt, die jetzt zu nichts mehr nütze sind! Ganze Arbeitstage umsonst - ein schwerer Rückschlag - es ist zum Verrücktwerden! Wie soll ich jemals mein Ziel erreichen, wenn ich nicht einmal genug Versuchstiere habe?«

Georgina streichelte ihm die Stirn.

»Ich glaube, du solltest dich ein bißchen ausruhen, mein Lieber.« Er wich vor ihr zurück.

»Ausruhen? Du machst mir Spaß! Was habe ich denn anderes getan als mich auszuruhen und dahinzuvegetieren und ins Leere zu starren, die letzten fünfzig oder hundert oder tausend Jahre? Gerade jetzt, wo ich drauf und dran bin, den Nebel zu zerteilen, muß mir das Testmaterial ausgehen - und du rätst mir, mich wieder in blöde Benommenheit zurücksinken zu lassen! Mein Gott! Und unterdessen arbeitet wahrscheinlich irgend so ein gewissenloser Dieb mit meinen Daten und bereitet sich darauf vor, eher zu publizieren als ich und den Ruhm für meine Arbeit einzuheimsen. Ich werde um eine Nasenlänge verlieren - irgendein Narr, der genügend Testmaterial zur Verfügung hat, wird Sieger werden, obwohl ich, wenn ich nur halbwegs angemessene Arbeitsbedingungen hätte, schon in einer Woche mit fliegenden Fahnen durchs Ziel gehen könnte!«

Er war immer lauter geworden, und in seiner Stimme schwang ein Unterton nervöser Überreiztheit mit, der Georgina gar nicht gefallen wollte. Sie antwortete ihm mit besänftigenden Worten, jedoch nicht so, als gelte es, einen Psychopathen zu beruhigen.

»Aber all diese Sorgen und Spannungen werden dich noch umbringen, und wenn du tot bist, wer wird dann deine Arbeit vollenden?«

Sein Gesicht verzog sich zu einem beinahe verächtlichen Grinsen.

»Ich denke, eine Woche oder einen Monat — mehr Zeit brauche ich jetzt nicht mehr — würden mich nicht umbringen, und im übrigen spielt es überhaupt keine Rolle, was aus mir oder irgendeinem anderen Individuum letztlich wird. Ich bin wie die Affen und Vögel und Meerschweinchen, die ich benutze, nur ein Rädchen im Getriebe, das dem Wohl des Ganzen dient. Sie mußten getötet werden - vielleicht werde auch ich getötet werden müssen - na wenn schon! Ist denn die Sache, der wir dienen, nicht dies und noch mehr wert?«

Georgina seufzte. Einen Moment lang fragte sie sich, ob dieses unaufhörliche Gemetzel wirklich einen Sinn hatte.

»Aber du bist dir absolut sicher, daß deine Entdeckung ein solcher Segen für die Menschheit sein wird, daß diese Opfer gerechtfertigt sind?

Clarendons Augen blitzten gefährlich auf.

»Die Menschheit! Was zum Teufel ist die Menschheit? Tölpel!

Lauter Individuen! Die Menschheit ist was für Pfaffen, für die sie eine Schar blind gläubiger Schäfchen darstellt. Die Menschheit ist was für die ausbeuterischen Reichen, die sich ihren Wert in klingender Münze ausrechnen können. Die Menschheit ist was für den Politiker, für den sie einen kollektiven Machtfaktor darstellt, den er für seine Zwecke benutzen kann. Was ist die Menschheit? Nichts! Wir können Gott danken, daß wir über diese lächerliche Illusion hinaus sind. Was ein erwachsener Mensch verehrt, ist Wahrheit - Wissen - Wissenschaft - Licht - das Zurückziehen des Vorhangs und das Aufhellen der Schatten. Der Moloch Wissen! Es ist Tod in unserem eigenen Ritual. Wir müssen töten, sezieren, zerstören, und alles der Entdeckung zuliebe, der Hingabe an das unsagbare Licht. Die Göttin Wissenschaft verlangt es. Wir testen ein unbekanntes Gift, indem wir töten. Wie sonst? Kein Gedanke an das Selbst - nur Wissen - wir müssen herausbekommen, welche Wirkung es hat.«

Er verstummte, offenbar erschöpft, und Georgina schauderte leicht.

»Aber das ist ja schrecklich, Alf! So kann man es doch nicht sehen!«

Clarendon lachte sardonisch in sich hinein, auf eine Art, die bei seiner Schwester abscheuliche Assoziationen hervorrief.

»Schrecklich? Du meinst, was ich sage, ist schrecklich? Da solltest du erst Surama hören! Ich sage dir, die Priester von Atlantis hatten Kenntnis von Dingen, bei deren bloßer Erwähnung du vor Angst sterben würdest. Ihr Wissen war das Wissen einer Zeit vor hunderttausend Jahren, als unsere eigenen Vorfahren noch als sprachlose Halbaffen in Asien herumschlurften! Und in der Hoggar-Region gibt es heute noch Menschen, die etwas davon wissen. Auch im entlegeneren Hochland von Tibet raunt man sich manches zu. Und ich habe einmal erlebt, wie ein alter Chinese Yog-Sothoth beschwor ...«

Er wurde blaß und machte mit ausgestrecktem Zeigefinger ein seltsames Zeichen in die Luft. Georgina war nun ernstlich beunruhigt, atmete jedoch etwas auf, als er nicht mehr ganz so phantastisch fortfuhr.

»Ja, vielleicht ist es schrecklich, aber es ist auch wundervoll. Das Streben nach Wissen, meine ich. Unordentliche Gefühle haben darin keinen Platz. Tötet die Natur

nicht auch, unablässig und unbarmherzig, und sind Narren nicht die einzigen, die sich

über diesen Kampf auf Leben und Tod entsetzen? Töten ist notwendig. Es ist die Apotheose der Wissenschaft. Wir lernen etwas daraus, wenn wir töten, und wir können die Sentimentalität nicht über das Lernen stellen. Hör dir doch nur an, wie die Gefühlsduselige gegen die Impfung wettern! Sie fürchten, ihr Kind könnte daran sterben. Und wenn schon, sollten wir uns dadurch abhalten lassen? Wie können wir sonst die Gesetze der betreffenden Krankheit entdecken? Als Schwester eines Wissenschaftlers solltest du es wirklich besser wissen und nicht Sentimentalität predigen. Du solltest mir bei meiner Arbeit helfen, anstatt mich zu behindern!«

»Aber Al!«, verwahrte sich Georgina, »ich habe nicht die leiseste Absicht, dich an deiner Arbeit zu hindern. Habe ich mir nicht immer Mühe gegeben, dir nach Kräften zu helfen? Gewiß, ich weiß zu wenig, um deine Mitarbeiterin zu sein, aber immerhin bin ich stolz auf dich, stolz für mich selbst und stolz für unsere Familie, und habe immer versucht, dir den Weg zu ebnen. Du hast mir das oft selbst gesagt.«

Clarendon sah ihr unverwandt ins Gesicht.

»Ja!« sagte er brüsk, als er aufstand und aus dem Zimmer ging. »Du hast schon recht. Du hast dich immer bemüht, mir zu helfen, so gut du konntest. Vielleicht bekommst du eine Gelegenheit, mir noch mehr zu helfen.«

Georgina, die ihn zur Haustür hinausgehen sah, folgte ihm in den Garten. In einiger Entfernung stand eine Laterne zwischen den Bäumen, und während sie darauf zugingen, sahen sie Surama, der sich über ein längliches, auf der Erde liegendes Objekt beugte. Clarendon gab nur ein undefinierbares Geräusch von sich, aber als Georgina sah, was es war, rannte sie schreiend darauf zu. Es war Dick, der große Bernhardiner, und er lag mit geröteten Augen und heraushängender Zunge reglos da.

»Er ist krank, Alf!« rief sie. »Tu etwas, schnell!«

Der Arzt sah Surama an, der etwas in einer für Georgina unverständlichen Sprache gesagt hatte. »Bring ihn ins Labor«, befahl er. »Ich fürchte, Dick ist von der Seuche befallen.«

Surama packte den Hund, so wie er tags zuvor den armen Tsanpo gepackt hatte, und trug ihn schweigend in das Laborgebäude. Diesmal lachte er nicht, sondern warf einen Blick auf Clarendon, aus dem wirkliche Angst sprach. Georgina hatte fast den Eindruck, Surama wollte den Arzt bitten, das Tier zu retten.

Clarendon machte jedoch keine Anstalten, ihm zu folgen, sondern blieb noch einen Moment stehen und schlenderte dann langsam zum Haus zurück. Empört über diese Gefühllosigkeit, bestürmte Georgina ihn mit Bitten, doch vergeblich. Ohne ihrem Flehen die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, strebte er geradewegs in die Bibliothek und begann in einem großen alten Buch zu lesen, das mit der Titelseite nach unten auf dem Tisch gelegen hatte. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter, aber er sagte nichts und schaute sie nicht einmal an. Er las einfach weiter, und Georgina, die ihm neugierig über die Schulter sah, wunderte sich über die seltsamen Schriftzeichen, die in diesem messingbeschlagenen Wälzer standen.

Als Georgina eine Viertelstunde später allein in dem dunklen Salon auf der anderen

Seite des Hausflurs saß, faßte sie ihren Entschluß. Ungeheuerliches ging hier vor - was es genau war und woher es kam, wagte sie sich nicht auszudenken, und es war höchste Zeit, daß sie jemanden um Hilfe rief, der stärker war als sie selbst. Dafür kam natürlich nur James in Frage. Er war mächtig und tüchtig, und seine Sympathie und Zuneigung würden ihm sagen, was zu tun war. Er kannte AI seit frühester Jugend und würde ihn verstehen.

Es war schon recht spät, aber Georgina war zum Handeln entschlossen. Auf der anderen Seite des Flurs fiel immer noch Licht aus der Bibliothek, und sie warf einen wehmütigen Blick auf die Tür, als sie ihren Hut aufsetzte und lautlos aus dem Haus ging. Bis zur Jackson Street war es nicht weit zu gehen, und dort fand sie dank einem glücklichen Zufall gleich eine Kutsche, die sie zum Telegraphenamt der Western Union brachte. Dort gab sie ein sorgfältig formuliertes Telegramm an James Dalton in Sacramento auf, in dem sie ihn bat, in einer für sie alle außerordentlich wichtigen Angelegenheit sofort nach San Francisco zu kommen.

Dalton war völlig überrascht von Georginas Telegramm. Er hatte nichts mehr von den Clarendons gehört, seit Alfred ihn an jenem stürmischen Februarabend aus dem Haus gewiesen hatte, und er hatte wohlweislich darauf verzichtet, mit ihnen Verbindung aufzunehmen, obwohl es ihn gedrängt hatte, seinem einzigen Freund sein Bedauern über die fristlose Entlassung aus dem Amt auszusprechen. Er hatte sich alle Mühe gegeben, die politischen Intrigen abzuwehren und die Zuständigkeit für die Ernennungen zu behalten, hatte jedoch mit Erbitterung zusehen müssen, wie der Mann abgesetzt wurde, der für ihn trotz seines befremdlichen Verhaltens in jüngster Zeit nach wie vor das Idealbild des fähigen Wissenschaftlers verkörperte.

Was nun dieser offenbar in größter Angst verfaßte Hilferuf zu bedeuten hatte, konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen. Er wußte jedoch, daß Georgina nicht so schnell den Kopf verlor und niemals wegen einer bloßen Lappalie einen solchen Schritt unternommen hätte. Deshalb verlor er keine Zeit, setzte sich in die nächste Postkutsche und ging in San Francisco sofort in seinen Club, von wo aus er Georgina durch einen Boten mitteilen ließ, er sei in der Stadt und stehe ihr zur Verfügung.

Bei den Clarendons war unterdessen alles friedlich gewesen, obwohl sich der Arzt nach wie vor kategorisch weigerte, seiner Schwester über den Zustand des Hundes Auskunft zu geben. Die Schatten des Unheils lagen über allem und wurden immer dichter, doch im Augenblick war alles ruhig. Georgina war erleichtert, als sie durch Daltons Nachricht erfuhr, daß er ganz in der Nähe war, und antwortete ihm, sie werde ihn rufen lassen, falls es erforderlich würde. Trotz der immer unerträglicher werdenden Spannung meinte sie auch ein gewisses ausgleichendes Element wahrzunehmen und kam nach längerem Überlegen zu dem Schluß, daß der Grund dafür das Verschwinden der mageren Tibeter sei, deren exotisches Wesen und verstohlenes Gebaren sie immer befremdet hatten. Es war, als wären sie vom Erdbeben verschluckt worden, und von der alten Margarita, der einzigen Bedienten, die noch im Haus war, erfuhr sie, die Tibeter seien alle im Labor, um ihrem Herrn und Surama zu helfen.

Der nächste Morgen - es war der 18. Mai, ein Tag, an den sie noch lange denken sollte - war dunkel und verhangen, und Georgina spürte, daß die trügerische Ruhe nicht mehr lange währen würde. Ihren Bruder sah sie überhaupt nicht, aber sie konnte sich denken, daß er trotz des Mangels an Versuchstieren, den er beklagt hatte, im Labor konzentriert an etwas arbeitete. Sie fragte sich, wie es dem armen Tsanpo gehen mochte und ob er tatsächlich irgendeiner gefährlichen Impfung unterzogen worden war, aber es sei nicht verschwiegen, daß sie sich um Dick größere Sorgen machte. Vor allem die Frage quälte sie, ob Surama trotz der empörenden Gleichgültigkeit seines Herrn irgend etwas für ihren treuen Hund getan hatte. Suramas offenkundige Besorgnis in der Nacht, als Dick den Anfall bekam, hatte ihr großen Eindruck gemacht; zum erstenmal hatte sie dabei freundlichere Gefühle für den verabscheuten Laborassistenten empfunden. Im Laufe des Tages mußte sie immer öfter an Dick denken, bis sich in ihrer Vorstellung das ganze Grauen, das über dem Haus lag, symbolisch in diesem einen Detail konzentrierte und ihre überreizten Nerven die Spannung nicht mehr ertrugen.

Sie hatte bis dahin stets Alfreds gebieterischen Wunsch respektiert, ihn unter keinen Umständen zu stören, wenn er im Labor arbeitete, doch an diesem schicksalhaften Nachmittag reifte in ihr ganz allmählich der Vorsatz, gegen das Verbot zu verstoßen. Schließlich faßte sie sich ein Herz, durchquerte mit festem Schritt den Garten und betrat den unverschlossenen Vorraum des Laborgebäudes mit der festen Absicht, sich Gewißheit über den Zustand des Hundes zu verschaffen oder hinter den Grund für das Schweigen ihres Bruders zu kommen.

Die innere Tür war wie gewöhnlich abgeschlossen, und drinnen hörte sie Stimmen in erhitztem Gespräch. Als ihr Klopfen nichts nützte, rüttelte sie so laut wie möglich am Türknauf, doch die lautstarke Auseinandersetzung ging weiter. Die Stimmen waren natürlich die von Sumara und ihrem Bruder, und während sie so draußen vor der Tür stand und sich bemerkbar zu machen versuchte, hörte sie unwillkürlich einiges von dem, was gesprochen wurde. Das Schicksal hatte sie erneut zum unfreiwilligen Lauscher gemacht, und wieder wurden ihre Seelenruhe und ihre Nervenkraft von dem, was sie hörte, bis an die äußersten Grenzen beansprucht. Alfred und Surama gerieten offenbar in einen immer heftigeren Streit, dessen Inhalt dazu angetan war, Georginas schlimmste Befürchtungen zu bestätigen. Sie schauderte, während die Stimme ihres Bruders schrill in bedenkliche Höhen fanatischer Intensität aufstieg. »Ach was, geh zum Teufel - ausgerechnet du willst mir Mäßigung predigen! Wer hat denn mit alledem angefangen? Hatte icheine Ahnung von deinen fluchwürdigen Teufelsgottheiten und deiner Alten Welt? Habe ich mir jemals etwas träumen lassen von deinen verfluchten Räumen jenseits der Sterne und dem wimmelnden Chaos Nyarlathotep ? Ich war ein ganz normaler Mann der Wissenschaft, verdammt noch mal, bis ich die Torheit besaß, dich mitsamt deinen teuflischen Atlantischen Geheimnissen aus deinen Gewölben zu holen. Du hast mich ständig vorangetrieben, und jetzt willst du mich im Stich lassen! Du lungerst untätig herum und sagst mir, ich solle mir Zeit lassen, anstatt hinauszugehen und Material zu besorgen. Du weißt verdammt gut, daß ich mich in diesen Dingen nicht auskenne, während du darin schon Meister gewesen sein muß, bevor die Erde erschaffen wurde. Das sieht dir

ähnlich, du widerlicher wandelnder Leichnam, etwas anzufangen, was du nicht beenden kannst oder willst!«

Suramas bösesartiges Glucksen war zu hören.

»Du bist wahnsinnig, Clarendon. Das ist der einzige Grund, warum ich dich weitermachen lasse, obwohl ich dich innerhalb von drei Minuten zur Hölle schicken könnte. Aber irgendwann muß Schluß sein, und du hast wahrhaftig genug Material für einen Novizen auf deiner Stufe bekommen. Auf alle Fälle werde ich dir keines mehr besorgen! Du bist nur noch von dem einen Ziel besessen - wie unwürdig, wie verrückt, sogar den Hund deiner armen Schwester zu opfern, obwohl du ihn genausogut hättest verschonen können! Du kannst kein Lebewesen mehr ansehen, ohne dir zu wünschen, ihm diese goldene Spritze hineinzustoßen. Nein - Dick mußte denselben Weg gehen wie der Mexikanerjunge, wie Tsampo und die anderen sieben, wie all die Tiere! Du bist mir ein schöner Schüler! Ich hab' keine Freude mehr an dir, du hast die Nerven verloren. Du hast dir vorgenommen, die Dinge zu beherrschen, und jetzt beherrschen sie dich. Ich bin so gut wie fertig mit dir, Clarendon. Ich dachte, du hättest das Zeug in dir, aber das ist nicht der Fall. Es ist Zeit, daß ich es mit einem anderen probiere. Es tut mir leid, aber ich werde gehen müssen!«

Angst und Wut sprachen aus der Erwiderung des Arztes, die er fast hinausschrie.

»Nimm dich in acht, du! Es gibt Mächte gegen deine Mächte -ich war nicht umsonst in China, und es gibt Dinge in Alhazreds Azif, die in Atlantis unbekannt waren! Wir haben uns beide in gefährliche Dinge eingelassen, aber glaub ja nicht, daß du alle meine Möglichkeiten kennst. Was würdest du zum Beispiel zur Nemesis der Flamme sagen? Ich habe im Jemen mit einem alten Mann gesprochen, der lebend aus der Karminwüste zurückgekommen war - er hatte Irem gesehen, die Stadt der Säulen, und an den unterirdischen Schreinen von Nug und Yeb gebetet - lä! Schab-Niggurath!«

Das dunkle Glucksen des Laborassistenten unterbrach Clarendons kreischende Falsettstimme.

»Schweig, du Narr! Du glaubst doch nicht, mit deinem absurden Unsinn bei mir etwas ausrichten zu können? Worte und Formeln - Worte und Formeln, was sollten die einem bedeuten, der im Besitz der Substanz ist, die hinter ihnen steht? Wir sind jetzt in einer materiellen Sphäre und den Gesetzen der Materie unterworfen. Du hast dein Fieber, ich meinen Revolver. Du bekommst keine Versuchsobjekte mehr, und ich bekomme kein Fieber, solange ich dich hier vor mir habe und der Revolver zwischen uns ist!«

Mehr hörte Georgina nicht. Ihr drehte sich der Kopf, und sie wankte hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Sie wußte, daß nun die Krise gekommen war und daß schnelle Hilfe nötig war, wenn ihr Bruder noch aus den unbekanntem Abgründen des Wahnsinns und des Mysteriums gerettet werden sollte. Unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte gelang es ihr, sich bis ins Haus und in die Bibliothek zu schleppen, wo sie hastig eine Nachricht hinkritzeltete, die Margarita James Dalton bringen sollte.

Als die alte Frau gegangen war, erreichte Georgina nur noch das Sofa im Salon, wo sie halb ohnmächtig niedersank. Don blieb sie scheinbar eine Ewigkeit liegen, nur

undeutlich wahrnehmend, wie das Zwielflicht phantastisch aus den unteren Ecken des großen, bedrückenden Raumes in die Höhe kroch, und geplagt von tausend schattenhaften Schreckensgestalten, die in phantasmagorischer Prozession durch ihr gemartertes, benommenes Hirn zogen. Die Dämmerung verdichtete sich zu Dunkelheit, und der Bann war noch immer nicht gebrochen. Dann ertönten feste Schritte im Hausflur, und sie hörte jemanden ins Zimmer kommen und mit der Zündholzschachtel hantieren. Das Herz blieb ihr beinahe stehen, als die Gasflammen des Kronleuchters eine nach der anderen aufflammten, doch dann sah sie, daß der Ankömmling ihr Bruder war. Im tiefsten Herzen erleichtert, daß er noch am Leben war, seufzte sie tief, lange und zitternd auf und sank endlich in barmherzige Bewußtlosigkeit.

Clarendon, der diesen Seufzer gehört hatte, fuhr herum und erschrak zutiefst, als er die reglose Gestalt seiner Schwester auf dem Sofa liegen sah. Ihr Gesicht war von einer Totenblässe, die ihn entsetzte, und er kniete an ihrer Seite nieder, nur von dem einen Gedanken durchdrungen, was ihr Hinscheiden für ihn bedeuten würde. Da er wegen seiner unermüdlichen Wahrheitssuche schon lange nicht mehr als Hausarzt praktiziert hatte, waren ihm die einfachsten Grundregeln der Ersten Hilfe entfallen, und es fiel ihm nichts Besseres ein, als ihren Namen zu rufen und mechanisch ihre Handgelenke zu reiben. Dann dachte er an Wasser und lief ins Eßzimmer, um die Karaffe zu holen. Er tappte in dem dunklen Zimmer herum und brauchte eine Weile, bis er fand, was er suchte, doch dann ergriff er mit zitternder Hand die Karaffe und hastete zurück, um Georgina das kalte Naß ins Gesicht zu schütten. Die rauhe Methode verfehlte ihre Wirkung nicht. Georgina regte sich, seufzte zum zweitenmal und schlug schließlich die Augen auf.

»Du lebst!« rief er und legte ihre Wange an seine, während sie ihm mütterlich übers Haar strich. Sie war beinahe froh, daß sie in Ohnmacht gefallen war, denn dieser Umstand hatte offenbar den sonderbaren Alfred vertrieben und ihr ihren eigenen Bruder wiedergegeben. Sie setzte sich langsam auf und versuchte, ihn zu beruhigen.

»Mir geht es gut, Al. Wenn du mir nur ein Glas Wasser geben könntest. Es ist eine Sünde, es auf diese Weise zu verschwenden, ganz zu schweigen davon, daß dadurch mein Mieder ruiniert wird! Wer wird denn gleich den Kopf verlieren, bloß weil seine Schwester einmal ein Nickerchen macht? Du solltest nicht glauben, ich sei krank, denn für solchen Unsinn habe ich doch gar keine Zeit!«

Alfreds Augen sagten ihr, daß ihre gefaßten, vernünftigen Worte ihre Wirkung taten. Seine brüderliche Besorgnis zerstreute sich augenblicklich, und an ihrer Stelle trat ein unbestimmter, berechnender Ausdruck auf sein Gesicht, als ob ihm plötzlich eine hervorragende Idee gekommen sei. Sein Blick war abwechselnd verschlagen und prüfend, und sie war sich immer weniger sicher, ob ihre Art, ihn zu beruhigen, klug gewesen war, und merkte, noch bevor er etwas sagte, daß sie über etwas Undefinierbares schauderte. Der Instinkt sagte ihr, daß der Moment seiner Verstandesklarheit vorüber war und daß sie jetzt wieder den rücksichtslosen, fanatischen Wissenschaftler vor sich hatte. Es war etwas Makabres an der Art, wie er bei ihrer beiläufigen Erwähnung ihrer unverwüstlichen Gesundheit die Augen

verengt hatte. Woran dachte er? Auf welche unnatürliche Spitze würde er seine leidenschaftliche Experimentierfreudigkeit noch treiben? Worin lag die besondere Bedeutung ihres reinen Blutes und ihres absolut makellosen organischen Zustands? Keine dieser bösen Ahnungen beunruhigte sie jedoch länger als eine Sekunde, und sie verhielt sich ganz natürlich und arglos, als sie den festen Griff ihres Bruders an ihrem Puls spürte.

»Du fieberst ein bißchen, Georgie«, sagte er mit klarer, betont sachlicher Stimme und sah ihr prüfend in die Augen.

»Ach was, Unsinn, mir fehlt nichts«, erwiderte sie. »Man könnte meinen, du seist auf der Suche nach Fieberpatienten, nur um deine Entdeckung demonstrieren zu können. Es hätte natürlich durchaus einen gewissen poetischen Reiz, wenn du den letzten Beweis für die Wirksamkeit deines Mittels dadurch erbringen könntest, daß du deine eigene Schwester heilst!«

Clarendon zuckte schuldbewußt zusammen. Hatte sie seinen Wunsch geahnt? Hatte er laut gedacht? Er musterte sie und stellte fest, daß sie keinen Schimmer von der Wahrheit hatte. Sie lächelte lieb zu ihm auf und tätschelte ihm den Kopf, während er vor dem Sofa stand. Dann zog er ein längliches Lederfutteral aus seiner Westentasche und nahm eine kleine goldene Spritze heraus. Er drehte das Instrument nachdenklich zwischen den Fingern und schob mehrmals den Kolben in dem leeren Zylinder hin und her.

»Ich frage mich«, begann er mit gravitätischer Liebenswürdigkeit, »ob du wirklich bereit wärest, der Wissenschaft auch auf ... so eine Weise zu dienen, falls es eines Tages notwendig wäre. Ich frage, ob du dich der Sache so verpflichtet fühlst, daß du dich gewissermaßen wie Jephthas Tochter der Medizin opfern würdest, wenn du wüßtest, daß davon die letzte Vollendung meiner Arbeit abhängen würde.«

Georgina, die ein merkwürdiges, unmißverständliches Glitzern in den Augen ihres Bruders wahrnahm, wußte nun endlich, daß ihre schlimmsten Befürchtungen begründet waren. Sie konnte jetzt nur eines tun - ihn um jeden Preis in Sicherheit wiegen und beten, daß Margarita James Dalton in dessen Club angetroffen hatte.

»Du wirkst müde, Alf, Lieber«, sagte sie sanft. »Willst du nicht etwas Morphinum nehmen, damit du den Schlaf findest, den du so dringend brauchst?«

Er antwortete ihr mit schlauer Überlegung.

»Ja, du hast recht. Ich bin völlig erschöpft, und du auch. Wir müssen uns beide ausschlafen. Morphinum ist genau das richtige. Wenn du hier wartest, fülle ich diese Spritze damit, und wir nehmen beide eine angemessene Dosis.«

Die leere Spritze immer noch in der Hand, ging er leise aus dem Zimmer. Georgina sah sich in hilfloser Verzweiflung um und horchte, ob nicht vielleicht doch noch Hilfe nahte. Sie meinte, Margarita wieder in der Küche zu hören und stand auf, um nach ihr zu klingeln und sie zu fragen, ob sie die Nachricht überbracht habe. Die alte Dienerin erschien unverzüglich und erklärte ihr, sie habe die Nachricht schon vor Stunden im Club abgegeben. Gouverneur Dalton sei nicht im Hause gewesen, aber der Sekretär habe ihr versprochen, sie Dalton bei seiner Rückkehr sofort auszuhändigen.

Margarita watschelte wieder in ihre Küche zurück, aber Clarendon ließ auf sich

warten. Was mochte er tun? Was führte er im Schilde? Georgina hatte die Haustür ins Schloß fallen hören und wußte deshalb, daß er im Labor sein mußte. Hatte er in seiner geistigen Verwirrung seinen ursprünglichen Vorsatz vergessen? Die Spannung wurde nachgerade unerträglich, und Georgina mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht loszuschreien.

Die Gartentorglocke, die gleichzeitig im Haus und im Labor läutete, brach dann endlich den Bann. Georgina hörte Suramas katzenhafte Schritte auf dem Gartenweg, als er ans Tor ging; und dann vernahm sie mit einem fast hysterischen Seufzer der Erleichterung die feste, vertraute Stimme von Dalton, der mit dem unheimlichen Diener sprach. Sie erhob sich und rannte fast auf ihn zu, als er in der Tür der Bibliothek erschien, und einen Moment lang sprach keiner ein Wort, während er ihr auf seine altmodisch-ritterliche Art die Hand küßte. Dann brach Georgina in einen wahren Sturzbach hastiger Erklärungen aus - in einem einzigen, ununterbrochenen Redefluß erzählte sie ihm alles, was geschehen war, was sie gesehen oder mit angehört, was sie befürchtet und gergewöhnt hatte.

Dalton hörte ernst und verständnisvoll zu, und seine anfängliche Verwirrung machte Erschütterung, Sympathie und Entschlossenheit Platz. Die Nachricht war ihm von dem nachlässigen

Sekretär nicht unverzüglich ausgehändigt worden und hatte ihn schließlich mitten in einer angeregten Club-Diskussion über Clarendon erreicht. Ein anderes Clubmitglied, Dr. MacNeil, hatte eine medizinische Zeitschrift mit einem kritischen Artikel über den bekannten Wissenschaftler mitgebracht, und Dalton hatte ihn gerade gebeten, die Zeitschrift aufzuheben, als man ihm endlich Georginas Nachricht überbrachte. Er stellte sein Vorhaben, Dr. MacNeil hinsichtlich Alfred Clarendon ins Vertrauen zu ziehen, zurück, verlangte augenblicklich seinen Hut und seinen Stock und fuhr mit der Kutsche zu den Clarendons.

Surama, so schien ihm, erschrak, als er ihn wiedererkannte, glückte dann aber wie gewohnt, als er sich zum Labor hin entfernte. Dalton erinnerte sich später genau an Suramas Gang und Glucksen an diesem ominösen Abend, denn er sollte diese unirdische Kreatur nie mehr wiedersehen. In dem Moment, in dem Surama das Laborgebäude betrat, hatte Dalton den Eindruck, daß sein gutturales Glucksen sich mit fernem Donnerrollen vermengte.

Als Dalton alles gehört hatte, was Georgina ihm zu sagen hatte, und nun noch erfuhr, daß Alfred jeden Moment mit einer Morphiumspritze zurückkommen würde, beschloß er, lieber alleine mit dem Arzt zu sprechen. Er wies Georgina an, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen. Er selbst ging in der düsteren Bibliothek auf und ab, warf hin und wieder einen Blick auf die Bücherregale und horchte ständig, ob Clarendons nervöse Schritte auf dem Laborweg draußen schon zu hören seien. In den Ecken des riesigen Raumes war es bedrückend dunkel, und je genauer Dalton die Bücher seines Freundes inspizierte, um so weniger gefielen sie ihm. Es war nicht die ausgewogene Sammlung eines normalen Arztes, Biologen oder kultivierten Privatmannes. Es gab zu viele Bände über fragwürdige Grenzgebiete, dunkle Spekulationen und verbotene Rituale des Mittelalters sowie merkwürdige exotische Mysterien in bekannten und unbekanntem entlegenen Sprachen.

Auch das große Laborjournal, das aufgeschlagen auf dem Tisch lag, verströmte eine unguete Atmosphäre. Die Handschrift wirkte neurotisch, und der Inhalt der Einträge war alles andere als beruhigend. Lange Passagen waren in fast unleserlichen griechischen Buchstaben geschrieben, und als Dalton seine Sprachkenntnisse hervorkramte, um sich die eine oder andere Passage zu übersetzen, fuhr er plötzlich zusammen und wünschte, er hätte sich am College gewissenhafter mit Xenophon und Homer auseinandergesetzt. Irgend etwas war hier verkehrt, auf unheilvolle, grauenerregende Weise verkehrt, und der Gouverneur ließ sich in den Stuhl sinken, der vor dem Schreibtisch stand, und grübelte weiter über das barbarische Griechisch des Arztes nach. Dann hörte er dicht neben sich ein Geräusch und fuhr zusammen, als sich ihm eine Hand hart auf die Schulter legte.

»Was ist der Grund für diesen Überfall, wenn ich fragen darf? Du hättest ja Surama sagen können, worum es geht.«

Clarendon stand mit eisiger Miene neben dem Stuhl, die kleine goldene Spritze in der Hand. Er wirkte ausgesprochen ruhig und vernünftig, und Dalton hatte einen Moment lang den Verdacht, Georgina müsse mit ihrer Schilderung seines Zustands übertrieben haben. Und waren nicht seine eigenen Griechischkenntnisse schon so eingerostet, daß er nicht sicher sein konnte, was die Einträge in dem Journal wirklich bedeuteten? Der Gouverneur beschloß, bei diesem Gespräch sehr vorsichtig zu taktieren, und dankte dem glücklichen Zufall, der ihm einen so glaubwürdigen Vorwand an die Hand gegeben hatte - die Zeitschrift mit dem Artikel über Clarendon. Gefaßt und selbstsicher erhob er sich, um Clarendon zu antworten.

»Ich dachte mir, daß du kein Interesse daran haben würdest, eine wichtige Angelegenheit vor einem deiner Untergebenen breittreten zu lassen, war aber der Ansicht, daß du diesen Artikel unverzüglich lesen solltest.«

Er zog die Zeitschrift heraus, die Dr. MacNeil ihm gegeben hatte, und reichte sie Clarendon.

»Auf Seite 542 - du siehst die Überschrift »Dum-Dum-Fieber durch neues Serum besiegt«. Er stammt von Dr. Miller aus Philadelphia; er glaubt, er sei dir auf der Suche nach einem Heilmittel zugekommen. Im Club wurde darüber diskutiert, und MacNeil hielt die Darstellung für sehr überzeugend. Ich als Laie kann mir da kein Urteil erlauben, aber ich dachte mir, daß du auf alle Fälle möglichst bald von der Sache erfahren solltest. Wenn du beschäftigt bist, will ich dich natürlich nicht länger ...«

Clarendon unterbrach ihn scharf.

»Ich will meiner Schwester eine Spritze geben, sie fühlt sich nicht ganz wohl, aber ich sehe mir an, was dieser Quacksalber zu sagen hat, wenn ich wiederkomme. Ich kenne Miller - ein

Pfuscher und Angeber -, und ich glaube kaum, daß er genug Grips hat, um aufgrund des wenigen, was er gesehen hat, hinter mein Geheimnis zu kommen.«

Dalton hatte plötzlich das Gefühl, verhindern zu müssen, daß Georgina die ihr zuge dachte Spritze bekam. Irgend etwas war ihm nicht geheuer. Nach dem, was sie erzählt hatte, mußte Alfred ungewöhnlich lange gebraucht haben, um die Spritze herzurichten, viel länger, als es dauern konnte, eine Morphiumtablette aufzulösen. Er

beschloß, seinen Gastgeber so lange wie möglich aufzuhalten und dabei mehr oder minder vorsichtig zu versuchen, seine Einstellung zu ergründen.

»Es tut mir leid, daß Georgina sich nicht wohl fühlt. Bist du sicher, daß die Spritze ihr gut tun wird? Daß sie ihr nicht schaden wird?«

Clarendons heftige Reaktion bewies, daß Dalton einen wunden Punkt berührt hatte.

»Ihr schaden?« rief er. »Das ist ja absurd! Du kannst dir doch denken, daß Georgina immer bei allerbesten Gesundheit sein muß, um der Wissenschaft dienen zu können, wie es einer Clarendon ansteht. Sie selbst begreift wenigstens, was es heißt, meine Schwester zu sein. Kein Opfer für mich und meine Arbeit ist ihr zu groß. Sie ist eine Priesterin der Wahrheit und der Forschung, so wie ich ein Priester bin.«

Er hielt in seiner schrillen Tirade inne, atemlos und mit wildem Blick. Dalton sah, daß seine Aufmerksamkeit für einen Moment auf etwas anderes gelenkt worden war.

»Aber ich kann mir ja mal ansehen, was dieser lächerliche Quacksalber zu sagen hat«, fuhr er fort. »Wenn der glaubt, mit seinem pseudomedizinischen Geschwätz einen echten Arzt beeindrucken zu können, ist er noch einfältiger, als ich gedacht habe!«

Clarendon blätterte hastig das Heft durch, bis er den Artikel gefunden hatte, und begann zu lesen, immer noch im Stehen und mit der Spritze in der einen Hand. Dalton fragte sich, was wirklich dahinterstecken mochte. MacNeil hatte ihm versichert, der Autor sei ein hochangesehener Pathologe, und wenn der Artikel vielleicht auch einzelne Fehler enthalten mochte, könne man doch sicher sein, daß der Verfasser ein Mann von großen Fähigkeiten, höchster Bildung und absoluter Integrität sei.

Dalton ließ den Arzt nicht aus den Augen, während er las, und sah, wie sein bärtiges Gesicht erbleichte. Die großen Augen brannten, und die Seiten knisterten zwischen den langen, schlanken, krampfhaft zitternden Fingern. Der Schweiß brach auf der hohen, elfenbeinweißen Stirn aus, über der sich das Haar schon zu lichten begann, und schließlich sank der Lesende aufstöhnend auf den Stuhl, den sein Besucher freigemacht hatte, während er den Artikel las. Dann kam ein wilder Aufschrei, wie von einem in die Enge getriebenen Tier, und Clarendon ließ seinen Oberkörper auf die Tischplatte fallen, seine ausgebreiteten Arme stießen Bücher und Papiere zur Seite, und sein Bewußtsein erlosch wie eine vom Wind ausgeblasene Kerzenflamme.

Dalton eilte seinem zusammengebrochenen Freund zu Hilfe, hob seinen schwächtigen Oberkörper hoch und stützte ihn an die Stuhllehne. Er erblickte die Karaffe auf dem Fußboden vor dem Sofa, bespangte das verzernte Gesicht und wurde dadurch belohnt, daß sein Freund langsam die Augen aufschlug. Es waren jetzt die Augen eines Vernünftigen - tief und traurig und unverkennbar vernünftig -, und Dalton ahnte ehrfurchtsvoll, daß er einer Tragödie beiwohnte, deren ganzes Ausmaß er nie würde ermessen können.

Clarendon umklammerte immer noch mit der linken Hand die goldene Spritze, und als er nun tief einatmete, öffnete er die Hand und betrachtete das glitzernde Ding, das da in seiner Handfläche hin und herrollte. Dann sprach er - langsam und mit der

unsagbaren Traurigkeit tiefster, absoluter Verzweiflung.

»Danke, Jimmy, mir fehlt nichts mehr, aber es ist noch viel zu tun. Du hast mich vor einer Weile gefragt, ob diese Morphiumspritze Georgie schaden würde. Ich bin jetzt in der Lage, dir zu sagen, daß das nicht der Fall sein wird.«

Er drehte eine kleine Schraube an der Spritze und legte einen Finger auf den Kolben, während er mit der linken Hand an der Haut seines eigenen Halses zog. Dalton schrie erschrocken auf, als Clarendon mit einer blitzschnellen Bewegung seiner rechten Hand den Inhalt des Zylinders in die straff gespannte Haut injizierte.

»Mein Gott, Alf, was hast du getan?«

Clarendon lächelte mild - beinahe ein friedliches, resigniertes Lächeln, ganz im Gegensatz zu dem sardonischen Grinsen der letzten Wochen.

»Du weißt Bescheid, Jimmy, wenn du noch das Urteilsvermögen besitzt, das dich zum Gouverneur gemacht hat. Du mußt dir aus meinen Aufzeichnungen genug zusammengereimt haben, um zu begreifen, daß mir nichts anderes übrigbleibt. Bei deinen Griechischnoten damals an der Columbia University kann ich mir vorstellen, daß dir nicht viel entgangen ist. Und ich kann dazu nur sagen, es ist wahr.

James, ich möchte nicht die Schuld auf einen anderen schieben, aber es ist nur recht, dir zu sagen, daß Surama mich in diese Geschichte hineingezogen hat. Ich kann dir nicht sagen, wer oder was er ist, denn ich weiß es selbst nicht genau, und was ich weiß, sollte eigentlich kein vernünftiger Mensch wissen; immerhin kann ich dir sagen, daß ich ihn nicht für einen Menschen im vollen Sinne halte und daß ich auch nicht weiß, ob er wirklich lebendig ist.

Du denkst, ich rede Unsinn. Ich wünschte, es wäre so, aber in Wahrheit ist diese ganze furchtbare Geschichte nur allzu real. Ich wollte die Welt vom Fieber befreien. Ich versuchte es und scheiterte. Wollte Gott, ich wäre ehrlich genug gewesen, mir einzugestehen, daß ich gescheitert war. Laß dich nicht von meinem wissenschaftlichen Gerede täuschen, James - ich habe kein Gegengift gefunden und war auch nie auf dem richtigen Wege dazu!

Mach kein so entgeistertes Gesicht, mein Lieber! Als mit allen Wassern gewaschener Politiker hast du doch sicher schon öfter solche Demaskierungen erlebt. Ich sage dir, ich habe nie auch nur begonnen, ein Fieberheilmittel zu entwickeln. Aber meine Studien hatten mich an seltsame Orte geführt, und der Zufall wollte es, daß ich dort noch seltsameren Leuten zuhörte. James, wenn du jemals einem Menschen wohlgesonnen bist, dann sage ihm, daß er sich von den alten, verborgenen Orten der Erde fernhalten soll. Alte, entlegene Gegenden sind gefährlich, dort werden Dinge von Generation zu Generation weitergegeben, die normalen, gesunden Menschen nicht bekömmlich sind. Ich habe zuviel mit alten Priestern und Mystikern gesprochen, und daraus erwuchs mir die Hoffnung, ich könnte auf dunkle Arten Dinge erreichen, die mir auf rechtmäßigen Wegen unerreichbar waren.

Ich kann dir nicht sagen, was das genau zu bedeuten hat, denn wenn ich das täte, wäre ich genauso schlecht wie die alten Priester, die mich ins Verderben gestürzt haben. Es reicht, wenn ich dir sage, daß ich nach dem, was ich erfahren habe, nur schauern kann bei dem Gedanken an die Welt und was sie durchgemacht hat. Die

Welt ist verflucht alt, James, und es wurden ganze Epochen durchlebt und abgeschlossen, bevor unser organisches Leben und die damit zusammenhängenden geologischen Epochen begannen. Es ist ein schrecklicher Gedanke - ganze vergessene Evolutionszyklen mit Wesen und Rassen und Weisheit und Krankheiten, dies alles lebte und verging, bevor die erste Amöbe sich in den tropischen Ozeanen rührte, von denen die Geologie uns erzählt.

Ich sagte verging, aber das stimmt nicht ganz. Es wäre besser gewesen, aber es war nicht so. In bestimmten Gegenden hielten sich Traditionen - ich kann dir nicht sagen, wie -, und bestimmte archaische Erscheinungsformen des Lebens konnten an entlegenen Orten bis in unsere Zeit weiterleben. Es gab da Kulte, weißt du, Horden böser Priester in Ländern, die heute im Meer versunken sind. Atlantis war die Brutstätte. Das war ein schrecklicher Ort. Wenn der Himmel gnädig ist, wird niemand diese Schrecknisse jemals aus der Tiefe hervorholen.

Es hatte jedoch eine Kolonie, die nicht versank, und wenn man mit einem der Tuareg-Priester in Afrika zu vertraulich wird, erzählt er einem wilde Geschichten darüber, Geschichten, die mit Legenden zusammenhängen, wie man sie von den wahnsinnigen Lamas und den Yak-Treibern auf den geheimen Hochländern Asiens hören kann. Ich hatte schon alle verbreiteten Sagen und Legenden gehört, als ich auf die größte und wichtigste stieß. Was das war, wirst du nie erfahren, aber es ging um jemanden oder etwas, das aus unvordenklicher Vergangenheit heraufgestiegen war und wieder zum Leben - oder zu scheinbarem Leben -erweckt werden konnte, mit Hilfe bestimmter Prozesse, über die sich der Mann, der mir davon erzählte, jedoch nicht ganz im klaren war.

Also, James, du weißt, daß ich trotz meines Geständnisses hinsichtlich des Fiebers kein schlechter Arzt bin. Ich habe mir das Studium der Medizin nicht leichtgemacht und habe genausoviel gelernt wie nur irgendein anderer, vielleicht sogar ein bißchen mehr, denn drunten im Hoggar-Gebiet tat ich etwas, wozu noch kein Priester je fähig gewesen war. Man führte mich mit einer Binde vor den Augen an einen Ort, der seit Generationen verschlossen gewesen war, und ich kam mit Surama zurück.

Sachte, James! Ich weiß, was du sagen willst. Woher weiß er so viel - warum spricht er Englisch - oder überhaupt eine moderne Sprache - noch dazu akzentfrei - warum ist er mit mir mitgekommen - und so fort. Ich kann dir nicht alles sagen, doch immerhin so viel, daß er Gedanken und Bilder und Eindrücke mit etwas aufnimmt, was über sein Gehirn und seine Sinne hinausgeht. Er hatte Verwendung für mich und meine Wissenschaft. Er erklärte mir manches. Er lehrte mich, die alten, primordialen, heillosen Götter zu verehren, und zeichnete mir den Weg zu einem schrecklichen Ziel vor, das ich dir gegenüber nicht einmal andeuten kann. Dringe nicht in mich, James, wenn dir deine Verstandesklarheit und die Verstandesklarheit der Welt etwas bedeuten!

Für dieses Wesen gibt es keinerlei Grenzen. Es ist mit den Sternen und allen Kräften der Natur im Bunde. Bitte glaub nicht, ich sei immer noch verrückt, James - ich schwöre dir, ich bin es nicht! Ich habe zuviel gesehen, um noch zweifeln zu können. Er hat mir neue Arten der Lust verschafft, die Teile seiner urzeitlichen Riten waren, und die größte davon war das Dum-Dum-Fieber.

Mein Gott, James! Durchschaust du das ganze nicht längst schon? Glaubst du immer noch, das Dum-Dum-Fieber sei aus Tibet gekommen und ich hätte dort alles darüber erfahren? Gebrauch doch deinen Verstand, Mann! Sieh dir Millers Artikel hier an! Er hat ein Gegengift gefunden, das innerhalb eines halben Jahrhunderts zur Ausrottung aller Fieberkrankheiten führen wird, wenn andere Möglichkeiten finden, es für die verschiedenen Krankheiten abzuwandeln. Er hat mir den Boden meiner Jugend unter den Füßen weggezogen, hat das getan, wofür ich mein Leben gegeben hätte, hat mir den Wind aus all den redlichen Segeln genommen, die ich jemals in die Brise der Wissenschaft gedreht habe! Fragst du dich, warum dieser Artikel mich so erschüttert hat? Fragst du dich, warum er mich aus meinem Wahnsinn zu den alten Träumen meiner Jugend herausholt? Zu spät! Zu spät! Aber noch nicht zu spät, um andere zu retten!

Ich fürchte, ich weiß nicht mehr, was ich rede, mein Alter. Du weißt - die Spritze. Ich habe dich gefragt, warum du nicht längst hinter die Wahrheit über das Dum-Dum-Fieber gekommen bist, aber du konntest gar nicht dahinterkommen! Schreibt Miller hier nicht, er habe sieben Fälle mit seinem Serum kuriert? Eine Frage der Diagnose, James. Er glaubt nur, es sei Dum-Dum-Fieber. Ich kann zwischen den Zeilen lesen. Hier, alter Junge, auf Seite 551, liegt das Geheimnis. Lies es noch einmal.

Jetzt verstehst du, nicht wahr? Die Fieberfälle von der Pazifikküstereagierten nicht auf sein Serum. Sie stellten ihn vor ein Rätsel. Sie waren anders als alle anderen Fälle von Fieberkrankheiten, die er kannte. Nun, das waren meine Fälle! Das waren die echten Dum-Dum-Fieber-Fälle! Und es kann und wird auf der Erde nie ein Gegengift gegen das Dum-Dum-Fieber geben!

Woher ich das weiß? Weil das Dum-Dum-Fieber nicht von dieser Erde ist! Es kommt von woanders, James, und Surama allein weiß, woher, weil er es hierher gebracht hat. Er hat es gebracht und verbreitet! Das ist das Geheimnis, James! Nur deswegen war ich auf die Position im Zuchthaus aus - das war alles, was ich je getan habe - ich habe nur das Fieber verbreitet, das ich in dieser goldenen Spritze und in der noch tödlicheren Fingerring-Pumpspritze hatte, die du an meinem Zeigefinger siehst! Wissenschaft? Ein Vorwand! Ich wollte töten und töten und töten! Ein einziger Druck auf meinen Finger, und ein Mensch war mit Dum-Dum-Fieber infiziert. Ich wollte sehen, wie Lebewesen sich krümmten und wanden, kreischten und Schaum vor den Mund bekamen. Ein einziger Druck auf die Pumpspritze, und ich konnte zusehen, wie sie starben, und ich konnte nicht mehr leben oder denken, wenn ich nicht immer wieder dieses Schauspiel genießen konnte. Das ist der Grund, warum ich alles, was mir in die Hände fiel, mit dieser verfluchten Hohlneedle stach. Tiere, Verbrecher, Kinder, Diener - und die nächste wäre . . .«

Clarendons Stimme versagte, und er sank auf seinem Stuhl zusammen.

»Das — das, James — war — mein Leben. Surama hat mich so weit gebracht, er war mein Lehrer, und er hat mich dazu gezwungen, bis ich nicht mehr aufhören konnte. Dann - dann - wurde es sogar ihm zuviel. Er wollte mich zurückhalten. Aber jetzt habe ich mein letztes Versuchsobjekt. Das ist mein letztes Experiment. Ein gutes Objekt, James - ich bin gesund, teuflisch gesund. Verdammt ironisch, das Ganze -

jetzt, wo der Wahnsinn weg ist, wird es mir keinen Spaß mehr machen, die Agonie zu beobachten! Kann nicht - kann nicht -«

Ein heftiger Eieberanfall schüttelte den Arzt, und Dalton bedauerte trotz seines sprachlosen Entsetzens, daß er kein Mitleid mit seinem Freund empfand. Wieviel von Alfreds Geschichte purer Unsinn und wieviel alptraumhafte Wahrheit war, wußte er nicht zu sagen, doch auf jeden Fall hatte er den Eindruck, daß dieser Mann eher ein Opfer als ein Verbrecher war, und vor allem konnte er nicht vergessen, daß er sein Jugendfreund und Georginas Bruder war. Erinnerungen an die alten Zeiten zogen vorüber. »Der kleine Alf« - der Hof in Phillips Exeter - das Viereck an der Columbia University - die Rauferei mit Tom Cortland, als er Alf zu Hilfe gekommen war ... Er führte Clarendon zum Sofa und fragte ihn, was er für ihn tun könne. Aber er konnte nichts mehr tun, Alfred konnte nur noch flüstern, aber er bat ihn um Verzeihung für alle Kränkungen und empfahl seine Schwester der Obhut seines Freundes.

»Du - du wirst - sie glücklich machen«, keuchte er. »Sie hat es verdient. Märtyrerin - eines - Mythos! Bring es ihr schonend bei. Laß - sie - nicht - mehr - wissen - als unbedingt nötig!«

Er lallte nur noch und fiel in eine Betäubung. Dalton läutete, aber Margarita war schon zu Bett gegangen, und so rief er zu Georgina hinauf. Sie wankte nicht, war aber sehr blaß. Alfreds Schrei hatte sie erschüttert, aber sie hatte James vertraut. Sie vertraute ihm auch jetzt, als er sie zu der bewußtlosen Gestalt auf dem Sofa führte und sie bat, wieder auf ihr Zimmer zu gehen und sich auszuruhen, gleichgültig, was für Geräusche sie hören mochte. Sie wollte nicht, daß sie das schreckliche Schauspiel des Deliriums miterlebte, das mit Sicherheit eintreten würde, aber er forderte sie auf, ihren Bruder, der da so still auf dem Sofa lag, ganz der zarte Junge, der er einmal gewesen war, noch ein letztes Mal zu küssen. So verließ sie ihn - das wunderliche, mondsüchtige, in den Sternen lesende Genie, das sie so lange bemuttert hatte -, und das Bild, das sie mitnahm, war ein sehr barmherziges.

Dalton mußte bis ans Ende seiner Tage ein grausameres Bild mit sich herumtragen. Seine Furcht vor dem Delirium war nicht unbegründet, und während der dunkelsten Mitternachtsstunden mußte er immer wieder alle Kraft aufbieten, um den wilden Zuckungen des rasenden Kranken Einhalt zu gebieten. Was er von diesen geschwellenen, sich schwarz verfärbenden Lippen vernahm, wird er niemals berichten. Er ist seither nie wieder derselbe gewesen wie vordem, und er weiß, daß niemand, der so etwas hört, wieder ganz der werden kann, der er einmal gewesen ist. Zum Wohle der Welt schweigt er deshalb, und er dankt Gott, daß seine laienhafte Unkenntnis auf bestimmten Gebieten ihm die Enthüllungen kryptisch und bedeutungslos erscheinen ließ.

Gegen Morgen kam Clarendon plötzlich noch einmal zu sich und begann, mit fester Stimme zu sprechen.

»James, ich habe dir noch nicht gesagt, was alles zu tun ist. Mach diese Einträge in griechischer Sprache unkenntlich und schicke mein Journal an Dr. Miller. Ebenso all meine anderen Aufzeichnungen, die du in den Ordnern finden wirst. Er ist heute die große Autorität - sein Artikel beweist es. Dein Freund in dem Club hatte recht.

Aber alles, was im Labor ist, muß vernichtet werden. Alles ohne Ausnahme, sei es tot oder lebendig — oder sonstwie. Alle Plagen der Hölle sind in diesen Flaschen auf den Regalbrettern enthalten. Verbrenn sie — verbrenn das ganze Zeug. Wenn auch nur ein Stück davon erhalten bleibt, wird Surama den schwarzen Tod über die ganze Welt verbreiten. Und verbrenn vor allem Surama\ Er - dieses Ding -hat kein Recht, die gesunde Luft des Himmels zu atmen. Du weißt jetzt - ich habe es dir gesagt- du weißt jetzt, warum ein solches Wesen nicht auf der Erde sein darf. Es wird kein Mord sein - Surama ist kein Mensch - falls du noch genauso fromm bist wie früher, James, brauche ich dich sicher nicht zu drängen. Denk an den alten Text - >du sollst eine Hexe nicht am Leben lassen< - oder so ähnlich.

Verbrenn ihn, James\Laß ihn nie mehr über die Qualen sterblichen Fleisches lachen? Ich sage dir, verbrenn ihn -die Nemesis der Flamme — das ist das einzige, was ihm etwas anhaben kann, James, es sei denn, du kannst ihn im Schlaf überraschen und ihm einen Pfahl durchs Herz treiben . . . Töte ihn - rotte ihn aus — säubere das reine Universum von diesem uralten Makel - dem Makel, den ich aus seinem äonenlangen Schlaf geweckt habe...«

Der Arzt hatte sich auf den Ellbogen aufgestützt, und seine Stimme war zum Schluß nur noch ein durchdringendes Quietschen. Die Anstrengung war jedoch zu groß gewesen, und er fiel unversehens in ein tiefes, ruhiges Koma. Dalton, der sich vor dem Fieber nicht mehr fürchtete, seit er wußte, daß die gefürchtete Seuche nicht ansteckend war, legte Alfreds Arme und Beine auf dem Sofa zurecht und warf eine leichte Decke über die schwächliche Gestalt. War es nicht doch denkbar, daß diese Scheußlichkeiten zum großen Teil auf das Delirium zurückzuführen waren? Hätte ihn der alte Dr. MacNeil nicht vielleicht doch noch durchbringen können? Der Gouverneur gab sich größte Mühe, wach zu bleiben, und ging rasch im Zimmer auf und ab, aber seine Kräfte waren zu sehr beansprucht worden. Als er sich nur für eine Minute auf den Stuhl am Tisch setzte, verlor er die Kontrolle über sich selbst und schlief trotz aller guten Vorsätze ein.

Dalton fuhr auf, als ihm grelles Licht in die Augen schien, und im ersten Moment dachte er, es sei der Tagesanbruch. Aber es war nicht die Morgenröte, und während er seine schweren Lider rieb, sah er, daß das Licht von dem brennenden Labor kam, dessen dicke Bohlen in einem Feuersturm, wie er ihn noch nie gesehen hatte, ein Raub prasselnd und knisternd zum Himmel auflodernder Flammen wurde. Das war nun wahrhaftig die »Nemesis der Flamme«, die Clarendon ersehnt hatte, und Dalton konnte sich denken, daß irgendwelche besonders gut brennbaren Substanzen für diese beispiellose Feuersbrunst verantwortlich sein mußten. Besorgt blickte er zum Sofa hinüber, aber Alfred war nicht mehr da. Er sprang auf und lief hinauf, um Georgina zu rufen, traf sie aber bereits im Flur, denn auch sie war von dem Berg lebendigen Feuers geweckt worden.

»Das Labor brennt ab!« schrie sie. »Wo ist AI?«

»Er ist verschwunden - ich war eingeschlafen!« entgegnete Dalton und nahm die schwankende Gestalt in den Arm.

Er wollte sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer führen und versprach, auf der Stelle nach Alfred zu suchen, aber Georgina schüttelte müde den Kopf, während die

Scheiben des Fensters auf dem Treppenabsatz von der Feuersbrunst draußen unheimlich rot erglühnten.

»Er muß tot sein, James - er konnte nicht mehr leben, nun da er wußte, was er getan hatte. Ich habe ihn mit Surama streiten hören und weiß, daß furchtbare Dinge sich ereignet haben. Er ist mein Bruder, aber - es ist wohl am besten so, wie es ist.« Ihre Stimme war zu einem Flüstern abgesunken.

Plötzlich kam durch das offene Fenster ein Geräusch wie von einem dumpfen, grauenhaften Gelächter, und die Flammen des brennenden Labors nahmen neue Konturen an, bis sie beinahe namenlosen, zyklischen Nachtmahren ähnelten. James und Georgina verhielten und sahen atemlos durch das Fenster hinaus.

Dann kam ein gewaltiger Donnerschlag, als ein Blitz mit schrecklicher Zielsicherheit mitten in die flammenden Ruinen fuhr. Das dumpfe Lachen verstummte, und an seiner Stelle erhob sich ein wildes, jaulendes Geheul wie von tausend Ghulen und Werwölfen in furchtbarer Höllenqual. Der Donner verhallte grollend, und nach und nach nahmen die Flammen wieder ihre normale Gestalt an.

Die beiden rührten sich nicht von der Stelle, sondern warteten, bis die Feuersäule zu einem schwelenden Gluthaufen zusammengesunken war. Sie waren froh darüber, daß in diesem Außenbezirk niemand die Feuerwehr alarmiert hatte und daß die Mauer Neugierigen den Einblick verwehrte. Was hier geschah, war nicht für die Augen des Pöbels bestimmt - dafür waren zu viele von den tiefsten Geheimnissen des Universums mit im Spiel.

Im Morgengrauen sprach James mit sanfter Stimme zu Georgina, die nur noch den Kopf an seine Brust legen und schluchzen konnte.

»Liebste, ich glaube, er hat seine Untaten gesühnt. Er muß das Feuer gelegt haben, als ich schlief. Er sagte mir, es müßte verbrannt werden - das Labor, alles was darin war, und auch Surama. Es sei die einzige Möglichkeit, die Welt vor den unbekanntem Schrecknissen zu bewahren, die er auf sie losgelassen hatte. Er wußte Bescheid, und er tat, was das beste war.

Er war ein großer Mann, Georgie, laß uns das niemals vergessen. Wir müssen immer stolz auf ihn sein, denn er machte sich auf, der Menschheit zu helfen, und war noch in seinen Sünden ein Titan. Irgendwann werde ich dir mehr sagen. Was er getan hat, mag es gut oder böse gewesen sein, war etwas, was noch kein Mensch jemals getan hat. Er war der erste und letzte, der gewisse Schleier zerriß und sogar Apollonios von Tyana muß hinter ihm zurückstehen. Aber darüber dürfen wir nicht sprechen. Wir müssen ihn stets als den kleinen Alf im Gedächtnis behalten, den wir kannten, als den Jungen, der die Medizin meistern und das Fieber besiegen wollte.«

Am Nachmittag hatten die säumigen Feuerwehrleute die Überreste des Laborgebäudes untersucht und darin zwei Skelette gefunden, an denen noch Stücke verkohlten Fleisches hafteten - nur zwei, dank den Kalkgruben, die von dem Feuer nicht in Mitleidenschaft gezogen worden waren. Das eine war das Skelett eines Mannes, das andere gibt Biologen der Westküste immer noch Rätsel auf. Es war nicht eigentlich ein Affen- oder Saurierskelett, aber es erinnerte auf befremdliche Weise an einen Stand der Evolution, von dem die Paläontologie andernorts noch keine Spuren entdeckt hat. Der verkohlte Schädel war eigenartigerweise sehr

menschenähnlich und erinnerte manchen an Surama; die übrigen Gebeine waren jedoch nicht näher bestimmbar. Nur gut geschnittene Kleidung hatte einen solchen Körper wie einen Menschen erscheinen lassen können.

Doch die menschlichen Gebeine waren die von Alfred Clarendon. Das war unumstritten, und die Welt beklagt noch immer den allzu frühen Tod des größten Arztes seiner Epoche, des Bakteriologen, dessen universelles Fieberserum Dr. Millers Gegengift bei weitem übertroffen hätte, wäre er noch lange genug am Leben geblieben, um es zu vollenden. Ein Großteil von Millers jüngstem Erfolg wird in der Tat auf die Aufzeichnungen zurückgeführt, die das unglückliche Opfer der Flammen ihm hinterließ. Von den Rivalitäts- und Haßgefühlen ist heute fast nichts mehr übrig, und selbst Dr. Wilfred Jones rühmt sich mitunter seiner Zusammenarbeit mit dem dahingegangenen Vorbild.

James Dalton und seine Frau Georgina legten stets eine Zurückhaltung an den Tag, wie sie trauernden Familienangehörigen wohl ansteht. Sie veröffentlichten bestimmte Notizen als Tribut an den großen Mann, haben jedoch nie die landläufigen Vermutungen oder seltsamen Andeutungen von Wunderdingen bestätigt oder dementiert, die von manchen scharfsinnigen Leuten hinter vorgehaltener Hand verbreitet wurden. Nur sehr langsam und auf verschlungenen Wegen kamen die Tatsachen ans Licht. Dalton machte wahrscheinlich irgendwann einmal Andeutungen gegenüber Dr. MacNeil, und dieser hatte kaum Geheimnisse vor seinem Sohn. Die Daltons führen seither ein im großen und ganzen sehr glückliches Leben, denn die Wolke des Schreckens liegt weit in der Vergangenheit, und eine starke gegenseitige Liebe hat ihnen die Welt frisch erhalten. Doch es gibt Dinge, die sie merkwürdig aus der Fassung zu bringen vermögen, Kleinigkeiten, über die sich sonst kaum jemand aufhalten würde. So ertragen sie nur bedingt die Gesellschaft magerer oder mit tiefer Stimme sprechender Menschen, und Georgina erleicht jedesmal, wenn sie ein gutturales Kichern oder Lachen vernimmt. Senator Dalton fürchtet sich vor Okkultismus, Reisen, Spritzen und fremden Schriftzeichen, also vor Dingen, die sich schwerlich unter einen Hut bringen lassen, und es gibt immer noch Leute, die ihm nicht verzeihen können, daß er seinerzeit einen so großen Teil der Bibliothek des Doktors mit peinlichster Gründlichkeit verbrannte.

MacNeil schien jedoch die Zusammenhänge zu ahnen. Er war ein einfacher Mann, und er sprach ein Gebet, als das letzte von Alfred Clarendons seltsamen Büchern zu Asche zerfiel. Und es hätte wohl auch keiner, der je einen verständigen Blick in eines dieser Bücher warf, zulassen mögen, daß auch nur ein Wort dieses Gebetes ungesagt blieb.

AUS ÄONEN von Hazel Heald und H. P. Lovecraft

[Manuskript aus dem Nachlaß des verstorbenen Dr. Richard H. Johnson, Kustos des Cabot-Museums für Archäologie, Boston, Massachusetts.]

Die Einwohner von Boston — und aufmerksame Leser in anderen Orten - werden wohl nie die seltsame Affäre um das Cabot-Museum vergessen. Die Zeitungsberichte über diese teuflische Mumie, die mit ihr verbundenen schrecklichen, uralten Gerüchte, die makabre Neugier und die kultischen Aktivitäten im Jahre 1932 sowie das grauenvolle Schicksal, das die beiden Eindringlinge am 1. Dezember jenes Jahres erlitten — dies alles zusammen ergab eine jener geheimnisvollen Geschichten, die als Folklore von Generation zu Generation weitergegeben werden und schließlich den Kern ganzer Zyklen abergläubischer Phantasien bilden.

Allgemein bekannt scheint auch zu sein, daß etwas sehr Wichtiges und unsäglich Grauenvolles in den veröffentlichten Berichten vom Höhepunkt der schrecklichen Ereignisse verschwiegen wurde. Die ersten beunruhigenden Hinweise auf den Zustand eines der beiden Leichname wurden allzu eifertig dementiert, und auch die einzigartigen Veränderungen an der Mumie erhielten längst nicht die Publizität, die man angesichts des sensationellen Charakters hätte erwarten können. Merkwürdig fanden es die meisten auch, daß die Mumie seither nicht mehr ausgestellt wird. Angesichts des hohen Entwicklungsstands der Kunst der Taxidermie kann man die Begründung, der hochgradige Zerfall der Mumie erlaube keine Ausstellung mehr, nicht als stichhaltig anerkennen.

Als Kustos des Museums wäre ich in der Lage, das Geheimnis zu lüften und alle unterdrückten Tatsachen ans Licht der Öffentlichkeit zu bringen, doch werde ich dies zu meinen Lebzeiten nicht tun. Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen die große Masse besser nichts weiß, und ich stehe nach wie vor zu der Ansicht, die wir alle - Museumsangestellte, Ärzte, Reporter und Polizei - zur Zeit der schrecklichen Ereignisse teilten. Andererseits scheint es mir angebracht, daß eine Angelegenheit von so großer wissenschaftlicher und historischer Tragweite nicht ohne jedes schriftliche Dokument bleiben sollte;

daher dieser Bericht, den ich für ernsthafte Gelehrte abfasse. Ich werde ihn zu den Papieren legen, die nach meinem Tod gesichtet werden sollen, und es der Entscheidung meiner Testamentsvollstrecker überlassen, was damit geschehen soll. Gewisse Drohungen und außergewöhnliche Vorkommnisse in den letzten Wochen haben mich zu der Überzeugung gebracht, daß mein Leben, ebenso wie das anderer Mitarbeiter des Museums, in Gefahr ist, und zwar wegen der Feindschaft verschiedener weitverbreiteter Geheimkulte von Asiaten, Polynesiern und Anhängern der verschiedensten mystischen Sekten; es ist deshalb möglich, daß meine Testamentsvollstrecker schon bald tätig werden müssen. (Anmerkung des Testamentsvollstreckers: Dr. Johnson starb am

22. April 1933 unerwartet und unter ungeklärten Umständen an Herzversagen.

Wentworth Moore, Präparator des Museums, i verschwand Mitte des vorangegangenen Monats. Am 18. Februar desselben Jahres erhielt Dr. William Minot, der eine Obduktion im Zusammenhang mit diesem Fall leitete, einen Messerstich in den Rücken, dem er tags darauf erlag.)

Die schrecklichen Ereignisse gehen wohl eigentlich bis ins Jahr 1879 zurück - lange vor meiner Anstellung als Kustos -, als das Museum diese gespenstische, rätselhafte Mumie von der Orient Shipping Company erwarb. Schon allein ihre Entdeckung war

monströs und bedrohlich, denn sie stammte aus einer Krypta unbekannter Herkunft und unermeßlichen Alters auf einer Insel, die erst kurz zuvor aus dem Pazifik aufgetaucht war.

Am ii. Mai 1878 hatte Kapitän Charles Weatherbee auf dem Frachter Eridanus, unterwegs von Wellington, Neuseeland, nach Valparaiso in Chile, eine neue Insel gesichtet, die auf keiner Karte verzeichnet und offenbar vulkanischen Ursprungs war. Sie hatte die Form eines stumpfen Kegels und ragte ziemlich weit über die Wasseroberfläche auf. Ein Landungstrupp unter Kapitän Weatherbee bemerkte an den steilen Flanken der Insel Spuren, die darauf hinwiesen, daß die Insel lange Zeit untergetaucht gewesen war, während auf dem Gipfel manches auf Zerstörungen in jüngerer Zeit hindeutete, etwa durch ein Erdbeben. In den verstreuten Trümmern fanden sich riesige Steinblöcke, die eindeutig künstlich bearbeitet worden waren, und bei einer genaueren Untersuchung wurden Reste prähistorischen zyklischen Mauerwerks gefunden, das man auf gewissen Pazifik-Inseln antrifft und das für die Archäologie immer noch ein Rätsel darstellt.

Schließlich gelangten die Seeleute in eine massive steinerne Krypta - offenbar Teil eines viel größeren Gebäudes, das ehemals weit unter der Erde gelegen haben mußte -, in der eine grauenerregende Mumie in einer Ecke kauerte. Nach einer kurzen Phase panischer Angst, die teilweise auch von Reliefs an den Wänden verursacht wurde, ließen sich die Männer herbei, die Mumie auf das Schiff zu schaffen, obwohl sie sie nur mit größtem Widerwillen anfaßten. Dicht neben dem Körper, so als ob er früher einmal in den Kleidern gesteckt hätte, lag ein Zylinder aus einem unbekanntem Metall; dieser enthielt eine Rolle dünnen, bläulich-weißen Materials, dessen Herkunft ebenfalls unbekannt war und das eigenartige Schriftzeichen in grauer Farbe trug. In der Mitte des riesigen Steinfußbodens war etwas wie eine Falltür zu erkennen, aber die Männer verfügten nicht über die nötigen Hilfsmittel, um sie zu öffnen.

Das Cabot-Museum, das damals gerade neu gegründet worden war, unternahm auf die spärlichen Berichte von der Entdeckung hin sofort die notwendigen Schritte, um die Mumie und den Zylinder zu erwerben. Kustos Pickman fuhr persönlich nach Valparaiso und rüstete einen Schoner für eine Forschungsreise zu der Krypta aus, in der die Mumie gefunden worden war, scheiterte jedoch mit diesem Unternehmen. In der Gegend, wo sich die Insel befinden sollte, war weit und breit nur offene See, und die Forscher erkannten, daß die gleichen seismischen Kräfte, die das Eiland plötzlich aus dem Meer gehoben hatten, es nun wieder in die wäßrige Finsternis hinabgezogen hatten, in der es seit Ewigkeiten geschlafen hatte. Das Geheimnis jener unbeweglichen Falltür würde nie gelüftet werden.

Aber man hatte ja noch die Mumie und den Zylinder, und erstere wurde Anfang November 1879 in der Mumienhalle des Museums ausgestellt.

Das Cabot-Museum für Archäologie, das auf Überreste alter und unbekannter Kulturen spezialisiert ist, die nicht in den Bereich der Kunst fallen, ist eine kleine und nicht sehr bekannte Institution, die jedoch in wissenschaftlichen Kreisen einen guten Ruf genießt. Das Museum steht im exklusiven Bezirk Beacon Hill von Boston - in der Mt. Vernon Street. Es ist in einem früheren Privathaus mit einem nach hinten angebauten zusätzlichen Flügel untergebracht und war der Stolz des ganzen Viertels,

bis es durch die schrecklichen Ereignisse der jüngeren Vergangenheit zum Gegenstand unerwünschter Publizität wurde.

Der Mumiensaal im Westflügel des alten Hauses (das von Bulfinch entworfen und 1819 gebaut wurde), im ersten Stock, steht bei Historikern und Anthropologen zu Recht im Ruf, die größte Sammlung seiner Art in Amerika zu beherbergen. Hier findet man typische Beispiele für die ägyptische Einbalsamierung, von den frühesten Exemplaren aus Sakkara bis zu den spätesten koptischen Versuchen im 8. Jahrhundert, Mumien aus anderen Kulturen, darunter prähistorische indianische Exemplare, die erst vor kurzem auf den Al Áuten entdeckt wurden, Figuren aus Pompeji, die dadurch entstanden, daß man die tragischen Hohlräume in den Aschemassen der Ruinenstadt mit Gips ausgoß, natürlich mumifizierte Körper aus Bergwerken und anderen Ausgrabungen in allen Teilen der Welt - von denen manche in den grotesken Stellungen ihres letzten Todeskampfes eingeschlossen worden waren -, mit einem Wort, alles, was man in einer solchen Sammlung nur erwarten kann. Im Jahre 1879 war die Sammlung natürlich noch nicht so umfangreich wie heute, doch immerhin schon durchaus bemerkenswert. Diese schockierende Mumie aus der zyklischen Krypta auf einer nur für so kurze Zeit dem Ozean entstiegene Insel war jedoch die Hauptattraktion und das rätselhafteste Exponat.

Es war die Mumie eines mittelgroßen Mannes unbekannter Rasse, der in einer eigentümlichen Hockstellung einbalsamiert worden war. Das Gesicht, halb hinter klauenartigen Händen verborgen, hatte einen weit vorspringenden Unterkiefer, während die eingeschrumpften Züge auf so schreckliche Weise angstverzerrt schienen, daß nur wenige Betrachter ungerührt blieben. Die Augen waren geschlossen, mit fest über die offenbar hervortretenden Augäpfel heruntergezogenen Lidern. Es hafteten noch einzelne Haarsträhnen und Barthaare an dem Kopf, dessen Farbe ein stumpfes, neutrales Grau war. Die Oberfläche erinnerte halb an Leder und halb an Stein und stellte dadurch eines der unlösbaren Rätsel für die Experten dar, die herauszufinden versuchten, welches Verfahren der Einbalsamierung angewandt worden war. Die Substanz der Mumie war stellenweise durch Zeit und Verwesung zerstört, und Fetzen eines eigentümlichen Stoffes, in dem man noch Spuren eines fremdartigen Musters erkannte, hingen noch an dem Objekt.

Was es war, das die Mumie so grausig und abstoßend erscheinen ließ, war schwer zu sagen. Da war einmal der undefinierbare Charakter unbegrenzten Alters und äußerster Fremdartigkeit, der einen schwindeln ließ wie ein Blick vom Rand eines monströsen Abgrundes bodenloser Finsternis, aber vor allem war es wohl der angstverzerrte Ausdruck auf dem runzeligen, prognathischen, halb verdeckten Gesicht. Ein solches Symbol unendlicher, unmenschlicher, kosmischer Furcht mußte zwangsläufig dieses Gefühl auf den ohnehin durch Geheimnis und vergebliche Mutmaßungen verstörten Betrachter übertragen.

Unter den wenigen Kennern, die das Cabot-Museum besuchten, erlangte dieses Überbleibsel aus einer alten, vergessenen Welt schon bald einen unguuten Ruf, doch wurde durch die Abgeschlossenheit und die Zurückhaltung des Museums verhindert, daß eine Sensation für die Massen daraus gemacht wurde. Im vorigen Jahrhundert hatte die Kunst des vulgären Tamtams sich noch nicht so sehr der Wissenschaft und

Gelehrsamkeit bemächtigt, wie ihr das seither gelungen ist. Natürlich versuchten Fachleute aller Richtungen, das schreckliche Objekt zu klassifizieren, jedoch ohne Erfolg. Unter den Gelehrten machten Theorien über eine untergegangene pazifische Kultur die Runde, von der die Bildwerke auf der Osterinsel und die megalithischen Gemäuer von Ponape und Nan-Matal möglicherweise herstammten, und in wissenschaftlichen Zeitschriften wurde über einen hypothetischen früheren Kontinent spekuliert, dessen Gipfel als die zahllosen Inseln Melanesiens und Polynesiens heute noch aus dem Ozean ragten. Die unterschiedlichen Datierungen, die für diese verschwundene Kultur - oder diesen versunkenen Kontinent - angegeben wurden, waren zugleich verwirrend und amüsant, doch fanden sich in gewissen Mythen von Tahiti und anderen Inseln überraschend aufschlußreiche Motive.

Währenddessen wurde natürlich auch dem seltsamen Zylinder und der rätselhaften, mit Hieroglyphen bedeckten Schriftrolle, die in der Museumsbibliothek aufbewahrt wurden, die gebührende Aufmerksamkeit zuteil. Über ihren Zusammenhang mit der Mumie konnte kein Zweifel bestehen, und deshalb war man sich einig, daß die Enträtselung ihres Geheimnisses aller Wahrscheinlichkeit nach auch zur Enträtselung des Geheimnisses der verschrumpelten Schreckgestalt führen würde. Der Zylinder, etwa vier Zoll lang und knapp einen Zoll im Durchmesser, war aus einem seltsam irisierenden Metall, das sich jeder chemischen Analyse entzog und offenbar unempfindlich für alle bekannten Reagenzien war. Er war mit einem dicht sitzenden Deckel aus dem gleichen Metall verschlossen und trug eingravierte Bilder von offenkundig dekorativer und möglicherweise symbolischer Natur - konventionelle Ornamente, denen jedoch ein fremdartiges, paradoxes und so gut wie unbeschreibliches System der Geometrie zugrunde lag.

Nicht minder rätselhaft war die Schriftrolle, die aus dünnem, bläulich-weißem, nicht analysierbarem Material bestand, das säuberlich um einen dünnen Stab aus dem gleichen Metall wie der Zylinder gerollt war und etwa eine Länge von zwei Fuß hatte. Die großen Hieroglyphen, die in der Mitte der Rolle in schmaler Spalte von oben nach unten angeordnet und mit einem unbekanntem grauen Farbstoff geschrieben oder gemalt waren, ähnelten keiner den Paleographen bekannten Schrift und konnten nicht entziffert werden, obwohl fotografische Kopien an alle in Frage kommenden Wissenschaftler verschickt wurden.

Zwar fanden einige in der Literatur des Okkultismus und der Magie ungewöhnlich versierte Gelehrte vage Ähnlichkeiten zwischen einigen der Hieroglyphen und gewissen urzeitlichen Symbolen, die in zwei oder drei sehr alten, obskuren und esoterischen Texten beschrieben oder zitiert werden, wie etwa im Buch Etbon, das aus dem vergessenen Hyperborea stammen soll, den Pnakotischen Fragmenten, die aus vormenschlicher Zeit stammen sollen, und dem monströsen und verbotenen Necronomicon des wahnsinnigen Arabers Abdul Alhazred. Keine dieser Ähnlichkeiten ließ sich jedoch schlüssig belegen, und da die Erforschung des Okkulten in geringem Ansehen stand, wurde auch kein Versuch unternommen, Kopien der Hieroglyphen an Fachleute für Mystizismus zu schicken. Wäre dies damals schon geschehen, hätte die Angelegenheit später einen anderen Verlauf nehmen können, ja jeder Leser der schrecklichen Unaussprechlichen Kultendes von

Junzt hätte nur einen Blick auf die Hieroglyphen zu werfen brauchen, um sofort ihre Bedeutung zu erkennen. Zu der Zeit gab es jedoch nur sehr wenige, die dieses blasphemische Werk gelesen hatten, weil es zwischen der Unterdrückung der Düsseldorfer Originalausgabe (1839) und der Übersetzung von Bridewell (1845) einerseits und dem Erscheinen des expurgierten Nachdrucks in der Golden Goblin Press im Jahre 1909 außerordentlich selten geworden war. Genaugenommen war nicht ein einziger Okkultist oder Kenner der Esoterik der Urzeit auf die merkwürdige Schriftrolle aufmerksam gemacht worden - bis zu dem noch nicht lange zurückliegenden Ausbruch von Sensationsjournalismus, der dann rasch zu dem schrecklichen Höhepunkt führte.

So kam es, daß seit der Aufstellung der schrecklichen Mumie in dem Museum ein halbes Jahrhundert lang kaum etwas unternommen wurde. Das schaurige Objekt genoß eine gewisse Berühmtheit bei den kultivierten Bostonern, aber das war auch alles; den Zylinder und die Schriftrolle hatte man nach zehn Jahren vergeblicher Untersuchungen praktisch vergessen. Das Cabot-Museum war so ruhig und konservativ, daß kein Journalist jemals auf den Gedanken kam, dort nach Sensationsmeldungen zu suchen.

Der große Presserummel setzte im Frühjahr 1931 ein, als ein spektakulärer Ankauf - es handelte sich um seltsame Objekte und auf unerklärliche Weise konservierte Körper, die man in Krypten unter den berühmten Ruinen des Château Fausses-flammes in Frankreich gefunden hatte - das Museum unversehens in die Schlagzeilen brachte. Der rührige Boston Pillar schickte einen Reporter, der für die Sonntagsbeilage einen Artikel über den Ankauf und das Museum selbst schreiben sollte, und dieser junge Mann, Stuart Reynolds mit Namen, kam auf den Gedanken, daß die namenlose Mumie eine viel größere Sensation darstellen konnte als der jüngste Ankauf, über den er eigentlich hatte berichten sollen. Dank gewisser Kenntnisse in Theosophie und einer Vorliebe für die Spekulationen von Schriftstellern wie Colonel Churchward und Lewis Spence über verlorene Kontinente und vergessene Kulturen war Reynolds besonders empfänglich für äonische Überreste wie die unbekannte Mumie. Im Museum machte sich der Reporter unbeliebt, indem er hartnäckig und nicht immer intelligente Fragen stellte und immer wieder verlangte, die Exponate sollten anders aufgestellt werden, damit er sie aus ungewöhnlichen Blickwinkeln fotografieren könnte. Im Bibliothekssaal im Keller grübelte er endlos über dem merkwürdigen Metallzylinder und der Schriftrolle, fotografierte beides von allen Seiten und machte Aufnahmen von dem unheimlichen Hieroglyphentext. Außerdem ließ er sich alle Bücher vorlegen, in denen irgend etwas über prähistorische Kulturen und versunkene Kontinente stand, saß manchmal drei Stunden hintereinander da und exzerpierte, um dann eiligst die Cambridge University aufzusuchen und dort (falls man es ihm gestattete) in der Widener Library das gefürchtete und verbotene Necronomicon zu konsultieren.

Am 5. April erschien der Artikel in der Sonntagsausgabe des Pillarzusammen mit zahllosen Fotos von der Mumie, dem Zylinder und der Schriftrolle, abgefaßt in dem typischen infantilen Stil, den der Pillar für seine große und geistig minderbemittelte Leserschaft für angebracht hält. Voller Ungenauigkeiten und grotesker

Übertreibungen, war dieser Artikel dazu angetan, die gedankenlose Sensationslüsternheit der Massen anzustacheln, und die Folge war, daß das einst so stille Museum plötzlich von Scharen schwatzender und verständnislos gaffender Menschen überschwemmt war, wie sie die stattlichen Korridore dieser ehrwürdigen Institution noch nie gesehen hatten.

Obwohl der Artikel so kindisch war, kamen jedoch auch Gelehrte und intelligente Besucher - die Bilder hatten für sich selbst gesprochen, und auch reife Persönlichkeiten bekommen ja oft durch Zufall den Pillarin die Hand. So erinnere ich mich, daß irgendwann im November ein höchst merkwürdiger Fremder erschien, ein dunkelhaariger, bärtiger Mann mit einem Turban, einer gequälten, unnatürlichen Stimme, einem seltsam ausdruckslosen Gesicht und plumpen, in grotesken weißen Fäustlingen steckenden Händen, der eine Adresse in einem Elendsviertel des West End angab und sich »Swami Chandraputra« nannte. Dieser Bursche war jedoch unglaublich bewandert in okkulten Lehren und schien zutiefst bewegt von der Ähnlichkeit der Hieroglyphen auf der Schriftrolle mit gewissen Zeichen und Symbolen einer vergessenen alten Welt, von der er nach seinen eigenen Worten sehr viel wußte. Bis Juni hatte sich die Sensationsmeldung von der Mumie und der Schriftrolle schon weit über Boston hinaus verbreitet, und das Museum bekam Anfragen und Bitten um Fotos von Okkultisten und Anhängern der Geheimwissenschaften aus aller Welt. Das war für unsere Leute im Museum keineswegs eine reine Freude, denn wir sind eine wissenschaftliche Institution, die nicht viel für Träumer und Phantasten übrig hat; trotzdem beantworteten wir gewissenhaft alle Anfragen. Eine Folge davon war ein hochgelehrter Artikel in The Occult Review, verfaßt von dem berühmten Mystiker Etienne-Laurent de Marigny, der darin unter anderem behauptete, daß einige der alten geometrischen Ornamente auf dem irisierenden Zylinder und mehrere der Hieroglyphen auf der Schriftrolle absolut identisch mit bestimmten Ideogrammen seien, die (in Transkriptionen von urzeitlichen Monolithen oder nach Angaben esoterischer Erforscher oder Anhänger verschiedener Geheimkulte) in dem höllischen und verbotenen Schwarzen Buch oder Unausprechlichen Kultendes von Junzt wiedergegeben seien.

De Marigny erinnerte an den schrecklichen Tod von Junzts im Jahre 1840, ein Jahr nach dem Erscheinen seines Buches in Düsseldorf, und berichtete von dessen haarsträubenden und teilweise nur zu vermutenden Quellen. Vor allem hob er die ungeheure Bedeutung der Geschichten hervor, mit denen von Junzt die meisten der monströsen Ideogramme, die er in seinem Buch wiedergab, in Verbindung brachte. Daß diese Geschichten, in denen ausdrücklich ein Zylinder und eine Schriftrolle erwähnt wurden, sehr stark an die Dinge im Museum erinnerten, konnte niemand bestreiten; freilich waren sie von so atemberaubender Extravaganz und handelten von so unglaublich großen Zeiträumen und phantastischen Anomalien einer vergessenen alten Welt, daß man sie leichter bewundern als an sie glauben konnte.

Auf Bewunderung stießen sie vor allem in der Öffentlichkeit, denn der Artikel wurde fast in allen Zeitungen abgedruckt. Überall erschienen illustrierte Berichte mit den Legenden aus dem Schwarzen Buch, die sich über den grauenhaften Charakter der Mumie verbreiteten, die Ornamente des Zylinders und die Hieroglyphen der

Schriftrolle mit den Abbildungen in von Junzts Buch verglichen und sich in den abenteuerlichsten, sensationellsten und irrationalsten Theorien und Spekulationen ergingen. Die Besucherzahlen des Museums verdreifachten sich, und wieweit verbreitet das Interesse war, ging unter anderem aus der Flut von - zumeist stupiden und überflüssigen - Zuschriften hervor, die das Museum erhielt. Die Mumie und ihre Herkunft schienen zumindest für phantasiebegabte Menschen ein Thema zu sein, das sie in den Jahren 1931 und 1932 ebenso stark bewegte wie die Weltwirtschaftskrise. Was mich selbst betraf, so wirkte sich bei mir der ganze Aufruhr dahin aus, daß ich von Junzts monströses Werk in der Golden-Goblin-Ausgabe las, eine Lektüre, die mir Schwindel und Ekel verursachte, so daß ich froh war, nur den expurgierten Text kennengelernt zu haben.

Die archaischen Legenden, die im Schwarzen Buch beschrieben sind und mit Ornamenten und Symbolen zusammenhängen, die den Darstellungen auf der geheimnisvollen Schriftrolle und dem Zylinder so sehr ähneln, waren in der Tat so geartet, daß es einem den Atem verschlug. Sie berichteten von unvorstellbar lange vergangenen Zeiten, Epochen vor allen Kulturen, Rassen und Ländern, die wir kennen, und handelten überwiegend von einem verschwundenen Volk und einem verschwundenen Kontinent der sagenhaften frühen Jahre ... einem Kontinent, dem die Legende den Namen Mu gegeben hat, und der Inschriften in der Ursprache Naacal auf alten Tafeln zufolge vor 200 000 Jahren bewohnt war, zu einer Zeit also, als es in Europa nur Zwitterwesen gab und man im untergegangenen Hyperborea den schwarzen, amorphen Tsathoggua verehrte.

Es war die Rede von einem Königreich namens K'naa in einem alten Land, wo die ersten Menschen monströse Ruinen entdeckt hatten, die von denen zurückgelassen worden waren, die dort vorher gelebt hatten - Wellen unbekannter Wesen, die von den Sternen herabgesickert waren und die ihnen zugemessene Zeit auf der eben erst geborenen Welt gelebt hatten. K'naa war ein geheiligter Ort, denn in seiner Mitte ragten die kahlen Basaltfelsen des Berges Yaddith-Gho in den Himmel, gekrönt von einer gigantischen Festung aus zyklischen Steinblöcken, unendlich viel älter als die Menschheit und erbaut von der fremdartigen Brut des dunklen Planeten Yuggoth, die vor der Geburt des irdischen Lebens die Erde besiedelt hatte. Die Yuggoth-Brut war schon vor Ewigkeiten zugrunde gegangen, hatte jedoch ein monströses und schreckliches Lebewesen zurückgelassen, das niemals sterben konnte, den höllischen Gott oder Dämon Ghatanothoa, der auf ewig unsichtbar in den Höhlen unterhalb dieser Festung auf dem Yaddith-Gho brütete. Kein Mensch hatte je den Yaddith-Gho erstiegen oder diese blasphemische Festung gesehen, es sei denn als fernen, geometrisch abnormen Umriß vor dem Himmel, doch die meisten stimmten darin überein, daß Ghatanothoa immer noch existierte und in unergründlichen Abgründen unter den megalithischen Mauern wühlte und wallte. Es gab immer auch Menschen, die glaubten, man müßte Ghatanothoa Opfer bringen, damit er nicht aus seinen verborgenen Abgründen herauskröche und schrecklich durch die Welt der Menschen watschelte, wie er einst durch die Urwelt der Yuggoth-Brut gewatschelt war. Es hieß, daß Ghatanothoa, wenn ihm keine Opfer gebracht würden, zum Tageslicht

aufquellen und die Basaltfelsen des Yaddith-Gho herabgleiten und allem und jedem, dem er begegnete, Unheil und Verderben bringen würde. Denn kein lebendes Wesen könnte des Anblick Ghatanothoas oder auch nur eines perfekten Abbildes von ihm ertragen, mochte es auch noch so klein sein, ohne eine Veränderung zu erleiden, die schrecklicher wäre als der Tod. Der Anblick des Gottes oder eines Bildes von ihm, so sagten alle Legenden der Yuggoth-Brut, führte zu einer Lähmung und Versteinerung von besonders schrecklicher Art, wobei das Opfer auf der Außenseite zu Stein und Leder verwandelt werde, während das Gehirn im Inneren auf ewig lebendig bleibe, für immer gefangen und fixiert, des Vergehens unendlicher Epochen bewußt, und doch zu hilfloser Untätigkeit verdammt, bis die Zeit und der Zufall die Zersetzung der versteinerten Hülle vollenden würden, so daß es endlich sterben könnte. Die meisten Gehirne würden natürlich wahnsinnig werden, lange bevor diese um Epochen verzögerte Befreiung stattfände. Noch nie, so hieß es, habe eines Menschen Auge jemals Ghatanothoa erblickt, obwohl die Gefahr jetzt genauso groß sei, wie sie es für die Yuggoth-Brut gewesen sei.

Und daher gab es einen Kult in K'naa, der sich der Verehrung Ghatanothoas widmete und ihm jedes Jahr zwölf junge Krieger und zwölf junge Mädchen opferte. Diese Opfer wurden auf brennenden Altären in dem Marmortempel am Fuß des Berges dargebracht, denn niemand wagte es, die Basaltfelsen des Yad-dith-Ghö zu erklimmen oder sich der zyklischen, vormenschlichen Festung auf seinem Gipfel zu nähern. Die Priester Ghatanothoas verfügten über ungeheure Macht, denn von ihnen allein hing es ab, ob K'naa und alle Länder von Mu vor dem Auftauchen Ghatanothoas aus seinen unterirdischen Höhlen bewahrt wurden.

Es gab in dem Land hundert Priester des Dunklen Gottes, unter dem Hohepriester Imash-Mo, der beim Nath-Fest vor König Thabou ging und stolz stehen blieb, während der König vor dem dhorischen Schrein niederkniete. Jeder Priester hatte ein Marmorhaus, eine Truhe mit Gold, zweihundert Sklaven und hundert Konkubinen und war Herr über Leben und Tod aller Bewohner von K'naa mit Ausnahme der Priester des Königs. Doch trotz dieser Verteidiger herrschte Furcht im Lande, Ghatanothoa könnte doch eines Tages aus den Tiefen heraufgleiten und den Berg herabkommen, um Schrecken und Versteinerung über die Menschheit zu bringen. In den späteren Jahren verboten die Priester sogar den Menschen, sich vorzustellen, wie Ghatanothoa aussehen könnte.

Es war im Jahr des Roten Mondes (nach von Junzts Berechnungen das Jahr 173 148 v. Chr.), daß zum erstenmal ein Mensch es wagte, sich gegen Ghatanothoa und seine unaussprechliche Bedrohung aufzulehnen. Dieser kühne Ketzler war T'yog, Hohepriester von Schab-Niggurath und Wächter des Kupfertempels der Ziege mit den tausend Jungen. T'yog hatte lange über die Macht der verschiedenen Götter nachgedacht und merkwürdige Träume und Offenbarungen über das Leben dieser und früherer Welten gehabt. So war er zu der Gewißheit gelangt, daß die den Menschen freundlich gesinnten Götter gegen die feindseligen Götter aufgeboten werden könnten, und er glaubte, daß Schab-Niggurath, Nug und Yeb ebenso wie der Schlangengott Yig bereit wären, sich gegen die Tyrannei Ghatanothoas mit dem Menschen zu verbünden.

Inspiziert von der Muttergottheit, schrieb T'yog eine seltsame Formel im hieratischen Naacal seines Ordens nieder, von der er glaubte, daß sie jeden, der sie bei sich trug, vor der Versteinerungskraft des Dunklen Gottes schützen würde. Mit einem solchen Schutz, so überlegte er, müßte es für einen kühnen Menschen möglich werden, die gefürchteten Basaltfelsen zu erklimmen und als erster Sterblicher die zyklische Festung zu betreten, unter der Ghatanothoa vor sich hinbrütete. Wenn er dem Gott erst einmal von Angesicht zu Angesicht gegenüberstände, mit der Macht Schab-Nigguraths und ihrer Söhne auf seiner Seite, müßte er, so glaubte T'yog, eigentlich in der Lage sein, den Gott niederzukämpfen und die Menschheit von seiner Bedrohung zu erlösen. Und wenn die Menschen erst einmal durch sein, T'yogs, Verdienst befreit wären, würde er Anspruch auf unbegrenzte Ehren erheben können. Alle Ehren der Priester Ghatanothoas würden zwangsläufig auf ihn übergehen, und dann wäre sogar die Königswürde oder der Rang eines Gottes für ihn in Reichweite.

So schrieb T'yog seine Schutzformel auf eine Rolle Pthagon (nach von Junzt die innere Haut der ausgestopften Yakith-Echse) und steckte diese in einen verzierten Zylinder aus dem Metall Lagh, dem Metall, das die Alten Wesen von Yuggoth mitgebracht hatten und das auf der Erde nicht vorkommt. Mit diesem Amulett im Gewände würde er gegen Ghatanothoa gefeit sein, ja es würde sogar die versteinerten Opfer des Dunklen Gottes wiederherstellen, falls dieses monströse Wesen jemals hervorkommen und mit seinen Verwüstungen beginnen sollte. Er erbot sich also, auf den gemiedenen und noch von keines Menschen Fuß betretenen Berg zu steigen, in die zyklische Zitadelle einzudringen und das schockierende Teufelswesen in seiner Höhle zu stellen. Was dann geschehen würde, darüber konnte er nicht einmal Mutmaßungen anstellen, aber die Hoffnung, zum Retter der Menschheit zu werden, bestärkte ihn in seinem Entschluß.

Er hatte jedoch nicht mit der Eifersucht und dem Egoismus von Ghatanothoas Priestern gerechnet. Kaum hatten diese von seinem Plan erfahren, als sie auch schon - um ihr Ansehen und ihre Privilegien für den Fall fürchtend, daß der dämonische Gott entthront würde - lautstark Einspruch gegen das sogenannte Sakrileg erhoben, mit der Begründung, daß kein Mensch gegen Ghatanothoa etwas ausrichten könne und jede Störung des Gottes diesen lediglich zu einem teuflischen Angriff auf die ganze Menschheit herausfordern würde, den kein Zauberer oder Priester würde abwenden können. Mit diesen Argumenten hofften sie, das Volk gegen T'yog aufzuwiegen zu können, doch die Sehnsucht der Menschen nach Freiheit von Ghatanothoa war so stark und ihr Vertrauen auf das Geschick und den Eifer von T'yog so groß, daß alle Proteste nichts ausrichteten. Selbst der König, im allgemeinen eine Marionette der Priester, weigerte sich, T'yogs wagemutige Pilgerfahrt zu untersagen.

Da taten die Priester Ghatanothoas heimlich, was sie öffentlich nicht erreicht hatten. Eines Nachts schlich sich der Hohepriester Imash-Mo zu T'yog in dessen Tempelkammer und entwendete dem Schlafenden den Metallzylinder; lautlos zog er die zauberkräftige Schriftrolle heraus und ersetzte sie durch eine andere, ganz ähnliche Rolle, die jedoch keinerlei Kraft gegen irgendeinen Gott oder Dämon besaß. Imash-Mo steckte den Zylinder wieder in das Gewand des Schlafenden und war es

zufrieden, denn es war sehr unwahrscheinlich, daß T'yog vor seinem Aufbruch noch einmal den Inhalt des Zylinders überprüfen würde. In dem Glauben, durch die echte Schriftrolle geschützt zu sein, würde der Ketzer auf den verbotenen Berg steigen - und Ghatanothoa würde, von keinem Zauber gehemmt, den Rest erledigen.

Ghatanothoas Priester konnten jetzt darauf verzichten, weiter gegen die Lästerung zu predigen. Sollte doch T'yog seinen Willen haben und sich ins Unglück stürzen. Sie würden die echte Rolle aufbewahren, den wahren, wirksamen Zauber, und sie von einem Hohepriester an den nächsten weitergeben, bis zu dem fernen Zeitpunkt, an dem es vielleicht nötig sein würde, dem Teufelsgott Widerpart zu bieten. So konnte Imash-Mo beruhigt Schlafengehen, nachdem er die echte Rolle in einen neuen Zylinder gesteckt hatte.

Im Morgengrauen des Tages der Himmelsflammen (eine Bezeichnung, die von Junzt nicht erläutert) brach T'yog unter den Gebeten und Gesängen des Volkes und mit König Thabous Segen zur Besteigung des gefürchteten Berges auf, mit einem Stock aus Tiathholz in der rechten Hand. In seinem Gewand steckte der Zylinder mit der vermeintlich zauberkräftigen Schriftrolle, denn er hatte den Betrug tatsächlich nicht bemerkt. Und auch die Tatsache, daß Imash-Mo und die anderen Priester Ghatanothoas für seine wohlbehaltene Rückkehr beteten, machte ihn nicht mißtrauisch.

Den ganzen Vormittag standen die Menschen und sahen zu, wie sich T'yogs immer kleiner werdende Gestalt die gemiedenen Basaltwände hinauf entfernte, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte, und viele standen auch noch da und schauten, lange nachdem er auf einem schmalen Felsband um den Berg herumgegangen und außer Sicht geraten war. In dieser Nacht meinten einige empfindsame Träumer, ein schwaches Beben zu verspüren, das den verhaßten Berg erschütterte, doch als sie davon erzählten, wurden sie nur verlacht. Am folgenden Tag stand eine große Menschenmenge betend am Fuß des Berges und fragte sich, wann T'yog zurückkehren würde. Und das gleiche taten sie auch am folgenden und am übernächsten Tag. Wochenlang hofften und warteten sie, und dann weinten sie. Doch T'yog, der die Menschheit hatte erretten wollen, ward nie mehr gesehen. Von da an schauderten die Menschen über T'yogs Anmaßung und versuchten, nicht an die Strafe zu denken, die ihn für seine Gottlosigkeit ereilt haben mochte. Und die Priester Ghatanothoas lächelten nur über diejenigen, die den Willen des Gottes beklagten oder sein Recht auf die Menschenopfer in Frage stellten. In späteren Jahren erfuhr das Volk von der List Imash-Mos, doch änderte dies nichts an der vorherrschenden Meinung, daß man Ghatanothoa besser in Frieden lassen sollte. Niemand wagte es mehr, sich gegen ihn aufzulehnen, und so zogen die Epochen vorüber, und König folgte auf König, Hohepriester auf Hohepriester, und Völker erstanden und gingen unter, und Länder tauchten aus dem Meer auf und sanken wieder zurück. Und nach vielen Jahrtausenden setzte der Verfall von K'naa ein, bis schließlich an einem schrecklichen Tag inmitten von Sturm und Unwetter, schaurigem Grollen und berghohen Wogen das ganze Land Mu für immer im Ozean versank.

Doch die uralten Geheimnisse gingen nicht unter, sondern pflanzten sich fort in

spätere Epochen. In fernen Ländern trafen sich graugesichtige Flüchtlinge, die das Toben des Seeungeheuers überlebt hatten, und fremde Himmel tranken den Rauch von Altären, die entschwundenen Göttern und Dämonen errichtet wurden. Obwohl niemand wußte, in welcher bodenlosen Tiefe der heilige Berg und die zyklonische Festung des gefürchteten Ghatanothoa gesunken waren, gab es immer noch Menschen, die seinen Namen murmelten und ihm unaussprechliche Opfer brachten, damit er nicht aus den Tiefen des Ozeans auftauche und Schrecken und Versteinerung über die Menschheit bringe.

Um die verstreuten Priester bildeten sich die Anfänge eines dunklen Geheimkults - geheim deshalb, weil die Menschen der neuen Länder andere Götter und Teufel hatten und von den Älteren und Fremden nur Schlechtes dachten -, und innerhalb dieses Kults geschahen viele schaurige Dinge und wurden viele merkwürdige Objekte verehrt. Es ging die Sage, daß eine gewisse Gruppe verschwiegener Priester noch immer den wahren Zauber gegen Ghatanothoa hütete, den Imash-Mo dem schlafenden T'yog entwendet hatte, obwohl niemand mehr die kryptischen Silben lesen oder verstehen oder auch nur mutmaßen konnte, in welchem Teil der verlorenen Welt von K'naa der gefürchtete Berg Yaddith-Gho und die titanische Festung des Teufelsgottes gestanden hatten.

Obwohl der Kult vor allem in den Gegenden des Pazifiks florierte, in denen einst Mu gelegen hatte, gab es Gerüchte über den geheimen und verabscheuungswürdigen Ghatanothoa-Kult auch im unglücklichen Atlantis und im gefürchteten Hochland von Leng. Von Junzt deutete an, daß er auch in dem sagenhaften unterirdischen Königreich K'nyan vertreten war und nannte klare Beweise dafür, daß er auch nach Ägypten, Chaldäa, Persien, China, die vergessenen semitischen Reiche Afrikas und nach Mexiko und Peru in der Neuen Welt vorgedrungen war. Er ließ auch sehr deutlich durchblicken, daß der Kult eng mit dem Hexenglauben in Europa zusammenhing, gegen den die Päpste mit ihren Bullen wenig auszurichten vermochten. Im großen und ganzen war jedoch das Abendland dem Kult nie sehr förderlich, und viele seiner Verästelungen wurden durch den Unmut des Volkes vernichtet, der immer dann aufflammte, wenn einzelne etwas von den schrecklichen Riten und unaussprechlichen Opfern erfuhren. Am Ende mußte der Kult wegen der Verfolgung ganz in den Untergrund gehen, doch wurde er niemals mit Strunk und Stiel ausgerottet. Irgendwie gelang es seinen Anhängern, ihn am Leben zu halten, vor allem im Fernen Osten und auf den Pazifik-Inseln, wo er in den esoterischen Lehren der polynesischen Areoiaufging.

Von Junzt machte beunruhigende Andeutungen über tatsächliche Kontakte mit dem Kult, so daß ich beim Lesen schauderte, als ich an die Gerüchte über seinen Tod dachte. Er sprach von der Entstehung bestimmter Vorstellungen über das Aussehen des Teufelsgottes - ein Wesen, das kein Mensch (vielleicht mit Ausnahme des allzu beherzten T'yog, der aber nie zurückgekehrt war) je gesehen hatte - und verglich diese gewohnheitsmäßige Spekulation mit dem Tabu, mit dem im alten Mu jeder Versuch belegt war, sich vorzustellen, wie das schreckliche Wesen aussehen mochte. Offenbar sprachen die Anhänger des Kults nur mit ehrfürchtiger Scheu über dieses Thema, mit einer Scheu, aus der jedoch auch eine morbide Neugier im

Hinblick auf das Wesen sprach, das Tyog möglicherweise in jenem schrecklichen, vormenschlichen Gebäude auf dem gefürchteten und jetzt versunkenen Berg gesehen harte, bevor er sein Ende (wenn es denn das Ende war) gefunden harte, und ich war seltsam beunruhigt von den vieldeutigen und hintersinnigen Anspielungen des deutschen Gelehrten auf dieses Thema.

Kaum weniger beunruhigend waren von Junzts Mutmaßungen über den Verbleib der gestohlenen Schriftrolle mit dem Zauberspruch gegen Ghatanothoa sowie darüber, welcher Verwendung diese Rolle schließlich zugeführt werden könnte. Obwohl ich fest überzeugt war, daß es sich bei der ganzen Sache nur um einen reinen Mythos handeln konnte, schauderte ich unwillkürlich bei dem Gedanken an eine mögliche Wiederkehr des monströsen Gottes und bei der Vorstellung, die Menschheit könnte unversehens in eine Rasse von Statuen verwandelt werden, deren jede ein lebendiges Gehirn enthalten würde, das auf Ewigkeit zu klarem Bewußtsein, jedoch absoluter Handlungsunfähigkeit verdammt wäre. Der alte Weise aus Düsseldorf hatte eine verteufelte Art, mehr anzudeuten, als er aussprach, und ich konnte verstehen, warum sein fluchwürdiges Buch in so vielen Ländern als gotteslästerlich, gefährlich und unrein verboten war.

Ich wand mich vor Abscheu, doch das Buch übte eine unselige Faszination aus, und ich konnte es nicht aus der Hand legen, bevor ich es nicht zu Ende gelesen hatte. Die angeblichen Reproduktionen von Ornamenten und Ideogrammen aus Mu ähnelten auf höchst erstaunliche Weise den Mustern auf dem seltsamen Zylinder und den Schriftzeichen auf der Rolle, und der ganze Bericht war gespickt mit Einzelheiten, die auf vage und dennoch irritierende Weise Zusammenhänge mit der schrecklichen Mumie ahnen ließen. Der Zylinder und die Rolle - der pazifische Schauplatz - die Behauptung des alten Kapitäns Weatherbee, die zyklopische Krypta, in der die Mumie gefunden wurde, hätte sich einst unter einem riesigen Gebäude befunden ... irgendwie war ich froh darüber, daß die vulkanische Insel wieder versunken war, ohne daß die massive Falltür geöffnet werden konnte.

Was ich im Schwarzen Buchlas, war ein diabolisch passendes Vorspiel zu den Pressemeldungen und eigenen Erlebnissen, die im Frühjahr 1932. auf mich zukamen. Ich kann mich kaum noch erinnern, wann mir zum erstenmal die immer häufiger werdenden Berichte über Polizeieinsätze gegen die sonderbaren und phantastischen religiösen Kulte im Orient und anderswo auffielen, aber spätestens im Mai oder Juni wurde mir klar, daß in aller Welt bizarre, mystische Geheimbünde, die normalerweise im Untergrund blieben und kaum von sich reden machten, plötzlich eine ungewohnte, überraschende Aktivität entfaltet hatten.

Ich hätte diese Berichte wahrscheinlich weder mit den Andeutungen von Junzts noch mit dem Presserummel über die Mumie und den Zylinder im Museum in Verbindung gebracht, wenn nicht gewisse bedeutsame Silben und auffällige Ähnlichkeiten in den Riten und Äußerungen der verschiedenen Geheimbündler in der Presse groß herausgestellt worden wären. So aber konnte ich nicht umhin, mit einiger Beunruhigung das häufige Auftauchen eines — wenn auch oft verstümmelten — Namens zu vermerken, der im Zentrum all dieser kultischen Riten zu stehen schien

und offenbar mit einer eigentümlichen Mischung aus Ehrerbietung und Grauen betrachtet wurde. Dieser Name erschien unter anderem in den Lesarten G'tanta, Tanotah, Than-Tha, Gatan und Ktan-Tah, und ich hätte gar nicht die Hinweise meiner inzwischen zahlreichen okkultistischen Briefpartner gebraucht, um in diesen Varianten eine schreckliche und suggestive Ähnlichkeit mit dem monströsen Namen zu sehen, den von Junzt als Ghatanothoa angab.

Es gab auch noch andere merkwürdige Dinge. Immer wieder waren in den Berichten verstohlene, ehrfürchtige Hinweise auf eine »echte Schriftrolle« zu finden, von der ungeheure Konsequenzen abzuhängen schienen und die sich angeblich im Gewahrsam eines gewissen »Nagob« befand, wer oder was immer das sein mochte. Ebenso stieß ich immer wieder auf einen Namen, der wie Tog, Tiok, Yog, Zob oder Yob klang und mich unwillkürlich an den Namen des glücklosen Häretikers T'yog aus dem Schwarzen Buchdenken ließ. Dieser Name tauchte im allgemeinen in kryptischen Redewendungen auf, wie zum Beispiel: »Es ist kein anderer als er«, »Er hatte sein Gesicht

gesehen«, »Er weiß alles, obwohl er weder sehen noch fühlen kann«, »Er hat durch die Äonen die Erinnerung bewahrt«, »Die echte Rolle wird ihn erlösen«, »Nagob hat die echte Rolle« oder »Er weiß, wo sie zu finden ist.«

Irgend etwas braute sich zusammen, und ich wunderte mich gar nicht, als die sensationslüsternen Sonntagszeitungen begannen, die absonderlichen kultischen Regungen der letzten Zeit mit den Legenden von Mu einerseits und der rätselhaften Mumie andererseits in Verbindung zu bringen. Es ist durchaus möglich, daß die verbreiteten Artikel in der ersten Welle der Publizität mit ihren beharrlichen Hinweisen auf die Zusammenhänge zwischen Mumie, Zylinder und Schriftrolle einerseits und der Erzählung im Schwarzen Buchandererseits sowie ihren phantastischen Spekulationen über die ganze Angelegenheit, den latenten Fanatismus von Hunderten dieser verstohlener Gruppen exotischer Sektierer weckten, an denen unsere komplexe Welt so reich ist. Und die Zeitungen hörten auch nicht auf, Öl ins Feuer zu gießen, denn die Berichte über die kultischen Aktivitäten waren noch sensationeller aufgemacht als die Artikel der ersten Welle.

Im weiteren Verlauf des Sommers machten die Museumswärter eine kuriose neue Beobachtung an den Besuchermassen, die nun wieder in das Museum strömten, nachdem der Andrang im Gefolge der ersten Presseberichte zwischendurch etwas nachgelassen hatte. Es waren immer häufiger Personen von fremdartigem, exotischem Aussehen darunter - dunkelhäutige Asiaten, langhaarige Sonderlinge und bärtige, braunhäutige Männer, die anscheinend nicht an europäische Kleidung gewöhnt waren - die sich unweigerlich nach dem Mumiensaal erkundigten und dann in geradezu ekstatischer Faszination das schreckenerregende pazifische Exemplar anstarrten. Eine gewisse stille, düstere Unterströmung in dieser Flut exzentrischer Ausländer fiel allen Wärtern auf, und auch ich selbst blieb keineswegs unbeeindruckt. Ich mußte unwillkürlich an die kultischen Umtriebe unter eben solchen Exoten wie diesen denken - und an die Verbindung dieser Umtriebe mit Mythen, die nur allzu eng mit der schrecklichen Mumie und ihrer Schriftrolle zusammenhingen.

Mitunter war ich fast versucht, die Mumie nicht mehr auszustellen, zumal nachdem

ein Wärter mir erzählt hatte, er habe mehrmals beobachtet, wie Ausländer seltsame Verbeugungen vor der Mumie gemacht hätten, und habe öfter auch seltsames, an rituelle Gesänge erinnerndes Gemurmel gehört, aber immer nur dann, wenn keine normalen Besucher im Mumiensaal waren. Einer der Wärter litt sogar unter einer merkwürdigen nervösen Halluzination im Zusammenhang mit der versteinerten Schreckgestalt in der einsamen Vitrine; er behauptete, er könnte sehen, wie sich in der krampfhaften Haltung der knöchigen Klauen und im angstverzerrten Ausdruck des ledernen Gesichts von Tag zu Tag minimale, fast unmerkliche Veränderungen vollzögen. Außerdem litt er unter der Zwangsvorstellung, daß diese schrecklichen, hervortretenden Augen sich jeden Moment öffnen könnten.

Anfang September, als der Andrang der Neugierigen etwas nachließ und der Mumiensaal öfter einmal leer war, unternahm einer der seltsamen Ausländer den Versuch, an die Mumie zu gelangen, indem er ein Stück aus dem Glas der Vitrine herausschnitt. Der Mann, ein dunkelhäutiger Polynesier, wurde jedoch von einem Wärter ertappt und überwältigt, bevor er Schaden anrichten konnte. Bei der anschließenden Untersuchung entpuppte sich der Bursche als ein Hawaiianer, der für seine Aktivitäten in gewissen religiösen Geheimkulten bekannt war und über ein umfangreiches Strafregister im Zusammenhang mit abnormen und unmenschlichen Riten und Opfern verfügte. Manche der Aufzeichnungen, die man in seinem Zimmer fand, waren in höchstem Grade rätselhaft und beunruhigend, darunter zahlreiche Blätter mit Hieroglyphen ganz ähnlich denen auf der Schriftrolle im Museum und in von Junzts Schwarzem Buch; er war aber durch nichts zu bewegen, irgendwelche Aussagen über diese Dinge zu machen.

Kaum eine Woche nach diesem Zwischenfall führte ein neuerlicher Versuch, zu der Mumie vorzudringen - diesmal durch Aufbrechen des Schlosses an der Vitrine —, zu einer zweiten Verhaftung. Der Übeltäter, ein Singhalese, hatte ein ebenso langes und unerfreuliches Sündenregister widerwärtiger Kultaktivitäten aufzuweisen wie der Hawaiianer und zeigte sich ebenso unwillig, der Polizei Auskunft zu geben. Besonders interessant wurde sein Fall dadurch, daß ein Wärter ihn schon vorher mehrmals dabei belauscht hatte, wie er einen merkwürdigen Singsang an die Mumie gerichtet hatte, in dem das Wort »T'yog« mehrmals vorgekommen war. Ich ließ daraufhin die Zahl der Wärter in der Mumienhalle verdoppeln und wies die Wärter an, das seltsame Exponat nie auch nur für einen Moment aus den Augen zu lassen.

Es läßt sich denken, daß die Presse diese beiden Vorfälle gebührend aufbauschte, die seltsamen Geschichten von dem sagenhaften, urzeitlichen Land Mu wieder aufnahm und rundweg behauptete, bei der rätselhaften Mumie handle es sich um niemand anderen als den tollkühnen Ketzler T'yog, der durch etwas, was er in der prähumanen Zitadelle gesehen hatte, versteinert worden sei und in diesem Zustand 175000<> Jahre der turbulenten Geschichte unseres Planeten überstanden hätte. Daß die seltsamen Ausländer Kulte repräsentierten, die sich bis auf Mu zurückverfolgen ließen, und daß sie die Mumie verehrten -oder vielleicht sogar versuchten, sie durch Zauberei und Beschwörungen ins Leben zurückzuholen -, wurde immer wieder auf die sensationellste Weise herausgestellt.

Die Artikelschreiber beriefen sich ausdrücklich auf die in den alten Legenden immer wiederkehrende Behauptung, das Gehirn von Ghatanothoas versteinerten Opfern bleibe unversehrt und bei Bewußtsein, und das diene ihnen als Ausgangspunkt für die abenteuerlichsten und unwahrscheinlichsten Spekulationen. Auch die Erwähnung einer »echten Rolle« wurde weidlich ausgeschlachtet - die vorherrschende Meinung war, daß es sich bei T'yogs gestohlenem Amulett um etwas handelte, das tatsächlich existierte, und daß die Kultmitglieder versuchten, es zu irgendeinem Zweck mit T'yog selbst in Kontakt zu bringen. Ein Ergebnis dieser Berichterstattung in den Zeitungen war, daß eine dritte Welle gaffender Besucher das Museum überschwemmte und die höllische Mumie sehen wollte, die im Mittelpunkt der ganzen seltsamen und beunruhigenden Geschichte stand.

Diese neuen Besucher, von denen viele mehrmals kamen, verbreiteten schließlich das Gerücht von dem sich verändernden Aussehen der Mumie. Ich nehme an, das Museumspersonal war trotz der beunruhigenden Beobachtung des nervösen Wärters einige Monate zuvor zu sehr an den Anblick seltsamer Ausstellungsstücke gewöhnt, um auf solche Einzelheiten zu achten. Auf jeden Fall machten erst aufgeregte Besucher die Wärter auf die allmähliche Mutation aufmerksam, die offenbar im Gange war. Fast gleichzeitig bekam die Presse Wind davon und hängte die Sache natürlich an die große Glocke.

Ich widmete der Angelegenheit selbstverständlich die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit und kam Mitte Oktober zu dem Schluß, daß bei der Mumie eindeutig ein Zerfallsprozeß eingesetzt hatte. Durch irgendwelche chemischen oder physikalischen Einflüsse in der Luft schienen die halb steinernen, halb ledernen Fasern allmählich zu erschlaffen, wodurch wahrnehmbare Änderungen in den Stellungen der Gliedmaßen und in bestimmten Details des angstverzerrten Gesichtsausdrucks hervorgerufen wurden. Nachdem ein halbes Jahrhundert lang keinerlei Verfallserscheinungen aufgetreten waren, war dies eine höchst betrübliche Entwicklung, und ich ließ den Präparator des Museums, Dr. Moore, das grausige Objekt mehrmals gründlich untersuchen. Er stellte eine allgemeine Erschlaffung und Erweichung fest und sprühte die Mumie zwei- oder dreimal mit adstringierenden Flüssigkeiten ein, wagte aber keine drastischere Behandlung, um den Verfallsprozeß nicht etwa noch zu beschleunigen.

Erstaunlich war, wie sich dies alles auf das Verhalten der Öffentlichkeit auswirkte. Bislang hatte jede neue Sensationsmeldung in der Presse neue Scharen gaffender und flüsternder Besucher ins Museum gebracht, doch jetzt schien die Öffentlichkeit trotz der nicht enden wollenden Zeitungsartikel über die Veränderung der Mumie diese so sehr zu fürchten, daß auch krankhafte Neugier kaum noch einen Besucher in das Museum lockte. Dieser Rückgang der Besucherzahlen ließ die absonderlichen Ausländer, die immer noch scharenweise ins Museum kamen, um so auffälliger erscheinen.

Am 18. November erlitt ein Peruaner indianischer Abstammung einen merkwürdigen hysterischen oder epileptischen Anfall vor der Mumie und schrie hinterher in seinem Krankenhausbett: »Es hat versucht, die Augen zu öffnen! - T'yog hat versucht, die Augen zu öffnen und mich anzusehen!« Ich war zu diesem Zeitpunkt schon fast

entschlossen, das Exponat nicht länger im Mumiensaal zu lassen, ließ mich aber bei einer Konferenz mit unseren sehr konservativen Direktoren überstimmen. Es war jedoch nicht zu übersehen, daß das Museum allmählich einen sehr beklagenswerten Ruf in dieser gutbürgerlichen Wohngegend bekam. Nach dem letzten Vorfall gab ich Anweisung, daß jeder Besucher sich ab sofort nur noch höchstens ein paar Minuten vor der monströsen pazifischen Reliquie aufhalten dürfe.

Am 2.4. November bemerkte einer der Wärter nach dem Schließen des Museums um fünf Uhr, daß die Mumie ihre Augen ganz leicht geöffnet hatte. Die Erscheinung war kaum wahrnehmbar - nur ein haarfeiner Streifen Hornhaut war bei beiden Augen unter den Lidern sichtbar —, aber es handelte sich trotzdem um ein höchst interessantes Phänomen. Dr. Moore, der eilends herbeigerufen wurde, wollte die Augäpfel mit einer Lupe untersuchen, stieß dabei jedoch an die Mumie an, und die ledrigen Lider schlossen sich wieder gänzlich. Vorsichtige Versuche, sie wieder zu öffnen, schlugen fehl, und Dr. Moore wollte keine energischeren Maßnahmen ergreifen. Als er mir dies alles telefonisch mitteilte, empfand ich eine wachsende Angst, die mir angesichts des scheinbar simplen Vorganges nicht recht plausibel erschien. Einen Moment lang teilte ich die landläufige Ansicht, daß irgendein böser, unfaßbarer Fluch aus unergründlichen Tiefen von Zeit und Raum düster drohend über dem Museum hing.

Zwei Tage später versuchte ein mürrischer Philippino, sich abends im Museum einschließen zu lassen. Nachdem er festgenommen und auf die Polizeiwache gebracht worden war, weigerte er sich sogar, seine Personalien anzugeben, und wurde als verdächtige Person in Haft genommen. Gleichzeitig hatten wir jedoch den Eindruck, daß die strenge Bewachung der Mumie die seltsamen Ausländer davor zurückscheuen ließ, das Museum in Scharen heimzusuchen. Jedenfalls ging die Zahl der exotischen Besucher nach dem Weitergehen-Erlaß deutlich zurück.

Am Donnerstag, dem ersten Dezember, geschah dann jedoch kurz nach Mitternacht etwas Furchtbares. Gegen ein Uhr ertönten grauenhafte Todesschreie aus dem Museum, und eine ganze Reihe entsetzter Anrufe von Nachbarn führten dazu, daß innerhalb weniger Minuten ein Polizeitrupp und mehrere Museumsangestellte, darunter auch ich selbst, vor dem Museum eintrafen. Einige der Polizisten umstellten das Gebäude, während andere zusammen mit den Angestellten vorsichtig in das Gebäude eindringen. Im Hauptkorridor fanden wir den Nachtwächter erdrosselt am Boden liegen - er hatte noch die Schlinge aus ostindischem Hanfseil um den Hals - und wir erkannten, daß sich trotz aller Vorsichtsmaßnahmen irgendein verbrecherischer Eindringling (oder mehrere) Zugang zum Museum verschafft hatte. Jetzt herrschte jedoch im ganzen Gebäude Grabesstille, und wir scheuten uns beinahe, die Treppen hinauf in den Flügel zu gehen, in dem, wie wir wußten, die Wurzel des Übels zu suchen war. Wir faßten etwas Mut, nachdem wir das ganze Gebäude mit dem Hauptschalter im Korridor hell beleuchtet hatten, und schlichen schließlich die geschwungene Treppe hinauf und durch den hohen Bogengang in den Mumiensaal.

Von diesem Punkt an wurden die veröffentlichten Berichte über den grausigen Fall

zensiert, denn wir waren alle der Meinung, daß es der Öffentlichkeit nicht zuträglich gewesen wäre, von den Dingen zu erfahren, auf deren Existenz wir anhand der weiteren Entwicklungen schließen mußten. Ich sagte, daß wir das ganze Gebäude hell erleuchteten, bevor wir die Treppe hinaufstiegen. In dem gleißenden Licht, das auf die glitzernden Vitrinen und ihren schaurigen Inhalt fiel, sahen wir nun die stummen Zeugen entsetzlicher Ereignisse, für die wir auch nicht die geringste vernünftige Erklärung hatten. Es hatte zwei Eindringlinge gegeben, die sich, wie wir hinterher feststellten, irgendwo in dem Gebäude versteckt haben mußten. Aber es stand fest, daß sie nie für den Mord an dem Wärter zur Rechenschaft gezogen werden würden. Sie hatten ihre Strafe bereits bekommen.

Der eine war ein Burmese und der andere ein Fidschi-Insulaner, beides Männer, die wegen ihrer Teilnahme an schrecklichen und widerwärtigen kultischen Handlungen polizeibekannt waren. Sie waren tot, und je länger wir sie ansahen, um so monströser und unbeschreiblicher erschien uns die Art, wie sie zu Tode gekommen waren. Beide Gesichter zeigten einen irrsinnigeren und unmenschlicheren Ausdruck von Angst, als ihn auch der älteste der Polizisten jemals gesehen hatte, doch im übrigen wiesen die beiden Leichname ganz erhebliche Unterschiede auf.

Der Burmese lag zusammengebrochen vor der Vitrine der namenlosen Mumie, aus der ein quadratisches Stück Glas säuberlich herausgeschnitten worden war. In der rechten Hand hielt er eine Schriftrolle aus dünnem, bläulichem Material, die, wie ich sofort sah, mit grauen Hieroglyphen bedeckt war -beinahe ein Duplikat der Rolle in dem merkwürdigen Zylinder in der Museumsbibliothek, obwohl bei der späteren Untersuchung eine Reihe feiner Unterschiede festgestellt wurden. Der Körper wies keine Spuren von Gewalteinwirkung auf, und angesichts des grauenhaft verzerrten Gesichts konnten wir nur schließen, daß der Mann aus schierer Angst gestorben war.

Den größten Schock versetzte uns jedoch der Fidschi-Insulaner, der dicht neben dem anderen Leichnam lag. Einer der Polizisten war der erste, der ihn anrührte, und der Schreckensschrei, den er ausstieß, war ebenfalls in der ganzen Nachbarschaft zu hören. Wir hätten es uns angesichts der tödlichen grauen Farbe des angstverzerrten, einstmals schwarzen Gesichts und der knochigen Hände - von denen eine noch eine Taschenlampe umklammerte - denken können, daß etwas Unerklärliches passiert sein mußte, doch kein einziger von uns war auf das gefaßt, was die zögernde Berührung des Beamten zutage brachte. Auch heute noch überwältigen mich Angst und Abscheu, wenn ich daran denke. Um es kurz zu machen - der unglückselige Eindringling, der noch vor weniger als einer Stunde ein gesunder, lebendiger Melanesier und voller Neugier auf unbekannte Schrecknisse gewesen war, lag nun hier als starre, aschgraue Versteinerung mit lederartiger Oberfläche vor uns, in jeder Hinsicht vergleichbar mit der gebückten, uralten Mumie in der aufgebrochenen Vitrine.

Doch das war nicht das Schlimmste. Was alle anderen Schrecknisse übertraf und unsere schockierte Aufmerksamkeit schon auf sich zog, bevor wir uns den leblosen Körpern auf dem Boden zuwandten, war der Zustand der schrecklichen Mumie selbst. Jetzt konnte man nicht mehr von vagen und kaum merklichen Veränderungen

sprechen, denn sie hatte eine ganz andere Haltung eingenommen. Sie war, ganz im Gegensatz zu ihrer bisherigen Starrheit, schlaff in sich zusammengesackt, die knochigen Hände waren herabgesunken, so daß sie das ledrige, angstverzerrte Gesicht kaum noch verdeckten, und - der Himmel steh' uns bei! - ihre höllischen hervortretenden Augen waren weit aufgerissen und schienen direkt auf die zwei Eindringlinge zu starren, die vor Angst oder Schlimmerem gestorben waren. Dieses schaurige Starren wie von einem toten Fisch war von hypnotischer Kraft, und es ging uns ständig nach, während wir die Körper der Eindringlinge untersuchten. Es übte eine diabolische Wirkung auf unsere Nerven aus, denn irgendwie spürten wir, daß eine seltsame Starre uns überfiel und uns bei den einfachsten Bewegungen behinderte, eine Starre, die später seltsamerweise wieder völlig verschwand, als wir die Schriftrolle mit den Hieroglyphen herumgehen ließen. In kurzen Abständen spürte ich, wie mein Blick unwiderstehlich zu diesen schrecklichen Glotzaugen in der Vitrine hingezogen wurde, und als ich sie nach der Untersuchung der Leichname wieder betrachtete, meinte ich, etwas ganz Einzigartiges an der glasigen Oberfläche der dunklen und wunderbar konservierten Pupillen zu erkennen. Je länger ich sie ansah, um so mehr faszinierten sie mich, und so ging ich schließlich - trotz der Starre in den Gliedern - in mein Büro hinunter, um eine besonders starke Lupe zu holen. Mit dieser untersuchte ich nun die Pupillen der Fischaugen sehr sorgfältig, während die anderen mich erwartungsvoll umstanden.

Ich war stets ziemlich skeptisch gegenüber der Theorie gewesen, daß Szenen und Objekte beim Tod oder im Koma auf der Retina des Auges gewissermaßen fotografisch festgehalten werden, doch kaum hatte ich durch die Lupe gesehen, als ich erkannte, daß sich in der glasigen, aufgewölbten Optik dieses namenlosen Wesens aus unvordenklichen Zeiten etwas anderes spiegelte als der Raum, in dem wir uns befanden. Ich war sicher, daß sich auf der uralten Netzhaut eine Szene abgebildet hatte, und ich konnte nicht bezweifeln, daß es das Letzte war, was diese Augen im letzten Moment des Lebens gesehen hatten - also vor ungezählten Jahrtausenden. Das Bild schien allmählich zu verblassen, und mit zitternden Fingern versuchte ich, noch eine weitere Linse in die Lupe einzusetzen. Es mußte aber klar und deutlich, wenn auch unendlich klein gewesen sein, als es - ausgelöst durch irgendeinen Zauber oder eine Handlung - plötzlich vor den Eindringlingen erschienen war, die sich darüber zu Tode erschreckt hatten. Mit der Zusatzlinse erkannte ich nun viele Details, die zunächst unsichtbar gewesen waren, und die Umstehenden lauschten gebannt dem Wortschwall, mit dem ich zu beschreiben suchte, was ich sah.

Denn hier und jetzt, im Jahre 1931, sah ein Mann in der Stadt Boston etwas vor sich, was zu einer unbekanntenen und unendlich fremden Welt gehörte, einer Welt, die schon vor Äonen vom Antlitz der Erde und aus dem Gedächtnis der Menschen verschwunden war. Ich sah einen riesigen Raum, einen Saal aus zyklonischem Mauerwerk, und es schien mir, als sähe ich ihn von einer seiner Ecken aus. An den Wänden waren Reliefs von so schrecklicher Art, daß ihre lästerliche Bestialität mir selbst in dieser unvollkommenen Wiedergabe Übelkeit verursachte. Ich konnte nicht glauben, daß die Schöpfer dieser Bildwerke Menschen gewesen waren oder auch

nur jemals Menschen gesehen hatten, als sie die fürchterlichen Gestalten formten, die den Betrachter anglotzten. In der Mitte des Saals befand sich eine kolossale steinerne Falltür, die geöffnet war, um den Aufstieg irgendeines Objekts aus der Tiefe zu ermöglichen. Dieses Objekt hätte deutlich zu sehen sein müssen - und war es wohl auch gewesen, als die Augen sich zum erstenmal vor den Eindringlingen öffneten -, verschwamm jedoch unter meiner Lupe zu einem monströsen Schleier.

Ich hatte, nachdem ich die Lupe auf noch stärkere Vergrößerung eingestellt hatte, nur das rechte Auge untersucht. Einen Moment später wünschte ich mir, ich hätte es dabei bewenden lassen. Aber mich hatte der Eifer des Entdeckers gepackt, und so richtete ich meine starke Lupe auch auf das linke Auge der Mumie, in der Hoffnung, dort ein noch nicht so stark verblaßtes Bild auf der Retina zu finden. Da meine Hände vor Erregung zitterten und durch den erwähnten unerklärlichen Einfluß unnatürlich steif waren, dauerte es eine Weile, bis ich das Bild in voller Schärfe sah, und da merkte ich, daß es tatsächlich viel besser erhalten war als das in dem anderen Auge. Nur einen Sekundenbruchteil lang sah ich das unerträgliche Ding, das durch die riesige Falltür in dieser zyklischen, unvorstellbar archaischen Krypta einer verlorenen Welt aufquoll, und dann brach ich mit einem unartikulierten Schrei zusammen, dessentwegen ich mich nicht einmal schäme.

Als ich wieder zu mir kam, war in keinem der beiden Augen der monströsen Mumie mehr ein Bild zu erkennen. Sergeant Keefe von der Polizei stellte dies mit Hilfe meiner Lupe fest, denn ich konnte es nicht über mich bringen, mich noch einmal dieser Abnormität zuzuwenden. Und ich dankte allen Mächten des Kosmos, daß ich nicht schon früher in die Augen gesehen hatte. Es bedurfte all meiner Entschlußkraft und langen Zuredens, daß ich berichtete, was ich in dem schrecklichen Augenblick der Enthüllung gesehen hatte. Ich fand ohnehin meine Sprache erst wieder, als wir uns alle ins Büro im Erdgeschoß zurückgezogen hatten, außer Sicht des dämonischen Dings, das nicht sein konnte. Denn ich hatte inzwischen die schrecklichsten und phantastischsten Vorstellungen über die Mumie und ihre glasigen, hervortretenden Augen. Ich bildete mir ein, eine Art höllisches Bewußtsein darin wahrgenommen zu haben, das alles registrierte, was vor ihm geschah, und vergeblich versuchte, über einen Abgrund der Zeit hinweg eine furchtbare Botschaft zu vermitteln. Das war Wahnsinn, aber ich hielt es zuletzt doch für besser zu sagen, was ich glaubte gesehen zu haben.

Ich brauchte nicht viele Worte zu machen. Was ich da aus der gähnenden Falltür in der zyklischen Krypta hatte aufwallen sehen, war eine so unglaubliche Monstrosität gewesen, daß ich die Fähigkeit des Originals, durch seinen bloßen Anblick zu töten, keinen Moment lang bezweifeln konnte. Auch jetzt ist es mir noch unmöglich, es auch nur annähernd mit Worten zu schildern. Ich könnte sagen, es war gigantisch - semiamorph - plastisch - halb schuppig und halb runzlig - mit Tentakeln - Rüsseln - Krakenaugen - Hu! Aber nichts, was ich sagen könnte, vermöchte auch nur anzudeuten, welch widerwärtiges, heillooses, unmenschliches, extragalaktisches Grauen und welch unaussprechliche Bosheit und Niedertracht von dieser entsetzlichen Ausgeburt des schwarzen Chaos und der unendlichen Nacht ausgingen. Während ich dies schreibe, verursacht mir allein die Erinnerung schon wieder

Schwindel und Ekel. Während ich den versammelten Männern in dem Büro den Anblick schilderte, mußte ich all meine Kräfte aufbieten, um das eben erst wiedererlangte Bewußtsein nicht abermals zu verlieren.

Und meine Zuhörer waren nicht weniger bewegt. Eine Viertelstunde lang sprach nicht einer lauter als im Flüsterton, und sie raunten sich mit verstohlenen Blicken zu, was ihnen von den Schrecknissen im Schwarzen Buchins Gedächtnis kam, bis hin zu den jüngsten Zeitungsartikeln über kultische Umtriebe und zu den unheilvollen Ereignissen im Museum. Ghatanothoa... Selbst das kleinste vollkommene Abbild von ihm konnte versteinern - T'yog - die falsche Schriftrolle - er kam nie zurück - die echte Rolle, mit der sich die Versteinerung ganz oder teilweise aufheben ließ - war sie erhalten ? - die höllischen Kulte - die im Museum vernommenen Sätze - »Es ist kein anderer als er« - »Er hatte sein Gesicht gesehen« - »Er weiß alles, obwohl er weder sehen noch fühlen kann« - »Er hat durch die Äonen die Erinnerung bewahrt« - »Die echte Rolle wird ihn erlösen« - »Nagob hat die echte Rolle« - »Er kann sagen, wo sie zu finden ist«.

Erst das wohlthätige Morgengrauen brachte uns wieder zur Vernunft zurück, einer Vernunft, die uns bewog, das, was ich gesehen hatte, für immer auf sich beruhen zu lassen, als etwas, das nicht erklärt werden konnte, an das nie mehr gedacht werden durfte.

Wir gaben nur unvollständige Berichte an die Presse und versicherten uns später der Mitarbeit der Zeitungen, um andere Einzelheiten zu unterdrücken. Als beispielsweise die Autopsie ergab, daß das Gehirn und mehrere andere innere Organe des versteinerten Fidschi-Insulaners noch frisch und unversteint waren, obwohl sie durch die Versteinerung des äußeren Fleisches hermetisch abgeschlossen waren - eine Anomalie, über die sich die Ärzte bis zum heutigen Tage die Köpfe zerbrechen -, wollten wir keinen Aufruhr verursachen. Wir wußten nur allzu gut, was die Sensationspresse angesichts der Gerüchte über das intakte Gehirn und ungeschmälerte Bewußtsein von Ghatanothoas halb steinernen, halb ledernen Opfern aus diesem Detail machen würde.

So beschränkten sich die Zeitungsleute darauf, zu berichten, daß der Mann, der die Rolle mit den Hieroglyphen in der Hand gehalten und diese offenbar durch die Öffnung in der Glasscheibe auf die Mumie geworfen hatte, nicht versteinert wurde, während der Mann, der die Rolle nichtgehalten hatte, versteinert wurde. Als die Presse gewisse Experimente von uns verlangte - etwa daß wir die Rolle sowohl an den versteinerten Körper des Fidschi-Insulaners als auch an die Mumie selbst halten sollten -, lehnten wir es indigniert ab, uns solchem abergläubischem Unsinn zu fügen. Die Mumie wurde natürlich von Stund an der Öffentlichkeit vorenthalten und ins Laboratorium des Museums gebracht, um dort von medizinischen Kapazitäten einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen zu werden. In Anbetracht der vergangenen Ereignisse ließen wir sie streng bewachen, aber trotzdem versuchte jemand am fünften Dezember um 1.45 Uhr morgens in das Museum einzudringen. Der Plan wurde durch die einwandfrei funktionierende Alarmanlage vereitelt, doch der oder die Verbrecher konnten unglücklicherweise entkommen.

Daß darüber hinaus nichts an die Öffentlichkeit drang, dafür bin ich zutiefst dankbar.

Ich wünschte, es gäbe tatsächlich nicht mehr zu berichten. Aber einiges wird natürlich durchsickern, und falls mir etwas zustoßen sollte, weiß ich nicht, was meine Testamentsvollstrecker mit diesem Manuskript tun werden, doch zumindest wird der Fall nicht mehr frisch im Gedächtnis der Öffentlichkeit sein, wenn die Enthüllung stattfindet. Außerdem wird niemand den Tatsachen Glauben schenken, wenn sie endlich an den Tag kommen. Das ist das Kuriose an den Massen. Wenn ihre Revolverblätter irgendwelche Andeutungen machen, sind sie bereit, alles zu glauben, doch wenn tatsächlich eine stupende und abnorme Enthüllung stattfindet, lachen sie nur und halten alles für erlogen. Wahrscheinlich ist es auch besser so.

Ich sagte, daß eine wissenschaftliche Untersuchung der schrecklichen Mumie geplant war. Diese fand am achten Dezember statt, genau eine Woche nach den letzten schaurigen Ereignissen, und wurde von dem hervorragenden Dr. William Minot in Zusammenarbeit mit Wentworth Moore, dem Präparator des Museums, durchgeführt. Dr. Minot war eine Woche zuvor bei der Autopsie des versteinerten Fidschi-Insulaners zugegen gewesen. Außerdem waren die Herren Lawrence Cabot und Dudley Saltonstall als Treuhänder des Museums, die Doktoren Mason, Wells und Carver vom Museum, zwei Pressevertreter und ich selbst anwesend. Während der einen Woche hatte sich der Zustand der Mumie nicht erkennbar verändert, obwohl eine gewisse Erschlaffung der Gewebe dazu geführt hatte, daß sich die glasigen, offenen Augen von Zeit zu Zeit leicht verschoben. Alle scheuten sich, das Ding anzusehen, denn der Eindruck, daß die Mumie einen ruhig und bewußt betrachtete, war schier unerträglich geworden, und ich selbst konnte mich nur mit äußerster Anstrengung überwinden, der Untersuchung beizuwohnen.

Dr. Minot erschien kurz nach 13 Uhr und begann sofort mit seiner Untersuchung der Mumie. Unter seinen Händen zerfiel das Gewebe zusehends, und in Anbetracht dieser Tatsache und unserer Mitteilungen über die allmähliche Erschlaffung des Exemplars seit dem ersten Oktober kam er zu dem Schluß, daß eine gründliche Sezierung vorzunehmen sei, bevor weitere Veränderungen eintreten würden. Da die geeigneten Instrumente im Labor vorhanden waren, ging er sofort an die Arbeit und äußerte oft lautstark sein Erstaunen über die eigenartig fibröse Natur der grauen, mumifizierten Substanz.

Aber viel größer noch war seine Überraschung, als er den ersten tiefen Einschnitt vornahm, denn aus diesem Schnitt tröpfelte langsam eine dicke karminrote Flüssigkeit, über deren Art es trotz der unendlichen Zeiträume, die seit dem Leben dieser höllischen Mumie vergangen waren, nicht den geringsten Zweifel geben konnte. Noch einige kräftige Einschnitte legten verschiedene Organe frei, die in erstaunlichem Maße unversteint, und doch vollkommen erhalten waren - sie waren alle intakt, außer an Stellen, wo Beschädigungen des versteinerten Äußeren Fehlbildungen oder Zerstörungen hervorgerufen hatten. Die Ähnlichkeit dieses Zustands mit dem des vor Angst gestorbenen Fidschi-Insulaners war so frappierend, daß es dem berühmten Arzt vor Verwunderung den Atem verschlug. Die Vollkommenheit dieser gespenstischen, hervortretenden Augen war unheimlich, und ihr Zustand im Hinblick auf die Versteinerung war sehr schwer festzustellen. Um 15.30 Uhr wurde die Gehirnschale geöffnet, und zehn Minuten später

verpflichteten sich alle Anwesenden durch Eid auf eine Verschwiegenheit, die nur so vorsichtige Dokumente wie dieses Manuskript je modifizieren werden. Sogar die beiden Reporter waren sofort bereit, sich zum Schweigen zu verpflichten. Denn die Öffnung hatte ein pulsierendes, lebendes Gehirn freigelegt.

DER FLUCH DES YIG von Zealia Bishop und H. P. Lovecraft

Im Jahre 1925 fuhr ich nach Oklahoma, wo ich mich nach Schlangengeschichten umhören wollte, und seither habe ich eine Schlangenfurcht, die mich mein Leben lang nicht mehr verlassen wird. Ich gebe zu, daß diese Furcht töricht ist, denn es gibt natürliche Erklärungen für alles, was ich sah und hörte, aber ich kann sie trotzdem nicht abschütteln. Wenn es nur die alte Geschichte gewesen wäre, hätte ich mich nicht so sehr aus der Fassung bringen lassen. Durch meine Arbeit als Ethnologe - ich bin Spezialist für die Volkskunde der nordamerikanischen Indianer - habe ich schon so viele extravagante Legenden kennengelernt, daß ich nicht mehr so leicht zu erschüttern bin, und ich weiß, daß einfache Weiße den Rothäuten manchmal durchaus überlegen sein können, wenn es um die Erfindung von Phantasiengeschichten geht. Nie werde ich jedoch vergessen können, was ich mit eigenen Augen in der Irrenanstalt in Guthrie sah.

Ich stattete der Anstalt einen Besuch ab, weil einige der ältesten Siedler mir gesagt hatten, ich würde dort auf wichtige Dinge stoßen. Weder die Indianer noch die Weißen wollten mit mir über die Schlangengott-Legenden sprechen, denen ich auf der Spur war. Die Neulinge, die der Ölboom ins Land gelockt hatte, wußten über solche Dinge natürlich nicht Bescheid, und die Indianer und die alten Pioniere hatten offenbar Angst, darüber zu sprechen. Nicht mehr als sechs oder sieben Leute erwähnten die Irrenanstalt, und auch die sprachen nur leise und hinter vorgehaltener Hand darüber. Aber diese Flüsterer sagten mir, daß Dr. McNeill mir eine schreckliche Reliquie zeigen und mir alles sagen könne, was ich zu wissen beehrte. Er könne mir erklären, warum Yig, der halb menschliche Vater der Schlangen, im Innern des Staates Oklahoma ein gemiedenes und gefürchtetes Objekt sei und warum die alten Siedler über die geheimen indianischen Orgien schauderten, die an Herbsttagen und -Nächten einsame Gegenden im unablässigen Getrommel der Tom-Toms erdröhnen ließen.

Wie ein Spürhund, der Witterung aufgenommen hat, wählte ich den kürzesten Weg nach Guthrie, denn ich hatte schon viele Jahre mit der Erforschung der Schlangenverehrung bei den Indianern zugebracht. Aus zahlreichen, kaum verschlüsselten Hinweisen in Legenden und archäologischen Überresten hatte ich geschlossen, daß der große Quetzalcoatl - der gütige Schlangengott der Mexikaner - einen älteren, dunkleren Vorläufer gehabt hatte, und in den letzten Monaten hatte ich auf ausgedehnten Forschungsreisen von Guatemala bis zu den Ebenen Oklahomas schon fast den Beweis dafür gefunden. Aber alles war noch irgendwie unvollständig und in der Schwebe, denn nördlich der Grenze war der Schlangenkult von einer

Mauer der Angst und des Schweigens umgeben.

Jetzt schien es, daß sich mir eine neue, ergiebige Informationsquelle erschließen sollte, und ich suchte gleich nach meiner Ankunft den Leiter der Irrenanstalt auf, dem ich meine Wißbegier nicht verhehlte. McNeill war ein kleiner, glattrasierter Mann in fortgeschrittenen Jahren, und seine Sprache und seine Umgangsformen sagten mir sofort, daß ich es mit einem Gelehrten zu tun hatte, der auch über sein eigenes Fach hinaus auf mancherlei Gebieten bewandert war. Ernst und skeptisch, als ich ihm mein Anliegen erläuterte, prüfte er sorgfältig und mit nachdenklicher Miene meine Referenzen und den Empfehlungsbrief, den mir ein früherer Indianerhändler mitgegeben hatte.

»So, so. Sie haben sich also mit der Yig-Legende befaßt«, meinte er gravitatisch.

»Ich weiß, daß da viele unserer Ethnologen in Oklahoma eine Verbindung mit Quetzalcoatl herstellen wollen, aber ich glaube nicht, daß irgendeiner von ihnen die Zwischenstufen alle genau erforscht hat. Für einen jungen Mann, der Sie offenbar noch sind, haben Sie bemerkenswerte Arbeit geleistet, und ich sehe keinen Grund, weshalb wir Ihnen nicht alle Daten überlassen sollten, über die wir verfügen.

Ich vermute, daß weder der alte Bürgermeister Moore noch irgendeiner der anderen Ihnen gesagt hat, was ich hier habe. Sie reden nicht gerne darüber, und ich eigentlich auch nicht. Es ist zutiefst tragisch und schrecklich, aber mehr steckt nicht dahinter.

Ich weigere mich, irgend etwas Übersinnliches darin zu sehen. Es gibt eine Geschichte darüber, die ich Ihnen erzählen werde, nachdem Sie es gesehen haben, eine verteuft tragische Geschichte, die jedoch nichts mit Magie zu tun hat. Sie beweist lediglich, welche Macht doch der Glaube über manche Menschen hat. Ich gebe zu, es gibt Augenblicke, in denen ich einen Schauer empfinde, der nicht nur körperlich ist, aber bei Tage schiebe ich dann wieder alles auf meine Nerven. Ich bin leider Gottes nicht mehr der Jüngste!

Um zur Sache zu kommen: Was ich hier habe, ist etwas, das man ein Opfer von Yigs Fluch nennen könnte, ein körperlich lebendes Opfer. Die meisten unserer Pfleger bekommen es nie zu sehen, obwohl sie zum größten Teil wissen, daß es da ist. Ich habe zwei zuverlässige alte Pfleger, die es füttern und sein Quartier sauberhalten; früher waren es drei, aber der gute alte Stevens ist vor ein paar Jahren von uns gegangen. Wahrscheinlich werde ich schon ziemlich bald eine neue Gruppe einweisen müssen; das Ding scheint nämlich kaum zu altern oder sich sonstwie zu verändern, und wir alten Knaben werden ja auch nicht ewig leben. Vielleicht werden sich schon in naher Zukunft die Moralvorstellungen so ändern, daß es uns erlaubt sein wird, es zu erlösen, aber genau kann man das nicht wissen.

Haben Sie das einzelne Milchglasfenster im Keller drüben im Ostflügel gesehen, als Sie die Auffahrt heraufkamen? Das ist das Zimmer. Ich gehe jetzt persönlich mit Ihnen dorthin. Sie brauchen nichts zu sagen. Schauen Sie nur durch das Schiebefenster in der Tür und danken Sie Gott, daß das Licht nicht heller ist. Hinterher erzähle ich Ihnen dann die Geschichte - soweit ich sie noch zusammenbekomme.«

Wir gingen rasch die Treppe hinunter und sagten nichts, als wir die verlassenenen Korridore im Untergeschoß entlangliefen. Dr. McNeill schloß eine grau gestrichene

Stahltür auf, aber dahinter lag noch ein Gang. Schließlich blieb er vor einer Tür mit der Aufschrift B n6 stehen, öffnete ein kleines Beobachtungsfenster, das er nur erreichte, wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte, und hieb mehrmals mit der Faust auf das gestrichene Metall, wie um den Insassen zu wecken.

Ein stechender Geruch kam aus der Öffnung, und mir schien, daß ein tiefes, zischendes Geräusch von drinnen auf das Pochen des Arztes antwortete. Dieser bedeutete mir nun, an das Guckloch zu treten, und ich folgte der Aufforderung, wenn auch nur mit einem seltsamen Widerstreben, das ich mir nicht erklären konnte. Das vergitterte Milchglasfenster an der Außenmauer dicht über dem Boden ließ nur einen schwachen Lichtschein herein, und ich mußte mehrere Sekunden in die übelriechende Höhle schauen, bevor ich sah, was da auf dem strohbedeckten Boden kroch und sich schlängelte und von Zeit zu Zeit ein leises Zischen hören ließ. Dann begannen die schattenhaften Umrisse Gestalt anzunehmen, und ich erkannte, daß das sich windende Wesen eine entfernte Ähnlichkeit mit einem flach auf dem Bauch liegenden menschlichen Körper hatte. Ich mußte mich an der Türklinke festhalten, weil ich fühlte, wie ich schwach wurde.

Das Wesen war fast so groß wie ein Mensch und völlig nackt. Es war absolut unbehaart und sein bräunlicher Rücken wirkte in dem düsteren, gespenstischen Licht irgendwie schuppig. Um die Schultern war es gesprenkelt, und der Kopf war merkwürdig abgeplattet. Als es aufschaute und mich anzischte, sah ich, daß die kleinen schwarzen Knopfaugen verteufelt anthropoid wirkten, aber ich konnte es nicht ertragen, sie längere Zeit anzusehen. Sie starrten mich mit schrecklicher Hartnäckigkeit an, so daß ich erschrocken das Schiebetürchen schloß und die Kreatur in ihrem dämmrigen, mit Stroh ausgelegten Raum sich selbst überließ. Offenbar schwankte ich ein bißchen, denn der Arzt hielt mich leicht am Arm, während wir uns von der Tür entfernten. Ich stammelte immer wieder: »Aabber, um Himmels willen, was ist denn das?«

Dr. McNeill erzählte mir die Geschichte in seinem Privatbüro, während ich ihm gegenüber ermattet in einem Sessel saß. Das Gold und Karmin des späten Nachmittags wandelte sich zum Violett der Dämmerung, aber ich saß immer noch fassungslos und unbeweglich da. Jedesmal, wenn das Telefon läutete oder der Summer ertönte, fuhr ich zusammen, und ich verwünschte insgeheim die Schwestern und Pfleger, die ab und zu an die Tür klopfen, um den Arzt in das vordere Büro zu rufen. Es wurde Nacht, und ich war froh, daß mein Gastgeber alle Lampen anknipste. Ich war zwar Wissenschaftler, aber mein Forschergeist war fast vollständig einer fürchterlichen Angst gewichen, wie sie ein kleiner Junge empfinden mag, wenn abends am Kamin Hexenmärchen erzählt werden.

Ich erfuhr, daß Yig, der Schlangengott der zentralen Präriestämme - in denen wahrscheinlich der südlichere Gott Quetzalcoatl oder Kukulcan seinen Ursprung hatte - offenbar ein merkwürdiges, halb-anthropomorphes Teufelswesen von höchst launischem Wesen war. Er war nicht gänzlich böse und im allgemeinen denen recht wohlgesinnt, die ihm und seinen Kindern, den Schlangen, den gebotenen Respekt erwiesen; im Herbst zeigte er jedoc himmer eine ganz ungewohnte Raubgier und mußte durch geeignete Riten vertrieben werden. Das war der Grund, weshalb die

Tom-Toms im Land der Pawnee, Wichita und Caddo im August, September und Oktober Woche für Woche unablässig geschlagen wurden und die Mediziner mit Rasseln und Pfeifen merkwürdige Geräusche machten, die denen der Azteken und Maya auf seltsame Weise ähnelten.

Yigs Hauptmerkmal war die hingebungsvolle Liebe zu seinen Kindern, eine Hingabe, die so groß war, daß die Rothäute beinahe Angst hatten, sich vor den giftigen Klapperschlangen zu schützen, die es in der Gegend massenweise gab.

Schauergeschichten berichteten von seiner Rache an Sterblichen, die ihn lästerten oder seinen Schlangenkindern etwas antaten; solche Menschen quälte er und verwandelte sie anschließend in gefleckte Schlangen.

In der alten Zeit des Indianer-Territoriums, so fuhr der Arzt fort, wurde noch kein so großes Geheimnis aus Yig gemacht. Die Präriestämme, die weniger vorsichtig waren als die Wüstennomaden und die Pueblos, sprachen ganz offen mit den ersten Indianerhändlern über ihre Legenden und herbstlichen Zeremonien, so daß sich ihre Sagen recht weit über die benachbarten, von Weißen besiedelten Gebiete verbreiteten. Die große Angst setzte erst im Jahre neunundachtzig ein, als Gerüchte von schrecklichen Vorkommnissen umgingen und die Gerüchte durch ebenso schreckliche wie unabweisliche Tatsachen bestätigt zu werden schienen. Die Indianer sagten, die Weißen verstünden es nicht, mit Yig auszukommen, und die Siedler nahmen diese Theorie anschließend für bare Münze. Von da an war kein älterer Mensch im Innern des Staates Oklahoma, mochte er weiß oder rot sein, mehr zu bewegen, etwas über den Schlangengott zu verraten, was über vage Andeutungen hinausging. Dabei war, wie der Arzt mit beinahe übertriebener Betonung hinzufügte, das einzige wirklich authentische Schrecknis etwas gewesen, was man eher als Tragödie denn als Hexerei bezeichnen mußte. Es war alles sehr real und grausam, selbst in der letzten Phase, die so großes Aufsehen erregt hatte.

Dr. McNeill machte eine Pause und räusperte sich, bevor er zu seiner eigentlichen Geschichte kam, und ich spürte ein erwartungsvolles Kribbeln, wie wenn im Theater der Vorhang hochgeht. Die Sache hatte angefangen, als Walker Davis und seine Frau Audrey im Frühjahr 1889 Arkansas verließen, um sich in den zur Besiedlung freigegebenen neuen Gebieten niederzulassen, und das Ende hatte sich im Land der Wichitas abgespielt, nördlich vom Wichita River, im heutigen Kreis Caddo. Es gibt dort einen kleinen Ort namens Binger, der an der Eisenbahnlinie liegt, sich aber im übrigen weniger stark verändert hat als die Orte in anderen Teilen Oklahomas. Dort leben die Menschen immer noch - wenn auch inzwischen recht gut - von Ackerbau und Viehzucht, denn die großen Ölfelder reichen nicht bis in diese Gegend.

Walker und Audrey waren aus dem Kreis Franklin in den Ozarks gekommen, mit einem Planwagen, zwei Maultieren, einem alten, nutzlosen Hund namens »Wolf« und ihrem ganzen Hausrat. Sie waren typische Leute aus den Bergen, noch recht jung und vielleicht ein bißchen ehrgeiziger als die meisten anderen, und erwarteten sich mehr vom Leben, als sie sich in Arkansas hatten erarbeiten können. Beide waren mager und knochig, der Mann hochgewachsen, blond und grauäugig, die Frau klein und ziemlich dunkelhäutig und mit schlichtem, schwarzen Haar, das an einen leichten indianischen Einschlag denken ließ.

Es war im großen und ganzen nichts Besonderes an ihnen, und mit einer Ausnahme wäre ihr Leben wahrscheinlich nicht anders verlaufen als das Tausender anderer Pioniere, die zu dieser Zeit in das neue Land strömten. Diese Ausnahme bestand darin, daß Walker eine krankhafte Angst vor Schlangen hatte, die manche auf pränatale Einflüsse zurückführten, andere dagegen auf eine Weissagung über seinen Tod, mit dem eine alte Indianersquaw ihn zu ängstigen versucht hatte, als er noch ein kleiner Junge gewesen war. Aber wie auch immer, es handelte sich jedenfalls um einen absolut unnormalen Zustand, denn obwohl er sonst keineswegs ein Feigling war, wurde er schon bei der bloßen Erwähnung einer Schlange schwach und blaß, und der Anblick auch des kleinsten Exemplars rief einen Schock hervor, der mitunter an einen epileptischen Anfall grenzte.

Die Davis brachen im zeitigen Frühjahr auf, in der Hoffnung, noch rechtzeitig für das Pflügen und die Aussaat im Frühling ihre neue Heimat zu erreichen. Sie kamen nur langsam voran, denn in Arkansas waren die Straßen schlecht, und im Territorium mußten sie große hügelige Gebiete und roten Sandwüsten ohne Weg und Steg durchqueren. Als das Gelände flacher wurde, bekamen sie Heimweh nach den Bergen ihrer Heimat, aber sie fanden die Leute in den Indianer-Handelsposten sehr umgänglich, und auch die meisten der seßhaften Indianer waren freundlich zu ihnen. Hin und wieder begegneten sie anderen Siedlern, mit denen sie die üblichen rauhbeinigen Spaße austauschten.

Zu dieser Jahreszeit waren noch nicht viele Schlangen zu sehen, so daß Walker nicht allzu sehr unter seiner unglücklichen Veranlagung zu leiden hatte. Auf den ersten Etappen der Reise gab es auch keine indianischen Schlangenlegenden, die ihn hätten beunruhigen können, denn die umgesiedelten Stämme aus dem Südosten teilen nicht die seltsamen Glaubensvorstellungen ihrer westlichen Nachbarn. Wie es das Schicksal wollte, war es ein Weißer, der Davis bei Okmulgee im Creek-Land zum erstenmal von den Yig-Legenden erzählte, die Walker eigenartig zu faszinieren schienen und ihn veranlaßten, sich von da an immer wieder nach diesen Geschichten zu erkundigen.

Es dauerte nicht lange, und aus Walkers Faszination war ein schwerer Fall akuter Angst geworden. Er traf bei den Nachtlagern die außergewöhnlichsten Vorkehrungen; so beseitigte er stets Gestrüpp und sonstigen Pflanzenwuchs und vermied es nach Möglichkeit, an steinigen Plätzen zu lagern. Hinter jedem Busch und in jeder Felsspalte wähnte er böartige Reptilien, und in jeder menschlichen Gestalt, die nicht auf den ersten Blick als Siedler oder Einwanderer zu erkennen war, sah er einen möglichen Schlangengott, bis er sich durch nähere Bekanntschaft vom Gegenteil überzeugen konnte. Zum Glück kam es in dieser Phase zu keinen Begegnungen, die seinen Zustand noch verschlimmert hätten.

Als sie sich dem Kickapoo-Land näherten, wurde es immer schwieriger, Lagerplätze zu finden, bei denen keine Felsblöcke in der Nähe waren. Schließlich wurde es schlechthin unmöglich, und der bedauernswerte Walker wußte sich nicht anders zu helfen, als Zaubersprüche gegen Schlangen aufzusagen, die er als Kind gelernt hatte. Zwei- oder dreimal ließ sich tatsächlich eine Schlange blicken, und diese Vorfälle bestärkten ihn nicht gerade in seinem Vorsatz, nicht die Fassung zu verlieren.

Am zweiundzwanzigsten Abend der Reise zwang sie ein stürmischer Wind, das Lager an einer möglichst geschützten Stelle aufzuschlagen, und Audrey überredete ihren Mann, den Windschatten einer Felswand auszunutzen, die sich ungewöhnlich hoch über das ausgetrocknete Bett eines früheren Nebenflusses des Canadian River erhob. Walker war diese felsige Umgebung gar nicht geheuer, aber er gab ausnahmsweise einmal nach. Mürrisch führte er die Maultiere zu der Felswand, zu der sie wegen des rauhen Geländes nicht mit dem Wagen hinfahren konnten. Audrey, die die Felsen in der Nähe des Planwagens untersuchte, bemerkte unterdessen, daß der schwache alte Hund aufgeregt schnuppernd einer Spur zu folgen schien. Sie nahm ein Gewehr und folgte ihm, und gleich darauf dankte sie ihrem Schicksal, daß sie Walker zugekommen war. Denn in einer Spalte zwischen zwei Felsblöcken sah sie etwas, was ihrem Mann einen heillosen Schreck eingejagt hätte. Scheinbar eine einzige, wimmelnde Masse, die jedoch vielleicht aus drei oder vier verschiedenen Grüppchen bestand, hatte sich dort eingenistet. Es war nichts anderes als eine Brut neugeborener Klapperschlangen.

Ängstlich darauf bedacht, Walker diesen entsetzlichen Anblick zu ersparen, zögerte Audrey keinen Moment, sondern packte das Gewehr am Lauf und schlug immer wieder auf die zuckenden, sich windenden Tiere ein. Sie empfand dabei Ekel, aber eigentlich keine Angst. Schließlich sah sie, daß ihre Arbeit getan war, und wandte sich ab, um den Gewehrkolben im roten Sand und trockenen, abgestorbenen Gras zu säubern. Sie mußte das Nest zudecken, so überlegte sie, bevor Walker zurückkam. Der alte Wolf war verschwunden, und sie fürchtete, daß er seinen Herrn holen wollte.

Schritte, die sie in diesem Augenblick hörte, sagten ihr, daß sie sich darin nicht geirrt hatte. Noch eine Sekunde, und Walker hatte alles gesehen. Audrey sprang hinzu, um ihn aufzufangen, falls er ohnmächtig würde, aber er schwankte nur ein bißchen. Und dann verwandelte sich der Ausdruck reiner Angst auf seinem blutleeren Gesicht langsam in eine Mischung aus Zorn und heiliger Scheu, und er begann, seine Frau mit zitternder Stimme zu schelten.

»Um Gottes willen, Aud, wofür hast'n das gemacht? Haste nich gehört, was die so alles über den Schlangenteufel Yig erzählen? Hättst es mir nur sagen müssen, und wir warn weitergefahren. Weißte denn nich, dasses hier ein Teufelsgott gibt, der sich rächt, wenn einer sein Kindern was tut? Oder wofür meinstest daß die Indjaner den ganzn Herbst soviel tanzn und trommln? Das Land hier is verflucht, kann ich dir sagn, ja, und jeder einzelne, den wir begegnet ham, hat das auch gesagt. Hier ist Yig der Herrscher, und er kommt jedn Herbst raus und schnappt sich seine Opfer und verwandelt sie in Schlangen. Deshalb wirste auch nie erlebn, daß einer von den Indjanern eine Schlange totmacht, das gibts bei den gar nich!

Weiß der Himmel, waste dir da angetan hast, Mädels, das de ne ganze Brut von Yigs Kindern totgeschlagen hast. Er kriegt dich bestimmt, früher oder später, wenn ich nich einem von den Medizinmännern von den Indjanern ein Zauber abkaufn kann. Er kriegt dich, Aud, da kannstest Gift drauf nehmen, er kommt raus in der Nacht und macht ne gefleckte Schlange aus dir!«

Auf der letzten Etappe der Reise wiederholte Walker ständig seine angstvollen

Vorwürfe und Prophezeiungen. Sie überquerten den Canadian bei Newcastle und trafen schon bald danach auf die ersten echten Prärie-Indianer, die sie je gesehen hatten, eine Gruppe von Wichitas, deren Anführer unter der Einwirkung des ihm angebotenen Whiskeys recht gesprächig wurde und Walker als Gegenleistung für eine Literflasche dieses beflügelnden Getränks einen langatmigen Zauberspruch beibrachte, der angeblich vor Yig schützte. Gegen Ende der Woche erreichten die beiden das vorgesehene Gebiet im Wichita-Land, beeilten sich, die Grenzen ihres Besitzes abzustecken, und begannen, das Land umzupflügen, noch bevor sie eine Blockhütte gebaut hatten.

Die Gegend war flach, windig und vegetationsarm, versprach aber hohe Erträge. Hie und da ragten Granitfelsen aus dem Boden, der aus verwittertem roten Sandstein bestand, und es gab auch Stellen, wo eine große flache Felsplatte sich wie ein künstlicher Fußboden an der Oberfläche erstreckte. Schlangen und als Schlupfwinkel für diese Tiere geeignete Löcher und Spalten schien es sehr wenig zu geben, so daß Audrey Walker immerhin überreden konnte, die Blockhütte auf einer der riesigen, glatten Felsplatten zu errichten. Mit einem solchen Fußboden und einer großen Feuerstelle würden sie auch dem schlechtesten Wetter trotzen können, obwohl sie schon gemerkt hatten, daß Feuchtigkeit nicht das hervorstechende Merkmal dieser Gegend war. Die Baumstämme holten sie mit dem Planwagen aus dem nächsten Waldgebiet, das viele Meilen in Richtung der Wichita Mountains lag. Walker erbaute seine Blockhütte mit dem großen Kamin sowie eine primitive Scheune mit Hilfe einiger anderer Siedler, von denen freilich der nächste schon mehrere Meilen entfernt wohnte. Umgekehrt half Walker auch seinen Helfern bei deren Hausbau, so daß sich zahlreiche Freundschaften unter den neuen Nachbarn anbahnten. Es gab keinen größeren Ort bis El Reno, das über dreißig Meilen nordöstlich an der Eisenbahnlinie lag, und schon nach einigen Wochen kannten sich die Siedler der Gegend recht gut, obwohl sie so weit verstreut waren. Die Indianer, von denen sich einige auf Ranches niedergelassen hatten, waren zum größten Teil harmlos, wurden allerdings streitsüchtig, wenn sie von dem Feuerwasser getrunken hatten, das trotz aller Verbote der Regierung den Weg zu ihnen fand.

Von all ihren Nachbarn fanden die Davis Joe und Sally Compton, die ebenfalls aus Arkansas gekommen waren, am hilfsbereitesten und sympathischsten. Sally lebt noch, sie ist als Oma Compton bekannt, und ihr Sohn Clyde, der damals noch ein Kleinkind war, ist einer der führenden Männer des Staates geworden. Sally und Audrey besuchten einander oft, denn ihre Blockhütten waren nur zwei Meilen voneinander entfernt, und an den langen Frühlings- und Sommernachmittagen erzählten sie sich manche Geschichte aus dem alten Arkansas und manchen Klatsch aus der neuen Heimat.

Sally hatte sehr viel Verständnis für Walkers Schlangenfurcht, doch die Ängstlichkeit, die Audrey infolge seiner unablässigen Gebete und Prophezeiungen über den Fluch Yigs entwickelte, verschlimmerte sie eher noch, statt ihr zu helfen, sie zu überwinden. Sie kannte unglaublich viele grausige Schlangengeschichten und erzielte stets eine besonders starke Wirkung mit ihrem anerkannten Meisterstück, der Geschichte von einem Mann im Kreis Scott, der von einer ganzen Horde Klapperschlangen auf

einmal gebissen worden war und dessen Körper sich durch das Gift so monströs aufgebläht hatte, daß er schließlich mit lautem Knall platzte. Es versteht sich, daß Audrey derlei Geschichten ihrem Mann nicht weitererzählte und die Comptons beschwor, sie auch nicht in der ganzen Gegend in Umlauf zu bringen. Man muß Joe und Sally zugute halten, daß sie dieser Bitte aufs gewissenhafteste entsprachen. Walker säte schon früh seinen Mais aus und konnte im Hochsommer eine recht ansehnliche Heuernte einbringen. Mit Joe Comptons Hilfe grub er einen Brunnen, der eine bescheidene Menge guten Wassers lieferte, doch er nahm sich vor, später einen artesischen Brunnen anzulegen. Er hatte kaum furchterregende Begegnungen mit Schlangen und sorgte dafür, daß sein Land für die Reptilien möglichst unwirtlich wurde. Hin und wieder ritt er zu dem Genist strohbedeckter, kegelförmiger Hütten hinüber, das das Hauptdorf der Wichitas bildete, und unterhielt sich lange mit den alten Männern und Schamanen über den Schlangengott und darüber, wie dessen Zorn zu begegnen sei. Gegen Whiskey versorgten ihn die Indianer freigiebig mit Zaubersprüchen, aber vieles von dem, was sie ihm sagten, war alles andere als beruhigend.

Yig war ein großer Gott. Er war schlechte Medizin. Er vergaß nie etwas. Im Herbst waren seine Kinder hungrig und wild, und auch Yig war dann hungrig und wild. Alle Stämme machten zur Erntezeit Medizin gegen Yig. Sie opferten ihm etwas Mais und tanzten in festlicher Kleidung zum Klang von Pflöf, Rassel und Trommel. Sie trommelten unablässig, um Yig zu vertreiben, und riefen Tir'awa zu Hilfe, dessen Kinder die Menschen sind, genauso wie die Schlangen Yigs Kinder sind. Es sei schlimm, daß Davis' Squaw die Kinder von Yig getötet habe. Davis sollte die Zaubersprüche viele Male aufsagen, wenn die Zeit der Maisernte gekommen war. Yig ist Yig. Yig ist ein großer Gott.

Als dann die Erntezeit gekommen war, hatte Walker es glücklich geschafft, seine Frau in einen bedauernswert nervösen Zustand zu versetzen. Seine Gebete und den Indianern abgeschauten Beschwörungen wurden ihr mit der Zeit lästig, und als die Herbstritten der Indianer begannen, mußte sie sich auch noch das unablässige, vom Wind herübergetragene Getrommel anhören. Warum hörte es nie auf? Tag und Nacht, Woche für Woche dröhnten die Trommeln, so unermüdlich wie der rote, staubige Wind, der die Töne herbeiwehte. Audrey empfand größeren Abscheu davor als ihr Mann, der darin vor allem ein Element der Abwehr gegen Yig sah. In diesem Gefühl, durch ein mächtiges, unantastbares Bollwerk vor diesem Übel geschützt zu sein, brachte er seine Ernte ein und bereitete die Blockhütte und den Stall für den Winter vor.

Der Herbst war ungewöhnlich warm, und abgesehen von ihrer primitiven Kocherei brauchten die Davis' kaum den Kamin zu benutzen, den Walker mit so großer Sorgfalt errichtet hatte. Irgend etwas an diesen unnatürlichen heißen Staubwolken zerrte an den Nerven aller Siedler, doch vor allem an denen von Audrey und Walker. Der über allem schwebende Fluch des Schlangengottes und die unheimlichen, nie endenden Rhythmen der fernen Indianertrommeln erzeugten eine schlimme Atmosphäre, die durch jedes zusätzliche Element des Bizarren absolut unerträglich werden konnte.

Trotz dieser Belastung wurden in der einen oder anderen Blockhütte mehrere Feste gefeiert, nachdem die Ernte eingebracht worden war, und dabei wurden die seltsamen Erntedank-Riten, die so alt sind wie der Ackerbau selbst, zu neuem Leben erweckt. Lafayette Smith, der aus Süd-Missouri kam und seine Blockhütte etwa drei Meilen östlich von der Walkers hatte, war ein recht passabler Fiedler, und seine Weisen trugen viel dazu bei, daß die Feiernden das monotone Tönen der fernen Tom-Toms vergaßen. Dann rückte Halloween heran, und die Siedler planten noch eine andere Belustigung, die, was sie jedoch nicht wußten, noch älter war als der Ackerbau: der gefürchtete Hexensabbat der urzeitlichen Prä-Arier, der durch die Jahrtausende in der Mitternachtsschwärze verschwiegener Wälder am Leben erhalten worden war und trotz seiner neuzeitlichen Maske der Komödie und leichtfertigen Unterhaltung immer noch an vage Schrecken erinnerte. Halloween fiel in diesem Jahr auf einen Donnerstag, und die Nachbarn kamen überein, sich zu den Feierlichkeiten in der Blockhütte der Davis zu versammeln.

Ausgerechnet an diesem Tag, dem 31. Oktober, ging der Altweibersommer zu Ende. Der Morgen war grau und bleiern, und bis Mittag hatte sich der Wind auf Sturmstärke gesteigert. Die Leute froren um so mehr, als sie auf den plötzlichen Kälteeinbruch nicht gefaßt gewesen waren, und Walker Davis' alter Hund Wolf schleppte sich müde ins Haus und legte sich vor den Kamin. Aber die fernen Trommeln dröhnten immer noch weiter, und auch die Weißen wollten sich nicht abhalten lassen, ihre eigenen Riten zu feiern. Schon um vier Uhr nachmittags trafen die ersten Wagen vor Walkers Blockhütte ein, und am Abend inspirierte nach einem denkwürdigen Grillessen Lafayette Smiths Fiedel die recht zahlreiche Gesellschaft zu allerlei halsbrecherischen Tanzkunststückchen in dem trotz seiner ansehnlichen Größe überfüllten Raum. Das junge Volk erging sich in den der Jahreszeit angemessenen gutmütigen Albernheiten, und ab und zu gab der alte Wolf ein schauriges, ominöses Heulen von sich, wenn Lafayette auf seiner quietschenden Violine, einem Instrument, das der Hund noch nie gehört hatte, eine besonders gespenstische Tonfolge produzierte. Ansonsten verschlief der Veteran jedoch den größten Teil der Feierlichkeiten, denn er war längst über das Alter hinaus, in dem er noch Anteil an seiner Umwelt genommen hätte, und lebte fast nur noch in seinen Träumen. Tom und Jennie Rigby hatten ihren Collie Zeke mitgebracht, aber die beiden Vierbeiner freundeten sich nicht an. Zeke machte einen seltsam unruhigen Eindruck und schnüffelte den ganzen Abend neugierig herum.

Audrey und Walker gaben ein hübsches Paar ab, und Oma Compton erinnert sich heute noch gern, wie schön die beiden an jenem Abend miteinander tanzten. Ihre Sorgen schienen sie ausnahmsweise einmal vergessen zu haben, und Walker hatte sich rasiert und feingemacht. Um zehn Uhr waren alle redlich müde, und die Gäste begannen sich zu verabschieden, nicht ohne immer wieder zu versichern, was für ein schöner Abend es doch gewesen sei. Zeke heulte schauerlich, als er Tom und Jennie zu ihrem Wagen folgte, und die beiden dachten, er wolle damit ausdrücken, daß er lieber noch dageblieben wäre, aber Audrey meinte, es müßten die fernen Tom-Toms sein, die ihn störten, und das Getrommel war tatsächlich nach dem fröhlichen Trubel unheimlich genug.

Die Nacht war bitterkalt, und Walker legte zum erstenmal ein großes Scheit in den Kamin und häufelte die glühende Asche darüber, um es bis zum Morgen am Schwelen zu halten. Der alte Wolf kuschelte sich an den Kamin und fiel sofort wieder in sein gewohntes Koma. Audrey und Walker, zu müde, um an Zaubersprüche oder Flüche zu denken, fielen in ihr roh gezimmertes Bett aus Kiefernholz und schliefen bereits, bevor noch der billige Wecker auf dem Kaminsims drei Minuten abgezählt hatte. Von fernher pulsierte immer noch das rhythmische Trommeln der höllischen Tom-Toms durch die eisige Nacht.

Dr. McNeill machte eine Pause und nahm seine Brille ab, als hoffte er, die Erinnerung würde klarer werden, wenn die Wirklichkeit ihm vor den Augen verschwamm.

»Sie werden bald verstehen«, sagte er, »warum ich große Schwierigkeiten hatte, die Ereignisse nach der Abfahrt der letzten Gäste zu rekonstruieren.« Nach einem kurzen Augenblick des Schweigens fuhr er mit seiner Erzählung fort.

Audrey hatte schreckliche Träume von Yig, der ihr in der Gestalt Satans, wie sie sie von billigen Stichen her kannte, erschien. Als sie aus einem dieser schrecklichen Alpträume hochfuhr, merkte sie, daß auch Walker wach war und sich aufgesetzt hatte. Er schien angestrengt auf etwas zu horchen und bedeutete ihr, sie solle still sein, als sie ihn fragen wollte, was ihn geweckt hätte.

»Horch, Aud!« flüsterte er. »Hörst du nicht auch was singen und summen und rascheln? Meinst, das sind die Herbstgrillen?«

Es war tatsächlich ein solches Geräusch in der Hütte zu hören. Audrey horchte angestrengt und entdeckte ein zugleich beängstigendes und vertrautes Element darin, kam aber nicht darauf, was es war. Von draußen war, schreckliche Gedanken weckend, immer noch das monotone Dröhnen der fernen Tom-Toms zu hören, das weithin über die schwarzen Ebenen hallte, über denen der mit Wolken verhangene Halbmond gerade unterging.

»Walker - und wenn das nun - der - der - Fluch von Yig ist?«

Sie spürte, wie er zitterte.

»Nein, Mädels, ich glaub nich, dass er so kommt. Er sieht aus wie'n Mensch, außer ganz aus der Nähe. Das hat mir Häuptling Grauer Adler gesagt. Das hier iss irgend so'n Ungeziefer, das in der Kälte rauskommt, keine Grillen nich, aber wahrscheins sowas Ähnliches. Ich steh mal besser auf und mach die Biester tot, sonst gehn sie uns noch an' Schrank.«

Er stieg aus dem Bett, tastete nach der Laterne, die in Griffweite hing und fummelte an der Streichholzsachtel herum, die daneben an der Wand hing. Audrey setzte sich auf und sah zu, wie aus dem Flämmchen des Zündholzes der stetige Lichtschimmer der Laterne wurde. Und dann, als ihrer beider Augen den ganzen Raum überblickten, erzitterten die roh behauenen Balken unter ihrem schrillen zweistimmigen Schrei. Denn der flache Steinfußboden war eine einzige wimmelnde braun gefleckte Masse sich ringelnder Klapperschlangen, die auf das Feuer zugelitten kamen und ihre ekligen Köpfe hoben und den von Entsetzen gelähmten Laternenträger bedrohten.

Nur für einen winzigen Augenblick sah Audrey die Reptilien;

sie hatten alle Größen, waren zahllos und gehörten offenbar mehreren Arten an, und unter ihren Augen richteten zwei oder drei ihre Köpfe auf, als wollten sie Walker beißen. Sie wurde nicht ohnmächtig - es war Walkers Sturz, der die Laterne verlöschen ließ, so daß sie in Dunkelheit getaucht wurde. Er hatte kein zweites Mal geschrien - die Furcht hatte ihn gelähmt, und er brach zusammen wie von einem lautlosen, tödlichen Pfeil getroffen. Für Audrey schien die ganze Welt phantastisch herumzuwirbeln und sich mit dem Alptraum zu vermischen, aus dem sie aufgeschreckt war.

Willkürliche Bewegungen irgendwelcher Art waren unmöglich, denn ihre Willenskraft und ihr Sinn für die Realität hatten sie verlassen. Sie sank kraftlos auf ihr Kopfkissen zurück und hoffte, daß sie bald erwachen würde. Eine Zeitlang registrierte ihr Geist nicht, was geschehen war. Dann, ganz allmählich begann ihr zu dämmern, daß sie nicht träumte, sondern wach war, und da wurden Furcht und Gram so übermächtig, daß sie trotz des lähmenden Bannes, der sie stumm machte, laut aufschreien wollte.

Walker war tot, und sie hatte ihm nicht helfen können. Er war durch Schlangen gestorben, genau wie die alte Hexe es ihm prophezeit hatte. Auch der arme Wolf hatte ihm nicht beistehen können, wahrscheinlich war er nicht einmal aus seinem senilen Stupor aufgewacht. Und jetzt würden sich diese abscheulichen Reptilien auf sie stürzen, würden sich im Dunkeln näher und immer näher an sie heranschlängeln, ringelten sich vielleicht schon in diesem Moment um den Bettpfosten und krochen über die große wollene Decke auf sie zu. Unwillkürlich zog sie sich die Decke über den Kopf und lag da und zitterte.

Es mußte der Fluch des Schlangengottes Yig sein. Er hatte seine monströsen Kinder in der Halloween-Nacht ausgeschickt, und sie hatten Walker als ersten getötet. Aber warum? War er nicht unschuldig? Warum hatten sie sich nicht gleich auf sie gestürzt? Sie allein hatte doch diese kleinen Klapperschlangen getötet. Dann fiel ihr ein, daß die Indianer gesagt hatten, sie würde nicht getötet, sondern nur in eine gefleckte Schlange verwandelt werden. Hu! Sie würde also sein wie eines dieser Dinger, die sie auf dem Fußboden gesehen hatte - diese Dinger, die Yig ausgesandt hatte, damit sie sie zu einer der ihren machten! Sie versuchte, einen Zauberspruch aufzusagen, den Walker ihr beigebracht hatte, brachte aber keinen einzigen Ton heraus. Das laute Ticken des Weckers übertönte das unheimliche Dröhnen der fernen Tom-Toms. Die Schlangen ließen sich Zeit - ob sie wohl absichtlich ihren Angriff hinauszögerten, um sie noch mehr zu ängstigen? Ab und zu meinte sie einen gleichmäßigen, heimtückischen Druck auf der Bettdecke zu spüren, aber jedesmal stellte sich heraus, daß ihr nur ihre überreizten Nerven einen Streich gespielt hatten. Die Uhr tickte im Dunkeln weiter, und ganz allmählich nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. So lange konnten die Schlangen einfach nicht brauchen! Offenbar waren es doch nicht Yigs Botschafter, sondern bloß ganz gewöhnliche Klapperschlangen, die ihr Nest unter dem Felsen hatten und von dem warmen Feuer angezogen worden waren. Vielleicht hatten sie es gar nicht auf sie abgesehen, vielleicht begnügten sie sich mit dem armen Walker. Wo waren sie jetzt? Weg? Zusammengeringtelt am Kamin? Oder krochen sie noch über den hingestreckten

Leichnam ihres Opfers ? Die Uhr tickte, und die fernen Trommeln dröhnten. Bei dem Gedanken, daß ihr Mann da tot in der pechschwarzen Finsternis lag, wurde Audrey von blankem, körperlichem Entsetzen überfallen. Diese Geschichte von Sally Compton über den Mann im Kreis Scott! Auch er war von ein paar Dutzend Schlangen auf einmal gebissen worden, und was war mit ihm geschehen! Das Gift hatte seinen Leichnam aufgebläht, und schließlich war er auf entsetzliche Weise geplatzt, mit einem abscheulichen dumpfen Geräusch. Geschah das jetzt auch dem armen Walker dort unten auf dem Steinboden? Instinktiv spürte sie, daß sie begonnen hatte, auf etwas zu horchen, was zu schrecklich war, als daß sie es hätte benennen können.

Die Uhr tickte weiter, scheinbar im Takt mit dem fernen Getrommel, das der Wind herübertrug. Sie wünschte, es wäre eine schlagende Uhr gewesen, so daß sie wenigstens gewußt hätte, wie lange diese gespenstische Nachtwache dauern mußte. Sie verwünschte ihre Widerstandsfähigkeit, die schuld daran war, daß sie nicht in Ohnmacht fiel, und fragte sich, welche Erleichterung das Morgengrauen überhaupt bringen konnte. Wahrscheinlich würden Nachbarn vorbeikommen - würden sie sie noch bei Sinnen vorfinden? War sie jetzt noch bei Sinnen?

Während sie so angstvoll ins Dunkel lauschte, vernahm sie etwas, was sie erst mit größter Willensanstrengung überprüfen mußte, bevor sie es glauben konnte, und von dem sie dann, als feststand, daß es keine Einbildung war, nicht wußte, ob sie es begrüßen oder fürchten sollte. Das ferne Dröhnen der indianischen Tom-Toms hatte aufgehört. Das Getrommel war ihr immer auf die Nerven gegangen, aber hatte Walker darin nicht einen Schutz gegen den Fluch des Schlangengottes gesehen? Was war das noch gewesen, was er ihr flüsternd mitgeteilt hatte, nachdem er mit Grauer Adler und den Medizinmännern der Wichitas gesprochen hatte?

Die plötzliche Stille behagte ihr nun doch gar nicht! Sie hatte etwas Unheimliches. Das laute Ticken der Uhr war in seiner Einsamkeit nun noch bedrückender. Nun endlich wieder bewußter Bewegungen fähig, zog sie sich die Bettdecke vom Gesicht und spähte zum Fenster hin in das Dunkel. Es mußte aufgeklärt haben, seit der Mond untergegangen war, denn sie sah deutlich die rechteckige Öffnung und den Sternhimmel dahinter.

Ohne Vorwarnung kam dann dieses entsetzliche, unbeschreibliche Geräusch, dieses dumpfe Platzen von Haut und im Dunkeln ausfließendem Gift. Um Gottes willen! Sallys Geschichte - dieser widerwärtige Gestank und diese nagende, bohrende Stille! Das war zuviel. Die Bänder der Stummheit zerrissen, und die schwarze Nacht schrillte von Audreys wahnsinnigen Entsetzensschreien.

Keine barmherzige Ohnmacht erlöste sie. Inmitten der Echos ihrer eigenen Schreie sah Audrey immer noch das mit Sternen besetzte Viereck des Fensters vor sich und hörte immer noch das unheilvolle Ticken dieser schrecklichen Uhr. Aber war da nicht noch ein anderes Geräusch? War das Fenster noch das gleiche, unverdeckte Viereck? Sie war nicht in der Lage, ihre Sinneswahrnehmungen zu überprüfen und zwischen Wirklichkeit und Halluzination zu unterscheiden.

Nein, dieses Fenster war keinregelmäßiges Viereck mehr. Irgend etwas hatte sich von unten her darüber geschoben. Und das Ticken der Uhr war auch nicht mehr das

einziges Geräusch im Raum. Ganz deutlich hörte sie schwere Atemzüge, die weder von ihr noch von dem armen Wolf stammten. Der Hund schlief ganz ruhig, und sein keuchender Atem, wenn er wach war, war unverkennbar. Dann sah Audrey vor dem Sternhimmel die schwarze, dämonische Silhouette einer menschenähnlichen Gestalt, die sich langsam tastend auf sie zubewegte.

»Y'aaaah! Y'aaaah! Geh weg! Geh weg! Geh weg. Schlangenteufel! Geh weg, Yig! Ich wollte sie nicht umbringen, ich hatte Angst, er würde sich vor ihnen fürchten. Tu's nicht, Yig, tu's nicht! Ich wollte deinen Kindern nichts tun, komm mir nicht nahe, verwandel mich nicht in eine gefleckte Schlange!«

Aber die halb formlose Gestalt, von der sie nur Kopf und Schultern ahnte, näherte sich lautlos schwankend dem Bett.

In Audreys Kopf zerbrach alles auf einmal, und in einem Sekundenbruchteil hatte sie sich aus einem kauernenden Kind in eine rasende Irre verwandelt. Sie wußte, wo die Axt war - sie hing neben der Laterne an der Wand. Sie war in Reichweite, und sie fand sie sofort. Ehe sie wußte, was geschah, hielt sie sie schon in Händen und schlich auf den Fuß des Bettes zu - auf den monströsen Kopf und die Schultern, die mit jedem Moment näherkamen. Ihr Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse, die nicht schön anzusehen gewesen wäre.

»Nimm das, du Ungeheuer! Und das, und das, und das!«

Sie lachte jetzt hysterisch, und ihr Lachen steigerte sich zu einem schrillen Kichern, als sie sah, daß das Sternenlicht draußen vor dem Fenster der prophetischen Blässe des heraufziehenden Morgens zu weichen begann.

Dr. McNeill wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte seine Brille wieder auf. Während er schwieg, richtete ich leise eine Frage an ihn.

»Sie blieb am Leben? Sie wurde gefunden? Gab es jemals eine Erklärung?«

Der Arzt räusperte sich.

»Ja - sie blieb am Leben, in gewissem Sinne. Und es gab eine Erklärung. Ich sagte Ihnen schon, es war nichts Übersinnliches daran, nur grausamer, erbarmenswerter, realer Schrecken.«

Sally Compton hatte Audrey gefunden. Sie war am folgenden Nachmittag zur Hütte der Davis' geritten, um mit Audrey über die Party zu sprechen, und hatte keinen Rauch aus dem Kamin kommen sehen. Das war seltsam. Es war zwar wieder warm geworden, aber um diese Tageszeit kochte Audrey für gewöhnlich das Essen. Die Maultiere machten im Stall Geräusche, als wären sie hungrig, und auch Wolf lag nicht wie gewohnt neben der Tür in der Sonne.

Dies alles verstörte Sally, und so war sie sehr ängstlich und vorsichtig, als sie vom Pferd stieg und klopfte. Sie erhielt keine Antwort und wartete eine Weile, bevor sie die roh gezimmerte Holztür zu öffnen versuchte. Die Tür war unverschlossen, und Sally ging zögernd hinein. Als sie sah, was geschehen war, prallte sie zurück, schrie auf und klammerte sich an den Türpfosten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Ein schrecklicher Geruch war ihr entgegengeschlagen, als sie die Tür öffnete, aber nicht das war das Schlimmste, sondern der Anblick, der sich ihr bot. Denn in der schattigen Hütte hatten sich monströse Dinge abgespielt, und drei schockierende

Objekte lagen auf dem Boden.

Vor dem ausgebrannten Kamin lag der große Hund, die Haut violett von Räude und Alter, und der ganze Kadaver war durch die aufblähende Wirkung von Klapperschlangengift geplatzt. Er mußte von einer ganzen Legion dieser Reptilien gebissen worden sein.

Rechts von der Tür lagen die mit der Axt zerfleischten Überreste eines Mannes, der ein Nachthemd trug und mit der einen Hand noch die Reste einer Laterne umklammerte. Er wies keinerlei Zeichen von Schlangenbissen auf. Neben ihm lag die blutverschmierte, achtlos weggeworfene Axt.

Und auf dem Boden wand sich ein ekelhaftes Ding mit leerem Blick, das einmal eine Frau gewesen war, jetzt aber nur noch eine stumme, wahnsinnige Karikatur war.

Dieses Ungeheuer konnte nur noch zischen und zischen und zischen.

Der Arzt und ich wischten uns inzwischen beide den kalten Schweiß von der Stirn.

Er füllte aus einer Karaffe auf seinem Schreibtisch zwei Gläser, reichte mir das eine und nippte an seinem. Ich konnte nur mit zitternder Stimme fragen:

»Walker war also zunächst nur in Ohnmacht gefallen. Die Schreie weckten ihn, und die Axt besorgte dann den Rest?«

»Ja.« Dr. McNeills Stimme war leise. »Aber er fand doch durch Schlangen den Tod. Seine Angst wirkte sich auf zweierlei Weise aus - sie ließ ihn ohnmächtig werden und sie hatte ihn dazu gebracht, seiner Frau die makabren Geschichten zu erzählen, die sie dazu brachten, mit der Axt um sich zu schlagen, als sie meinte, den Schlangenteufel zu sehen.«

Ich dachte einen Moment lang nach. »Und Audrey - ist es nicht merkwürdig, daß der Fluch des Yig sie schließlich doch getroffen hat?«

»Ja. Am Anfang hatte sie noch hin und wieder lichte Momente, aber die wurden dann immer seltener. Ihr Haar wurde an den Wurzeln weiß und begann dann auszufallen. Die Haut wurde fleckig, und als sie starb . . .« Ich unterbrach ihn erschrocken.

»Starbt Was war dann das - das Ding drunten im Keller?«

McNeill sah mich ernst an.

»Das brachte sie neun Monate später zur Welt. Es waren insgesamt vier - zwei waren noch schlimmer -, aber dies ist das einzige, das am Leben blieb.«

DAS HAAR DER MEDUSA von Zealia Bishop und H. P. Lovecraft

Die Fahrt nach Cape Girardeau hatte durch unbekanntes Gebiet geführt, und als sich das Licht des Spätnachmittags golden und beinahe traumhaft verfärbte, wurde mir klar, daß ich nach dem Weg fragen mußte, wenn ich die Stadt noch vor Anbruch der Nacht erreichen wollte. Ich hatte wenig Lust, im Dunkeln in diesen Niederungen Süd-Missouris umherzuirren, denn die Straßen waren schlecht und die Novemberkälte in meinem offenen Roadster alles andere als angenehm. Überdies ballten sich am Horizont schwarze Wolken zusammen, und so ließ ich meine Blicke

über die flachen, bräunlichen Felder mit ihren langen, grauen und blauen Schatten schweifen, um vielleicht ein Haus zu entdecken, in dem mir die benötigte Auskunft zuteil werden würde.

Es war ein einsamer, gottverlassener Landstrich, aber schließlich sah ich doch ein Hausdach aus einer Baumgruppe an einem Fließchen zu meiner Rechten hervorschimmern, vielleicht eine gute halbe Meile von der Straße entfernt und wahrscheinlich über einen Pfad oder Fahrweg erreichbar, auf den ich jeden Augenblick stoßen mußte. In Ermangelung einer näheren menschlichen Behausung beschloß ich, dort mein Glück zu versuchen, und ich war erleichtert, als die Büsche am Straßenrand die Ruine eines steinernen Torbogens freigaben, der mit trockenen, abgestorbenen Schlingpflanzen bedeckt war und kaum aus dem dichten Unterholz hervorschaute, woraus sich erklären mochte, warum ich aus der Ferne den Pfad über die Felder nicht hatte ausmachen können. Mit dem Wagen konnte ich nicht hineinfahren, und so parkte ich ihn in der Nähe des Torbogens, an einer Stelle, wo er, sollte es regnen, durch immergrüne Gewächse abgeschirmt war, und stieg aus, um mich auf den langen Weg zu dem Haus zu machen.

Während ich im zunehmenden Dämmerlicht den von Büschen überwachsenen Pfad entlang ging, machte sich ein ungutes Gefühl der Vorahnung bemerkbar, sicherlich ausgelöst durch die Auradüsteren Verfalls, die über dem Tor und dem einstigen Zufahrtsweg hing. Aus den kunstreichen Verzierungen der alten steinernen Säulen schloß ich, daß dies einst ein herrschaftliches Anwesen gewesen war, und es war deutlich zu sehen, daß stattliche Lindenbäume früher den Fahrweg zu beiden Seiten gesäumt hatten, von denen nun jedoch manche abgestorben waren, während andere noch standen, in dem hoch wuchernden Gestrüpp jedoch ihre charakteristische Gestalt verloren hatten. Kletten und Dornenranken hefteten sich an meine Kleider, während ich weiterstapfte, und ich begann mich zu fragen, ob ich denn hier überhaupt eine lebende Seele antreffen würde. Sollte sich der beschwerliche Gang womöglich als vergeblich erweisen? Einen Augenblick lang war ich versucht, kehrtzumachen und die Straße weiterzufahren, bis ich auf eine Farm stoßen würde, doch dann weckte der Anblick des Hauses vor mir meine Neugier und meine Abenteuerlust. Es war etwas Aufreizendes, Faszinierendes an dem von Bäumen umgürteten, desolaten Haus, das vor mir auftrug, denn es erinnerte mich an die Eleganz und Großzügigkeit einer vergangenen Epoche und an einen Stil, der sonst viel weiter im Süden beheimatet war. Es war ein typisches hölzernes Plantagenhaus im klassischen Stil des frühen 19. Jahrhunderts, mit zweieinhalb Stockwerken und einem hohen ionischen Portikus, dessen Säulen bis unters Dach reichten und ein Giebeldreieck trugen. Der Verfall war hier weit fortgeschritten; eine der riesigen Säulen war zerbröckelt und eingestürzt, und die obere Veranda hing schon bedenklich schief. Früher, so mutmaßte ich, hatten hier noch mehrere andere Gebäude gestanden. Als ich die breiten Steinstufen zur unteren Veranda und der von einem Bogenfeld überspannten Haustür hinaufstieg, merkte ich, wie nervös ich war, und wollte mir eine Zigarette anzünden, besann mich aber eines Besseren, als ich sah, wie trocken und leicht entflammbar alles um mich herum war. Obgleich nunmehr fest überzeugt, daß das Haus verlassen war, zögerte ich dennoch, es zu betreten, ohne vorher

anzuklopfen, und so zog ich an dem verrosteten eisernen Türklopfer, bis er sich bewegen ließ, und als ich dann vorsichtig zu klopfen begann, schien das ganze Haus zu zittern und zu klappern. Es kam keine Antwort, doch ich betätigte erneut die schwere, quietschende Vorrichtung, um nicht nur einen etwaigen Bewohner der Ruine auf mich aufmerksam zumachen, sondern auch das unheimliche Gefühl der Stille und Einsamkeit zu zerstreuen. Irgendwo in der Nähe des Flusses hörte ich das klagende Gurren einer Taube, und mir schien, als sei sogar das fließende Wasser selbst schwach zu hören. Halb im Traum rüttelte ich an der alten eisernen Türklinke und versuchte schließlich, die große, in sechs Felder eingeteilte Tür aufzustoßen. Sie war unverschlossen, wie ich sogleich bemerkte, und obgleich sie klemmte und in den Angeln quietschte, ließ sie sich widerstrebend öffnen, und ich trat in eine riesige, dämmerige Vorhalle.

Doch kaum hatte ich diesen Schritt getan, bereute ich ihn auch schon. Es lag nicht daran, daß eine Legion von Geistern mir in dieser düsteren, verstaubten Halle mit ihrer gespenstischen Empire-Einrichtung entgegentrat, sondern daran, daß ich schlagartig wußte, daß das Haus keineswegs unbewohnt war. Ich vernahm ein Knarren von der großen geschwungenen Treppe und das Geräusch langsam herabsteigender, unsicherer Schritte. Dann sah ich für einen Augenblick eine hohe, gebückte Gestalt als Silhouette vor dem palladianischen Fenster auf dem Treppenabsatz. Ich hatte den Schreck, der mir in die Glieder fuhr, rasch überwunden, und als die Gestalt die letzten Stufen herabstieg, war ich bereit, den Hausherrn zu begrüßen, dessen Ruhe ich gestört hatte. Im Halbdunkel konnte ich erkennen, wie er in die Tasche griff und ein Zündholz hervorholte. Ein Lichtschein flackerte auf, als er eine kleine Petroleumlampe anzündete, die auf einem gebrechlichen Tischchen am Fuß der Treppe stand. In dem schwachen Licht erschien die vornübergebeugte Gestalt eines sehr großen, abgemagerten alten Mannes; trotz seiner schäbigen Kleidung und seines unrasierten Gesichts war sein ganzes Gehaben das eines Gentlemans.

Ich wartete nicht, bis er mich anredete, sondern begann sofort, meine Anwesenheit zu erklären.

»Bitte entschuldigen Sie, daß ich einfach so eingedrungen bin, aber als mein Klopfen ohne Antwort blieb, nahm ich an, das Haus sei unbewohnt. Ich wollte mich nur nach dem richtigen Weg nach Cape Girardeau erkundigen, das heißt, nach dem kürzesten. Ich wollte eigentlich noch vor Anbruch der Dunkelheit dort sein, aber jetzt ist es natürlich .. .«

Als ich verstummte, sprach der Mann, und zwar genau in dem kultivierten Tonfall, den ich erwartet hatte, und mit einem weichen Akzent, der ebenso unverkennbar südstaatlich war wie das Haus, das er bewohnte.

»Ich muß vielmehr Sie um Entschuldigung bitten, daß ich nicht prompter auf Ihr Klopfen reagiert habe. Ich lebe sehr zurückgezogen und bin normalerweise nicht auf Besucher eingestellt. Ich dachte zunächst, es handle sich nur um einen Neugierigen. Als Sie dann erneut klopfen, stand ich auf, um nachzusehen, aber ich bin hilflos und kann mich nur sehr langsam bewegen. Spinale Neuritis - sehr schwieriger Fall. Was aber Ihren Wunsch angeht, die Stadt vor dem Dunkelwerden zu erreichen, so

liegt es auf der Hand, daß das unmöglich sein wird. Die Straße, auf der Sie sind - ich nehme an. Sie kommen vom Tor -, ist weder die beste noch die kürzeste Verbindung. Wenn Sie das Tor hinter sich gelassen haben, müßten Sie die erste Abzweigung nach links nehmen, das heißt, die erste richtige Straße nach links. Drei oder vier Fahrwege, die vorher abzweigen, können Sie unbeachtet lassen, aber die richtige Straße können Sie nicht verfehlen, denn gegenüber der Abzweigung steht auf der rechten Seite eine ungewöhnlich hohe Weide. Nach dem Abbiegen fahren Sie geradeaus weiter über zwei Querstraßen und biegen die dritte rechts ein. Danach .. .

Diese komplizierte, für einen Fremden reichlich unübersichtliche Wegbeschreibung verwirrte mich so, daß ich ihm unwillkürlich ins Wort fiel. »Halten Sie ein! Ich kann doch unmöglich all diese Hinweise beachten, in finsterner Nacht, als jemand, der hier völlig fremd ist und nur zwei Scheinwerfer hat, die ihm sagen können, was eine richtige Straße ist und was nicht. Außerdem glaube ich, daß bald ein Unwetter losbrechen wird, und ich habe einen offenen Wagen. Mir scheint, ich würde mich in ein Abenteuer mit Ungewissem Ausgang stürzen, wollte ich versuchen, Cape Girardeau doch noch heute abend zu erreichen. Ich halte es ehrlich gesagt für besser, es gar nicht mehr zu versuchen. Ich möchte Ihnen keinesfalls irgendwelche Ungelegenheiten machen, aber könnten Sie mich nicht angesichts der Umstände hier übernachten lassen? Ich würde Ihnen in keiner Weise zur Last fallen — ich erwarte kein Essen oder so etwas. Wenn Sie nur ein Plätzchen hätten, wo ich bis zum Tagesanbruch schlafen kann, damit wäre mir schon gedient. Den Wagen kann ich auf der Straße stehen lassen - ein bißchen Regen wird ihm nicht weiter schaden.«

Als ich diese unerwartete Bitte vorbrachte, wich der Ausdruck stiller Resignation auf dem Gesicht des alten Mannes jäher Überraschung.

»Sie wollen hierübernachten?«

Mein Ansinnen schien ihn so aus der Fassung zu bringen, daß ich meine Bitte wiederholte.

»Ja, warum nicht? Ich versichere Ihnen, ich werde Ihnen keine Umstände machen. Was bleibt mir denn anderes übrig? Ich bin fremd hier, diese Straßen sind im Dunkeln ein einziges Labyrinth, und ich möchte wetten, daß es spätestens in einer Stunde in Strömen gießt...«

Diesmal fiel mein Gastgeber mir ins Wort, und seine tiefe, melodische Stimme hatte jetzt einen seltsamen Unterton.

»Daß Sie hier fremd sind, kann ich mir denken, denn sonst würden Sie nicht auf die Idee kommen, hier zu übernachten; Sie wären überhaupt nicht hergekommen.

Niemand kommt heutzutage noch in dieses Haus.«

Er hielt inne, und mein Verlangen, bei ihm zu bleiben, steigerte sich tausendfach durch' die geheimnisvollen Andeutungen in seinen lakonischen Worten. Der Ort hatte unzweifelhaft etwas bestrickend Eigentümliches, und der durchdringende Modergeruch schien die seltsamsten Geheimnisse einzuhüllen. Trotz des schwachen Lichtscheins, den die einzige kleine Lampe verbreitete, fiel mir erneut auf, wie hinfällig alles um mich herum war. Mir war kalt, und ich stellte zu meinem Bedauern fest, daß das Haus offenbar nicht geheizt werden konnte; doch so unwiderstehlich

war meine Neugier, daß ich nach wie vor nur den Wunsch hatte, hierzubleiben und etwas über diesen Eremiten und seine trostlose Behausung in Erfahrung zu bringen.

»Das mag ja alles stimmen«, erwiderte ich, »aber was andere tun oder lassen, ist mir gleichgültig. Mir geht es nur darum, bis zum Morgen ein Dach über dem Kopf zu haben. Dennoch, wenn andere dieses Haus meiden, könnte das dann nicht daran liegen, daß es so heruntergekommen ist? Ich kann mir natürlich denken, daß es ein Vermögen kosten würde, ein solches Anwesen in Ordnung zu halten, aber wenn Ihnen die Belastung zu groß ist, warum suchen Sie sich dann nicht eine kleinere Unterkunft? Warum bleiben Sie hier und nehmen all diese Unbequemlichkeiten und Entbehrungen auf sich?«

Der Mann schien kein bißchen gekränkt, sondern antwortete mir mit großem Ernst.»Natürlich können Sie bleiben, wenn Sie das wirklich wollen. Ich wüßte nicht, was Ihnen hier geschehen könnte. Andere behaupten jedoch, hier seien gewisse ungute Einflüsse am Werk. Was meine Person betrifft, ich halte hier aus, weil ich muß. Es gibt hier etwas, das zu behüten ich als meine Pflicht ansehe, etwas, was mich hält. Ich wünschte, ich hätte das Geld und die Gesundheit und die Kraft, dem Haus und dem Grundstück die gehörige Pflege angedeihen zu lassen.«

Durch diese Andeutungen noch neugieriger geworden, faßte ich den Vorsatz, meinen Gastgeber beim Wort zu nehmen, und folgte ihm langsam die Treppe hinauf, als er mich durch eine Geste dazu aufforderte. Es war jetzt schon ganz dunkel, und ein leises Plätschern draußen verriet mir, daß es tatsächlich zu regnen angefangen hatte. Ich wäre um jede Unterkunft froh gewesen, aber diese war mir durch die Geheimnisse, die das Haus und seinen Herrn umgaben, doppelt willkommen. Für einen unverbesserlichen Liebhaber des Grotesken hätte man sich keine passendere Zuflucht denken können.

Im Obergeschoß befand sich ein Raum, der nicht ganz so verwahrlost war wie das übrige Haus, und in diesen führte mich mein Gastgeber. Er stellte seine kleine Lampe hin und zündete eine etwas größere an. Die Reinlichkeit und die Einrichtungsgegenstände des Zimmers sowie die an den Wänden aufgereihten Bücher bestärkten mich in meiner Einschätzung, daß ich es mit einem Mann von Bildung und Geschmack zu tun hatte. Er war zweifellos ein Einsiedler und ein Sonderling, aber es mangelte ihm nicht an Grundsätzen und geistigen Interessen. Nachdem wir uns gesetzt hatten, zog ich ihn in eine Unterhaltung über allgemeine Themen und stellte erfreut fest, daß er alles andere als wortkarg war. Vielmehr schien er froh darüber, jemanden zu haben, mit dem er reden konnte, und er versuchte nicht einmal, das Gespräch von den persönlichen Fragen, die ich anschnitt, in andere Bahnen zu lenken. Er war, so erfuhr ich, Antoine de Russy, Sproß einer sehr alten, mächtigen und kultivierten Pflanzerfamilie aus Louisiana. Vor über einem Jahrhundert war sein Großvater, ein nachgeborener Sohn, nach Süd-Missouri gezogen und hatte ein neues Anwesen ganz im herrschaftlichen Stil seiner Vorfahren begründet. Er hatte dieses Haus erbaut und es mit allen Attributen einer großen Pflanzung ausgestattet. In der besten Zeit hatten bis zu zweihundert Neger in den Hütten gewohnt, die auf dem flachen Gelände hinter dem Haus, das jetzt der Fluß

einnahm, gestanden hatten, und sie am Abend singen und lachen und Banjo spielen zu hören sei etwas vom Schönsten einer Kultur und Gesellschaftsordnung gewesen, die nun leider der Vergangenheit angehöre. Vor dem Haus, wo die großen Eichen und Weiden standen, habe sich ein Rasen wie ein breiter grüner Teppich erstreckt, stets aufs sorgfältigste gegossen und gemäht und von gepflasterten, mit Blumenbeeten gesäumten Gehwegen durchzogen. »Riverside«, denn dies war der Name des Anwesens, war zu seiner Zeit ein stattliches, idyllisches Landgut gewesen, und mein Gastgeber konnte sich selbst noch an diese glückliche Epoche erinnern.

Der Regen hatte jetzt mit aller Macht eingesetzt und ließ seine Wassermassen auf Dach, Wände und Fenster des gebrechlichen Hauses herunterprasseln, und die Feuchtigkeit gelangte durch Tausende von Fugen und Ritzen ins Innere. An unvermuteten Stellen lief und tropfte das Wasser herab, und der immer heftiger tobende Wind rüttelte an den verfaulenden, halb aus den Angeln gerissenen Fensterläden. Doch mir machte dies alles nichts aus, ja ich dachte nicht einmal an meinen Roadster draußen unter den Bäumen, denn ich wußte, ich würde eine fesselnde Geschichte zu hören bekommen. In Erinnerungen schwelgend, machte mein Gastgeber einmal Anstalten, mir meine Liegestatt zu zeigen; aber dann fuhr er doch fort, von der guten alten Zeit zu erzählen. Schon bald wurde mir klar, daß ich erfahren sollte, warum er ganz alleine in diesem alten Haus lebte, und warum dieses seinen Nachbarn nicht ganz geheuer war. Seine Stimme klang überaus melodisch, und seine Erzählung nahm schon bald eine Wendung, die mir jede Schläfrigkeit fernhielt.

»Ja - Riverside wurde 1816 erbaut, und mein Vater kam hier 1828 auf die Welt. Er wäre jetzt über hundert, wenn er noch lebte, aber er ist jung gestorben, so jung, daß ich mich kaum noch an ihn erinnere. Das war '64 - er fiel im Krieg, als Angehöriger der Seventh Louisiana Infantry C.S.A., denn er kehrte in die alte Heimat zurück, um sich zum Dienst mit der Waffe zu melden. Mein Großvater war schon zu alt, um noch in den Kampf zuziehen, aber er wurde 95 und half meiner Mutter, mich großzuziehen, und ich erhielt eine gute Erziehung, das muß man den beiden lassen. Wir hatten immer ein starkes Traditionsbewußtsein - ein sehr ausgeprägtes Ehrgefühl -, und mein Großvater sorgte dafür, daß ich so aufwuchs wie alle de Russys aufgewachsen waren, Generation um Generation, seit dem Zeitalter der Kreuzzüge. Wir waren nach dem Krieg finanziell noch nicht ganz am Ende und konnten sehr komfortabel leben. Ich ging auf eine gute Schule in Louisiana und auf die Universität Princeton. Später gelang es mir, die Pflanzung so zu führen, daß sie einen recht ansehnlichen Ertrag abwarf - aber Sie sehen ja selbst, was seither aus ihr geworden ist.

Meine Mutter starb, als ich zwanzig war, und mein Großvater zwei Jahre später. Von da an war ich ziemlich einsam, und '85 heiratete ich eine entfernte Cousine in New Orleans. Alles hätte anders kommen können, wenn sie am Leben geblieben wäre, aber sie starb bei der Geburt meines Sohnes Denis. Er war der einzige Mensch, den ich noch hatte. Ich dachte nicht daran, mich wieder zu verheiraten, sondern widmete mich ganz dem Jungen. Er war wie ich, wie alle de Russys - dunkelhaarig, hochgewachsen und schlank und ein Hitzkopf, wie er im Buche steht. Ich gab ihm die

gleiche Erziehung, die ich von meinem Großvater bekommen hatte, aber ich brauchte ihn nicht zu erziehen, wo es um Fragen der Ehre ging. Es steckte einfach in ihm, glaube ich. Sie können sich nicht vorstellen, was für ein Heißsporn er war - als er elf war, konnte ich ihn nur mit Mühe davon abhalten, sich als Freiwilliger im Spanischen Krieg zu melden! Ein romantischer Springinsfeld, den Kopf voller hochtrabender Ideale - viktorianisch würde man sie heute nennen - nicht nötig, ihm zu sagen, daß er die Niggerschlampen in Ruhe lassen sollte. Ich schickte ihn auf die gleiche Schule, auf der ich gewesen war, und auch nach Princeton. Er war Jahrgang 1909.

Er entschied sich schließlich für den Arztberuf und studierte ein Jahr Medizin in Harvard. Dann kam er auf die Idee, die alte französische Tradition der Familie hochzuhalten, und bat mich, ihn nach Paris auf die Sorbonne zu schicken. Ich willigte ein und war richtiggehend stolz auf ihn, obwohl ich wußte, wie einsam ich sein würde, wenn er nach Europa ging. Wollte Gott, ich hätte es ihm nicht erlaubt! Ich war überzeugt, daß er in Paris bestens aufgehoben sein würde. Er hatte ein Zimmer in der Rue St. Jacques - das ist in der Nähe der Universität im Quartier Latin -, aber seinen Briefen und den Berichten seiner Freunde zufolge hatte er mit der Bohème nichts im Sinn. Er verkehrte fast nur mit jungen Burschen von zu Hause, ernsthaften Studenten und Künstlern, denen ihre Arbeit wichtiger war als Studentenukts und die neuesten politischen und philosophischen Modeerscheinungen.

Aber es gab natürlich auch eine ganze Menge von Burschen, die gewissermaßen auf der Grenze zwischen Gelehrsamkeit und Teufelswerk standen. Die Ästhetiker, die Dekadenten, Sie wissen schon. Leute, die durch allerlei Experimente dem Leben und den Gefühlen auf den Grund gehen wollen. Typen wie Baudelaire. Natürlich kam Denis auch mit diesen Leuten in Berührung und sah, wie sie lebten. Sie hatten alle möglichen verrückten Zirkel und Kulte — Teufelsanbetung, imitierte Schwarze Messen und dergleichen. Den meisten hat das im großen und ganzen wohl nicht viel geschadet, wahrscheinlich vergaßen sie den Unfug nach ein oder zwei Jahren. Einer, der sich am intensivsten mit diesem seltsamen Zeug befaßte, war ein Bursche, den Denis von der Schule her kannte, ja dessen Vater ich selbst gekannt hatte, Frank Marsh aus New Orleans. Schüler von Lafcadio Hearn, Gauguin und van Gogh - ein typisches Produkt der verrückten neunziger Jahre. Armer Kerl - er hatte das Zeug zu einem großen Künstler. Marsh war der älteste Freund, den Denis in Paris hatte, und so waren sie natürlich oft zusammen, um über die alten Zeiten an der St. Clair Academy und das alles zu reden. Der Junge schrieb mir viel über ihn, und ich dachte an nichts Böses, als er von den Mystikern erzählte, mit denen sich Marsh eingelassen hatte. Es gab da offenbar einen Kult um prähistorische ägyptische und karthagische Magie, der zu der Zeit unter den Bohemiens auf dem linken Ufer der letzte Schrei war - so ein paar Wirrköpfe, die behaupteten, auf vergessene Quellen geheimer Wahrheiten untergegangener afrikanischer Kulturen zurückgreifen zu können - den großen Zimbabwe, die toten Atlantischen Städte in der Hoggar-Region der Sahara - ein Haufen Unfug von Schlangen und menschlichem Haar. Zumindest hielt ich es damals für Unfug. Denis berichtete mir von seltsamen Dingen, die Marsh über die verdeckte Wahrheit hinter den Legenden vom Schlangenhaupt der Medusa gesagt hatte - und hinter dem späteren Ptolemäischen Mythos von Berenice, die ihr

Haupthaar opferte, um ihren Gemahl und Bruder zu retten, worauf es verschwand und als Sternbild Coma Berenices erschien.

Ich glaube kaum, daß diese Geschichten Denis sonderlich beeindruckten - bis zur Nacht des sonderbaren Rituals in Marshs Wohnung, bei dem er die Priesterin kennenlernte. Die meisten Anhänger dieses Kults waren junge Burschen, aber an seiner Spitze stand eine junge Frau, die sich selbst Tanit-Isis nannte, mit richtigem Namen - in dieser letzten Inkarnation, wie sie sich ausdrückte - jedoch Marceline Bedard hieß. Sie gab sich als illegitime Tochter des Marquis de Chameaux aus und hatte sich offenbar als dilettierende Künstlerin und als Malermodell betätigt, bevor sie sich diesem lukrativeren Spiel mit der Magie zugewendet hatte. Irgend jemand behauptete auch, sie hätte eine Zeitlang in Westindien gelebt - ich glaube auf Martinique -, aber sie selbst sprach nicht gerne über sich. Es gehörte zu ihrer Pose, sich streng und heilig zu geben, aber ich glaube nicht, daß die erfahreneren Studenten sie da sehr ernst nahmen.

Denis war jedoch alles andere als erfahren und schrieb mir einen zehneitigen Brief voller schwülstigem Unsinn über die Göttin, die er entdeckt habe. Wenn ich gewußt hätte, wie arglos er war, hätte ich etwas dagegen tun können, aber ich dachte nicht im Traum daran, daß eine solche jünglingshafte Schwärmerei irgendwelche gravierenden Folgen haben würde. Groteskerweise war ich überzeugt, daß Denis' persönliches Ehrgefühl und sein Familienstolz ihn stets vor verhängnisvollen Komplikationen bewahren würden. Mit der Zeit beunruhigten mich seine Briefe jedoch immer stärker. Er erwähnte immer öfter diese Marceline und erzählte immer weniger von seinen Freunden; dafür hielt er sich darüber auf, wie >grausam und töricht< sie seien, weil sie sich weigerten, die Frau ihren Müttern und Schwestern vorzustellen. Offenbar stellte er ihr nie Fragen über ihre Vergangenheit, und man kann sich denken, daß sie ihm mit allerlei romantischen Märchen über ihre Herkunft und ihre göttlichen Offenbarungen den Kopf verdrehte. Mit der Zeit wurde mir klar, daß Denis alle Kontakte zu seinem Bekanntenkreis abbrach und den größten Teil seiner Zeit mit dieser verführerischen Priesterin verbrachte. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch hielt er ihre häufigen Zusammenkünfte vor seinen alten Freunden geheim, und deshalb versuchte auch keiner, ihn zur Vernunft zu bringen.

Ich nehme an, sie glaubte, Denis sei märchenhaft reich; er hatte etwas von einem Patrizier, und Angehörige einer gewissen Schicht halten alle aristokratischen Amerikaner für wohlhabend. Auf jeden Fall sah sie wahrscheinlich ihre Chance gekommen, eine legitime Verbindung mit einem jungen Mann aus den besten Kreisen einzugehen. Als ich endlich so beunruhigt war, daß ich ihm unverhohlen abriet, war es zu spät. Der Junge hatte sie geheiratet und schrieb mir, er werde sein Studium abbrechen und die junge Frau nach Riverside heimführen. Er meinte, sie hätte ein großes Opfer gebracht, indem sie auf die Führung des magischen Kults verzichtet hatte, und wolle künftig nur noch Ehefrau und Hausherrin sein - die Herrin von Riverside und Mutter der künftigen de Russys.

Nun, Sir, ich versuchte, das Beste daraus zu machen. Ich wußte, daß gebildete Europäer Grundsätze hatten, die von unseren alten amerikanischen Prinzipien abwichen — und letzten Endes hatte ich ja keine konkreten Gründe, der Frau zu

mißtrauen. Sie war vielleicht ein weiblicher Scharlatan, aber mußte sie unbedingt Schlimmeres sein? Ich nehme an, ich versuchte damals, diesen Dingen so wenig wie möglich auf den Grund zu gehen, meinem Jungen zuliebe. Es blieb mir bei nüchterner Betrachtung nichts anderes übrig, als Denis gewähren zu lassen, solange seine junge Frau sich an die Spielregeln der de Russys hielt. Ich wollte ihr die Chance geben, sich zu bewähren - vielleicht würde sie der Familie doch keinen solchen Schaden zufügen, wie mancher vielleicht befürchtet hätte. Ich erhob also keinerlei Einwände und machte meinem Sohn keinerlei Vorwürfe. Es geschah, wie er es wollte, und ich war bereit, ihn willkommen zu heißen, was immer er auch mitbringen mochte.

Drei Wochen nach dem Telegramm, durch das ich von der Heirat erfahren hatte, kamen sie hier an. Marceline war schön, das mußte man ihr lassen, und ich verstand, daß der Junge verrückt nach ihr war. Sie wirkte auch irgendwie edel, und ich glaube bis heute, daß sie zumindest etwas gutes Blut in sich hatte. Sie war anscheinend nicht viel älter als zwanzig, mittelgroß, ziemlich schlank und in Haltung und Bewegung graziös wie eine Tigerin. Ihre Haut hatte das samtige Weiß von altem Elfenbein, und ihre Augen waren groß und sehr dunkel. Sie hatte feine, wenn auch für meinen Geschmack nicht klar genug ausgeprägte Gesichtszüge von klassischer Regelmäßigkeit, und das außergewöhnlichste pechschwarze Haar, das ich je gesehen habe. Es wunderte mich nicht, daß das Haar in ihrem magischen Kult eine so große Rolle spielte; angesichts ihrer eigenen Haarpracht mußte sie wie von selbst auf diese Idee kommen. Wenn sie es hochgesteckt trug, sah sie aus wie eine orientalische Prinzessin auf einer Zeichnung von Aubrey Beardsley. Ließ sie es lose herabfallen, reichte es ihr bis unter die Knie und glänzte im Licht, als besäße es ein eigenes, unnatürliches Leben. Ich kann mir vorstellen, daß ich beim genauen Betrachten dieses Haars auch ohne die entsprechenden Hinweise von selbst an Medusa oder Berenice gedacht hätte. Manchmal schien es mir fast, als bewegte es sich ganz leicht von selbst, als neige es dazu, sich selbst in bestimmte Strähnen zu legen, aber das kann pure Illusion gewesen sein. Sie bürstete es unermüdlich und behandelte es offenbar auch mit irgendeinem Präparat. Einmal ging mir der Gedanke durch den Kopf - ein kurioser, skurriler Gedanke -, ihr Haar sei etwas Lebendiges, das sie auf eine merkwürdige Art füttern mußte. Alles Unsinn - aber eben doch Dinge, die mich in meiner Zurückhaltung ihr und ihrem Haar gegenüber bestärkten.

Ich kann nämlich nicht verhehlen, daß ich nie ganz warm mit ihr wurde, so sehr ich mich auch bemühte. Ich wüßte nicht zu sagen, woran es lag, aber das Gefühl war einfach da. Irgend etwas an ihr stieß mich fast unmerklich ab, und ich ertappte mich immer wieder dabei, daß ich morbide und makabre Assoziationen mit allem verband, was mit ihr zusammenhing. Ihre Gesichtsfarbe ließ mich an Babylon, Atlantis, Lemuria und die schrecklichen, vergessenen Reiche einer früheren Welt denken, ihre Augen erschienen mir manchmal wie die Augen einer gottlosen Waldkreatur oder Tiergottheit aus unvordenklichen, vormenschlichen Zeiten, und ihr Haar, diese dichte, exotische, allzu wohlgenährte Masse öligler Tintenschwärze, ließ einen schauern wie etwa eine große, schwarze Pythonschlange. Mir war klar, daß sie meine unwillkürliche Abneigung spürte, obwohl ich mir Mühe gab, mir nichts anmerken zu lassen, und sie auch nicht zu erkennen gab, daß sie Bescheid wußte.

Aber die Verblendung meines Sohnes hielt an. Er war ihr buchstäblich hörig und übertrieb all die kleinen Galanterien des täglichen Lebens derart, daß einem davon übel werden konnte. Sie schien seine Gefühle zu erwidern, aber ich merkte, daß sie sich zwingen mußte, genauso überschwenglich zu erscheinen wie er. Vor allem war sie, glaube ich, enttäuscht, als sie feststellen mußte, daß wir nicht annähernd so reich waren, wie sie gedacht hatte.

Kurz und gut, es war eine dumme Geschichte. Ich sah, daß sich alle möglichen betrüblichen Entwicklungen anbahnten. Denis war wie hypnotisiert in seiner schwärmerischen Liebe zu ihr und begann, sich mir zu entfremden, weil er meine Zurückhaltung gegenüber seiner Frau spürte. Das zog sich so einige Monate hin, und mir wurde klar, daß ich meinen einzigen Sohn verlieren würde - den Jungen, der seit einem Vierteljahrhundert all mein Denken und Handeln bestimmt hatte. Ich gebe zu, daß ich darüber erbittert war, aber welcher Vater wäre das an meiner Stelle nicht gewesen? Und trotzdem konnte ich nichts tun.

Marceline war Denis in diesen ersten Monaten anscheinend eine gute Ehefrau, und unsere Bekannten akzeptierten sie ohne Sticheleien oder peinliche Fragen. Ich hatte jedoch immer ein ungutes Gefühl bei dem Gedanken daran, was einige der jungen Burschen in Paris wohl ihren Angehörigen schreiben würden, nachdem die Neuigkeit von der Hochzeit sich herumgesprochen hatte. Trotz Marcelines Geheimnistuerei konnte die Sache nicht ewig unentdeckt bleiben, ja Denis hatte es sogar einigen seiner besten Freunde unter dem Siegel der Verschwiegenheit selbst geschrieben, sobald er sich mit ihr in Riverside niedergelassen hatte.

Ich selbst zog mich immer mehr in mein Zimmer zurück, unter Hinweis auf meinen schlechten Gesundheitszustand. Ungefähr zu I dieser Zeit begann sich meine derzeitige spinale Neuritis zu entwickeln, so daß dieser Vorwand recht glaubwürdig war. Denis merkte offenbar nicht, was mich bedrückte, und zeigte keinerlei Interesse für mich und meine Gewohnheiten und Angelegenheiten; es schmerzte mich zu sehen, wie rücksichtslos er wurde. Ich fand immer seltener Schlaf und zermarterte mir in der Nacht das Gehirn, um herauszufinden, was eigentlich los war, was es wirklich war, das mir meine Schwiegertochter so widerwärtig, ja sogar auf unbestimmte Art furchterregend machte. Sicherlich war es nicht ihr alter mystischer Unsinn, denn sie hatte die Vergangenheit hinter sich gelassen und nie mehr davon gesprochen. Sie malte nicht einmal mehr, obgleich sie früher wohl als Künstlerin dilettiert hatte.

Eigenartigerweise schienen die Bedienten die einzigen zu sein, die mein Unbehagen teilten. Die Schwarzen im Haus waren von Anfang an gar nicht gut auf sie zu sprechen, und nach ein paar Wochen hatten uns alle, bis auf die wenigen, die der Familie besonders eng verbunden waren, verlassen. Diese wenigen, der alte Scipio und seine Frau Sarah, die Köchin Delilah und Mary, Scipios Tochter, gaben sich Mühe, ihr so höflich wie möglich zu begegnen, doch sah man ihnen an, daß sie ihrer neuen Herrin nicht aus Zuneigung, sondern nur aus Pflichtgefühl dienten. Sie blieben so viel wie möglich in ihrem eigenen, entlegenen Teil des Hauses. McCabe, unser weißer Chauffeur, zeigte keine Feindseligkeit, sondern zudringliche Bewunderung, und eine weitere Ausnahme war eine sehr alte Zulu-Frau, von der es hieß, sie sei vor

über hundert Jahren aus Afrika gekommen, und die als eine Art Rentnerin der Familie eine führende Rolle unter den Schwarzen spielte. Die alte Sophonisba zeigte sich immer ehrerbietig, wenn Marceline in ihre Nähe kam, und einmal sah ich sie die Erde küssen, über die ihre Herrin gegangen war. Schwarze sind abergläubische Wesen, und ich fragte mich, ob Marceline unseren Dienstboten irgend etwas von ihrem mystischen Unsinn erzählt hatte, um ihre offensichtliche Abneigung zu überwinden.«

»So ging das fast ein halbes Jahr. Im Sommer 1916 kamen dann die Ereignisse ins Rollen. Gegen Mitte Juni erhielt Denis eine Nachricht von seinem alten Freund Frank Marsh, der ihm mitteilte, er habe eine Art Nervenzusammenbruch erlitten und wolle sich gerne zur Erholung aufs Land begeben. Der Brief war in New Orleans abgestempelt, denn Marsh hatte von Paris aus die Heimreise angetreten, als er den Zusammenbruch kommen fühlte, und konnte nur als eine zwar höfliche, aber doch unmißverständliche Bitte um eine Einladung von uns gedeutet werden. Marsh wußte natürlich, daß Marceline bei uns war, und erkundigte sich mit höflichen Worten nach ihrem Befinden. Denis, der die Nachricht von dem beklagenswerten Zustand seines Freundes mit Betroffenheit aufgenommen hatte, schrieb ihm unverzüglich, er könne kommen und so lange bei uns bleiben, wie ihm beliebt.

Marsh kam - und ich erschrak darüber, wie sehr er sich verändert hatte, seit ich ihn zum letztenmal gesehen hatte. Er war ein eher kleiner, hellhäutiger Bursche mit blauen Augen und einem schwachen Kinn, und ich sah jetzt in seinen geschwollenen Augenlidern, seinen vergrößerten Nasenporen und den tiefen Falten um den Mund die üblen Auswirkungen des Alkohols und wer weiß was sonst noch. Ich nehme an, er hatte seine Attitüde der Dekadenz ziemlich ernst genommen, und Rimbaud, Baudelaire oder Lautreamont nach Kräften nachgeeffert. Dennoch war er ein erfrischender Gesprächspartner, denn wie alle Dekadenten war er äußerst empfänglich für die Farbe und Stimmung und Namen der Dinge, bewundernswert lebendig und außerordentlich bewandert in obskuren, schattigen Gebieten des Lebens und Fühlens, von deren bloßer Existenz die meisten von uns keine Ahnung haben. Der arme Teufel! Wenn doch nur sein Vater länger gelebt und ihn mit fester Hand geleitet hätte! Dieser Junge war zu Großem bestimmt!

Ich war froh über den Besuch, denn ich hoffte, er würde dazu beitragen, wieder eine normale Atmosphäre im Haus herzustellen. Und eben dies schien anfangs auch der Fall zu sein. Denn wie ich schon sagte, war Marsh ein äußerst angenehmer Gesellschafter. Er war einer der aufrichtigsten und geistreichsten Künstler, die ich kennengelernt habe, und ich bin überzeugt, daß ihm nichts anderes im Leben wichtig war als die Wahrnehmung und der Ausdruck von Schönheit. Wenn er ein erlesenes Ding sah oder eines schuf, weiteten sich seine Augen, bis die Iris fast verschwand, so daß nur noch zwei mystische schwarze Kreise in diesem schwachen, zarten, kreideweißen Gesicht standen. Schwarze Fenster zu fremden Welten, über die keiner von uns auch nur Vermutungen anzustellen vermochte.

Als er hier ankam, hatte er jedoch nicht oft Gelegenheit, diese Neigung zu zeigen, denn er war, wie er Denis sagte, ziemlich erschöpft und ausgebrannt. Er hatte

offenbar großen Erfolg als Künstler einer bizarren Richtung gehabt, wie etwa Füssli oder Goya oder Sime oder Clark Ashton Smith, aber dann hatte ihn ganz plötzlich eine Schaffenskrise erfaßt. Die Welt der alltäglichen Dinge um ihn herum enthielt für ihn nichts mehr, was er als Schönheit empfinden konnte, das heißt Schönheit von solcher Kraft und Ausprägung, daß sie seine schöpferischen Kräfte angeregt hätte. Er hatte solche Phasen - wie alle Dekadenten - schon oft gehabt, aber diesmal war er nicht mehr imstande, eine neue, außergewöhnliche oder seltsame Empfindung oder Erfahrung zu erfinden, die ihm die unentbehrliche Illusion frischer Schönheit oder erregender, abenteuerlicher Erwartung beschert hätte. Er war am prekärsten Punkt seiner merkwürdigen Karriere angelangt.

Marceline war nicht im Hause, als Marsh ankam. Sie war von dem angekündigten Besuch nicht begeistert gewesen, und hatte sich geweigert, eine Einladung abzusagen, die etwa zu dieser Zeit Freunde von uns aus St. Louis ihr und Denis geschickt hatten. Denis blieb natürlich zu Hause, um seinen Gast zu empfangen, aber Marceline war allein der Einladung gefolgt. Es war das erste Mal, daß die beiden getrennt waren, und ich hoffte, die Pause würde dazu beitragen, den tranceähnlichen Zustand zu zerstreuen, in dem Denis immer lächerlicher wirkte. Marceline beeilte sich nicht mit der Rückkehr, sondern schien ihre Abwesenheit so lange auszudehnen, wie sie irgend konnte. Denis nahm das gelassener hin, als man es von einem so abgöttisch liebenden Ehemann erwartet hätte, und war wieder mehr er selbst, als er sich mit Marsh über die alten Zeiten unterhielt und den lustlosen Ästhetem aufzuheitern versuchte.

Marsh schien es hingegen kaum erwarten zu können, die Frau wiederzusehen, vielleicht weil er dachte, ihre fremdartige Schönheit oder irgendeine Phase des Mystizismus, der ihren einstigen magischen Kult gekennzeichnet hatte, würde ihm helfen, sein Interesse an der Realität wiederzufinden und ihm neue Anregungen zu schöpferischer Tätigkeit geben. Daß er keinen niedrigeren Beweggrund haben konnte, dessen war ich mir aus der Kenntnis seines Charakters heraus absolut sicher. Bei all seinen Schwächen war er doch ein Gentleman, und ich war eigentlich erleichtert gewesen, als ich erfuhr, daß er zu uns kommen wollte, weil allein schon seine Bereitschaft, Denis' Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Beweis genug war, daß er keinen Grund hatte, dies nicht zu tun.

Als Marceline dann endlich wiederkam, konnte Marsh seine tiefe Bewegung nicht verbergen. Er sprach sie nicht auf die bizarren Dinge an, von denen sie sich so gründlich losgesagt hatte, war aber unfähig, die grenzenlose Bewunderung zu verbergen, die seine Augen, die jetzt zum erstenmal seit seiner Ankunft auf jene merkwürdige Weise geweitet waren, von dem Moment an, da sie den Raum betrat, nicht von ihr weichen ließ.

Sie schien sich dagegen durch seinen stetigen prüfenden Blick eher gestört zu fühlen, das heißt, ich hatte diesen Eindruck am Anfang, während sich dieses Gefühl in wenigen Tagen bei ihr zu verflüchtigen schien, so daß die beiden schließlich in der herzlichsten und angeregtesten Weise miteinander umgingen. Marsh musterte sie unausgesetzt, wenn er sich unbeobachtet glaubte, und ich fragte mich, wie lange es

so bleiben würde, daß nur der Künstler, nicht aber der Mann in ihm durch ihre mysteriösen Reize angeregt wurde. Denis reagierte verständlicherweise etwas gereizt auf diese Wendung der Dinge, obwohl er sich sagen mußte, daß sein Gast ein Ehrenmann war und daß Marceline und Marsh als verwandte Geister auf den Gebieten der Mystik und der Ästhetik natürlich über Dinge und Interessen diskutieren wollten, an denen ein gewöhnlicher Sterblicher keinen Anteil haben konnte. Er verargte keinem von beiden etwas, sondern bedauerte nur, daß seine eigene Phantasie zu begrenzt und traditionell war, als daß er sich wie Marsh mit Marceline hätte unterhalten können. In dieser Phase hatte ich wieder mehr von meinem Sohn. Da seine Frau jetzt öfter anderweitig beschäftigt war, hatte er Muße, sich darauf zu besinnen, daß er noch einen Vater hatte - noch dazu einen, der bereit war, ihm in jeder schwierigen oder verwirrenden Situation zur Seite zu stehen.

Wir saßen oft zusammen auf der Veranda und sahen zu, wie Marsh und Marceline die Auffahrt entlangritten oder auf dem Platz, den wir früher südlich vom Haus hatten, Tennis spielten. Sie unterhielten sich zumeist auf französisch, in dem sich Marsh gewandter auszudrücken verstand als Denis oder ich. Im Englischen, das sie schon immer grammatikalisch korrekt gesprochen hatte, verbesserte Marceline auch zusehends ihre Aussprache, aber es war offensichtlich, daß sie es genoß, sich ab und zu wieder ausgiebig in ihrer Muttersprache unterhalten zu können. Wenn wir so dasaßen und sahen, wie gut die beiden zueinander paßten, fiel mir oft auf, wie sich Denis' Wangen und Halsmuskeln strafften, doch war er nach wie vor ein vorbildlicher Gastgeber für Marsh und ein vorbildlicher Ehemann für Marceline. Dies alles spielte sich normalerweise am Nachmittag ab. Marceline stand nämlich immer sehr spät auf, frühstückte im Bett und brauchte dann ungeheuer viel Zeit, um sich herzurichten. Ich habe nie eine Frau gekannt, die derart intensiven Gebrauch von Kosmetik, Schönheitsgymnastik, Haaröl, Salben und all diesen Dingen machte. In diesen Vormittagsstunden befaßten sich Denis und Marsh miteinander und führten die vertraulichen Gespräche, die ihre Freundschaft trotz der Belastung durch die Eifersucht aufrecht erhielten.

Eines dieser vormittäglichen Gespräche auf der Veranda war es auch, in dem Marsh den Vorschlag machte, mit dem das Verhängnis seinen Lauf nahm. Ich war durch einen Anfall meiner Neuritis zum Liegen gezwungen, hatte mich aber überwunden, hinunterzugehen und mich auf dem Sofa im vorderen Salon unter dem hohen Fenster auszustrecken. Denis und Marsh saßen draußen dicht vor dem Fenster, so daß ich ungewollt alles mithörte, was sie sagten. Sie hatten über Kunst gesprochen und über die kuriosen, vom Zufall abhängigen Umwelteinflüsse, die ein Künstler als Anstoß zur Schaffung eines wirklichen Kunstwerkes brauche, als Marsh plötzlich von der abstrakten Erörterung zu der persönlichen Anwendung überging, die er wohl von Anfang an im Auge gehabt hatte.

"Ich nehme an" sagte er, "niemand wüßte zu sagen, durch welches Element bestimmte Szenen oder Objekte zu ästhetischen Reizen für bestimmte Individuen werden. Im Grunde muß das natürlich irgendwie mit dem Vorrat an geistigen Assoziationen zusammenhängen, den jeder Mensch besitzt, denn keine zwei Menschen haben dasselbe System von Sensibilität und Reaktion. Wir Dekadenten

sind Künstler, für die alle alltäglichen Dinge keinerlei emotionale oder symbolische Bedeutung mehr haben, aber jeder von uns reagiert anders auf die gleiche außergewöhnliche Sache. Nehmen wir zum Beispiel einmal mich .. ."

Er hielt inne und sprach dann weiter.

"Ich weiß, Denny, daß ich dir das sagen kann, weil du einen so außergewöhnlich unverbildeten Verstand besitzt - klar, fein, direkt, objektiv und so weiter. Du wirst mich nicht mißverstehen, wie es bei einem überfeinerten, allzu kultivierten Mann von Welt zu befürchten wäre."

Er hielt abermals inne.

"Ich glaube, ich weiß jetzt, was nötig ist, damit meine Vorstellungskraft wieder in Gang kommt. Geahnt habe ich es schon immer, seit wir zusammen in Paris waren, aber jetzt bin ich sicher. Es ist Marceline, alter Junge - dieses Gesicht und dieses Haar und die Kette schattenhafter Bilder, die sie heraufbeschwören. Es ist nicht nur sichtbare Schönheit - obwohl sie damit weiß Gott reich gesegnet ist -, sondern etwas ganz Eigentümliches und Individuelles, das sich nicht genau erklären läßt. Weißt du, ich habe in den letzten Tagen ein so bestimmtes Gefühl gehabt, daß dieser Reiz existiert, daß ich wahrhaftig glaube, ich könnte mich selbst übertreffen und in die Spitzengruppe der großen Meister vorstoßen, wenn ich Farbe und Leinwand genau in dem Moment zur Hand hätte, in dem ihr Gesicht und ihr Haar meine Phantasie beflügeln. Das Ganze hat etwas Unheimliches, Überirdisches - es hängt mit den schemenhaften alten Dingen zusammen, die Marceline repräsentiert. Ich weiß nicht, wieviel sie dir über diese Seite ihres Wesens erzählt hat, aber ich versichere dir, es gibt da mehr, als du vielleicht glaubst. Sie hat gewisse phantastische Verbindungen zur Außenwelt. . ."

Ein Wechsel in Denis' Gesichtsausdruck mußte Marsh hier Einhalt geboten haben, denn es trat eine längere Pause ein. Ich war im höchsten Grade beunruhigt, ja erschrocken, denn ich hatte nicht mit einer so offenen Aussprache gerechnet. Und ich fragte mich, was mein Sohn wohl denken mochte. Ich bekam heftiges Herzklopfen und spitzte die Ohren, um mir nur ja nichts entgehen zu lassen. Dann sprach Marsh weiter.

"Du bist natürlich eifersüchtig - ich weiß, wie eine solche Äußerung auf dich wirken muß -, aber ich schwöre dir, du hast keinen Anlaß dazu."

Denis erwiderte nichts, und Marsh sprach weiter.

"Um die Wahrheit zu sagen, ich könnte mich nie in Marceline verlieben - nicht einmal zu einer wirklich herzlichen Freundschaft mit ihr wäre ich fähig. Verdammt noch mal, ich kam mir bei unseren Gesprächen in den letzten Tagen wie ein Heuchler vor. Der Fall liegt einfach so, daß eine Seite von ihr mich auf eine gewisse Weise, eine sehr merkwürdige, phantastische und unbestimmt schreckliche Weise beinahe hypnotisiert, genauso wie du auf eine viel normalere Art von einer anderen Seite ihres Wesens beinahe hypnotisiert bist. Ich sehe etwas in ihr - oder, um psychologisch genau zu sein, etwas durch sie oder jenseits von ihr -, das du überhaupt nicht wahrnimmst. Etwas, was eine endlose Prozession von Gestalten aus vergessenen Abgründen heraufbeschwört und mich wünschen läßt, unglaubliche Dinge zu malen, deren Umrisse im selben Moment verschwimmen, in dem ich sie klar ins Auge zu

fassen versuche. Versteh mich nicht falsch, Denny, deine Frau ist ein bezauberndes Geschöpf, ein strahlender Brennpunkt kosmischer Kräfte, der es vielleicht mehr als alles andere auf der Welt verdient, göttlich genannt zu werden !"

Ich hatte an diesem Punkt den Eindruck, daß sich die Spannung löste, denn die merkwürdige Abstraktheit von Marshs Rede sowie die schmeichelhaften Äußerungen, mit denen er Marceline jetzt überhäufte, mußten unweigerlich entwaffnend und besänftigend auf einen Mann wirken, der seiner Frau mit so liebevollem Stolz zugetan war wie Denis. Marsh hatte den Umschwung offenbar selbst bemerkt, denn er fuhr jetzt mit festerer Stimme fort.

"Ich muß sie malen, Denny - muß dieses Haar malen -, du wirst es nicht bereuen. Es ist etwas an diesem Haar, das mehr als menschlich ist - mehr als schön -. " Er brach ab, und ich fragte mich wieder, was Denis wohl denken mochte, ja ich fragte mich, was ich selbst denken sollte. War Marshs Interesse wirklich nur das eines Künstlers, oder war er lediglich genauso verblendet, wie es Denis gewesen war? Ich hatte immer gedacht, er habe in der Schule meinen Sohn beneidet, und ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß das jetzt auch wieder der Fall war. Andererseits hatte einiges in seinen Ausführungen über den künstlerischen Anstoß erstaunlich wahr geklungen; je mehr ich grübelte, um so mehr neigte ich dazu, das Ganze für bare Münze zu nehmen. Denis war offenbar zu einem ähnlichen Schluß gekommen, denn obgleich ich seine leise gesprochene Antwort nicht verstand, entnahm ich der Reaktion, die sie hervorrief, daß sie positiver Art gewesen sein mußte.

Ich hörte ein Geräusch, wie wenn jemand einem anderen auf die Schulter klopfte, und dann eine dankbare Erwiderung, die mir bis heute in Erinnerung geblieben ist.

"Das finde ich schön, Denny, und wie gesagt, du wirst es nie bereuen. In gewissem Sinne mache ich es auch sehr dir zuliebe. Du wirst ein anderer Mensch sein, wenn du das Bild siehst. Es wird dich wieder dorthin bringen, wo du früher warst, dich aufwecken und gewissermaßen retten, aber im Moment kannst du einfach noch nicht verstehen, was ich meine. Denke nur immer an unsere alte Freundschaft und bilde dir nie ein, es hätte sich da bei mir etwas geändert !"

Ich erhob mich verwirrt, als ich die beiden über den Rasen davongehen sah. Arm in Arm und einträchtig rauchend. Was konnte Marsh mit dieser sonderbaren und beinahe ominösen Versicherung gemeint haben? Je mehr meine Befürchtungen in der einen Richtung zerstreut wurden, um so mehr wurden sie in einer anderen geweckt. Wie ich sie auch drehen und wenden mochte, die Sache wollte mir überhaupt nicht gefallen.

Dennoch wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen. Denis ließ einen Raum unter dem Dach mit einem Atelierfenster versehen, und Marsh bestellte alle möglichen Malerartikel. Alle waren ziemlich begeistert von dem neuen Projekt, und für mich war es eine gewisse Erleichterung, daß wenigstens etwas geschah, was die lastende Spannung ein bißchen löste. Schon bald begannen die Sitzungen, und wir nahmen sie alle recht ernst, denn es war offenkundig, daß Marsh sie als bedeutende künstlerische Ereignisse ansah. Denny und ich bemühten uns in diesen Stunden immer, besonders leise zu sein, wenn wir im Haus umhergingen, als handle es sich um etwas Geheiligt, und wir wußten ja, daß es für Marsh auch tatsächlich etwas Heiliges

war.

Für Marceline war es jedoch etwas ganz anderes, wie ich von Anfang an bemerkte. Wie immer Marshs Reaktionen auf die Sitzungen auch gewesen sein mochten, die ihren waren geradezu peinlich offenkundig. Auf jede erdenkliche Art und Weise ließ sie erkennen, daß sie in den Künstler vernarrt war, und es war auffällig, mit welcher Entschiedenheit sie Denis' Äußerungen der Zuneigung zurückwies. Eigenartigerweise fiel mir das mehr auf als Denis selbst, und ich versuchte, mir einen Plan zurechtzulegen, wie ich dem Jungen seine Seelenruhe erhalten konnte, bis sich die Situation endgültig klären ließ. Soweit es in meinen Kräften stand, wollte ich verhindern, daß er sich allzu sehr über die ganze Sache aufregte.

Ich kam zu dem Schluß, daß es das beste wäre, Denis aus dem Haus zu haben, solange die unerquickliche Situation andauerte. Ich war durchaus in der Lage, hier seine Interessen zu vertreten, und früher oder später würde Marsh sein Bild ja vollenden und abreisen. Ich hatte nach wie vor eine so gute Meinung von Marsh, daß ich eine Verschlechterung der Situation für ausgeschlossen hielt. Wenn die Geschichte erst einmal ausgestanden und Marcelines Verliebtheit verflogen war, konnte Denis wieder nach Hause kommen. Ich schrieb also einen langen Brief an meinen Vertriebs- und Finanzagenten in New York und setzte ihm darin meinen Plan auseinander, den Jungen auf unbestimmte Zeit nach New York zu schicken. Ich bat ihn, uns zu schreiben, daß es im Interesse unserer Geschäfte absolut notwendig sei, daß einer von uns beiden in den Osten fuhr, und da ich wegen meiner Krankheit nicht in Frage kam, blieb Denis keine andere Wahl, als selbst zu fahren. Es wurde vereinbart, Denis in New York so mit wichtigen Arbeiten einzudecken, daß er alle Hände voll zu tun haben würde, bis ich es für richtig hielt, ihn wieder nach Hause zu holen.

Es lief alles nach Plan, und Denis brach nach New York auf, ohne den geringsten Verdacht geschöpft zu haben. Marceline und Marsh begleiteten ihn im Wagen nach Cape Girardeau, wo er den Nachmittagszug nach St. Louis nahm. Sie kamen in der Dämmerung zurück, und während McCabe das Auto in die Garage fuhr, hörte ich die beiden auf der Veranda miteinander sprechen. Sie saßen in denselben Stühlen vor dem hohen Fenster, in denen Marsh und Denis gesessen hatten, als ich ihr Gespräch über das Porträt mithörte. Diesmal entschloß ich mich bewußt, sie zu belauschen, ging leise in den vorderen Salon und legte mich auf das Sofa am Fenster.

Anfangs verstand ich gar nichts, doch dann hörte ich ein Stuhlrücken, und gleich darauf ein scharfes Einziehen des Atems und einen gekränkten Ausruf von Marceline. Dann sprach Marsh in sachlichem, beinahe abweisendem Ton.

"Ich würde heute abend gerne noch arbeiten, falls du nicht zu müde bist."

Marcelines Antwort kam in dem gleichen gekränkten Ton wie der Ausruf kurz zuvor. Sie sprach Englisch, genau wie er.

"Ach, Frank, kannst du an gar nichts anderes mehr denken? Immer nur arbeiten!

Können wir nicht einfach in diesem herrlichen Mondschein auf der Veranda sitzen ?"

Er antwortete ungehalten, und in seiner Stimme schwang neben der vorherrschenden Begeisterung des Künstlers eine gewisse Verachtung mit.

"Mondschein! Gütiger Gott, Welch billige Sentimentalität! Für eine gebildete Frau hast du eine erstaunlich ausgeprägte Neigung zu trivialsten Groschenheft-Klischees! Mir geht es um große Kunst, und du schwärmst vom Mond - banal wie ein Spotlight in einem Variete! Oder vielleicht erinnert er dich an die Sommertänze um die steinernen Säulen in Auteuil - Teufel nochmal, wie diese stieläugigen Bauerntölpel dich da immer angestarrt haben! Aber nein - das hast du ja jetzt alles hinter dir gelassen. Madame de Russy will nichts mehr mit Atlantischer Magie oder Schlangenhaar-Riten zu tun haben! Ich bin der einzige, der sich noch an die alten Dinge erinnert - die Dinge, die durch die Tempel von Tanit herabkamen und auf den Bollwerken von Zimbabwe widerhallten. Aber ich möchte diese Erinnerungen nicht missen - dies alles wird in das Bild auf meiner Leinwand verwoben - das Bild, in dem all diese Wunder eingefangen werden und die Geheimnisse von fünfundsiebzig Jahrtausenden kristallisiert sind . . ."

Marceline unterbrach ihn mit einer Stimme, in der die verschiedensten Gefühle mitschwangen.

"Aber jetzt wirst du sentimental! Du weißt sehr gut, daß man die alten Dinge besser auf sich beruhen läßt. Ihr alle solltet auf der Hut sein, falls ich jemals die alten Riten aussinge oder heraufzubeschwören versuche, was in Yuggoth, Zimbabwe und R'lyeh verborgen liegt. Ich hätte dich für klüger gehalten!

Du bist inkonsequent. Ich soll mich für dieses kostbare Gemälde von dir interessieren, aber du läßt mich nie einen Blick darauf werfen. Immer dieses schwarze Tuch darüber! Schließlich ist es ein Bild von mir - wieso darf ich es dann nicht sehen . . ."

Diesmal unterbrach Marsh sie, und seine Stimme klang merkwürdig hart und gepreßt.

"Nein, jetzt noch nicht. Du wirst es zu gegebener Zeit zu sehen bekommen. Du sagst, es ist ein Bild von dir - das stimmt, aber es ist auch mehr. Wenn du wüßtest, wärest du wahrscheinlich nicht so ungeduldig. Armer Denis! Mein Gott, es ist eine Schande !"

Mir schnürte es plötzlich den Hals zu, als ich diese Worte hörte, die Marsh mit beinahe fiebrig hoher Stimme ausrief. Was konnte er damit meinen ? Plötzlich sah ich, daß er alleine ins Haus kam. Ich hörte die Haustür ins Schloß fallen und lauschte seinen Schritten nach, als er die Treppe hinaufging. Draußen auf der Veranda konnte ich immer noch Marcelines heftiges, ärgerliches Atmen hören. Zutiefst verstört schlich ich mich davon, und ich hatte so eine Ahnung, daß noch schwerwiegende Probleme zu lösen sein würden, ehe Denis heimkehren konnte. Nach diesem Abend war die Spannung im Haus noch schlimmer als vorher. Marceline war es gewohnt, umschmeichelt und verwöhnt zu werden, und schon die wenigen harten Worte von Marsh hatten sie tief gekränkt. Im Haus war nicht mehr mit ihr auszukommen, denn nun, da der arme Denis nicht mehr da war, ließ sie ihre Launen an jedem aus, der in der Nähe war. Wenn sie im Haus niemanden fand, mit dem sie streiten konnte, ging sie zu Sophonisbas Hütte hinaus und sprach stundenlang mit der wunderlichen alten Zulu-Frau. Tante Sophy war als einzige so unterwürfig, wie Marceline es sich wünschte, und als ich einmal versuchte, eines ihrer Gespräche zu belauschen, hörte

ich Marceline etwas von »alten Geheimnissen« und einem »unbekannten Kadath« flüstern, während die Negerin in ihrem Stuhl hin und her schaukelte und ab und zu unartikulierte Laute der Ehrerbietung und Bewunderung von sich gab.

Nichts vermochte sie jedoch von ihrer Vernarrtheit in Marsh abzubringen. Sie wirkte mürrisch und verbittert, wenn sie mit ihm sprach, fügte sich aber zunehmend seinen Wünschen. Ihm kam das zupaß, denn jetzt konnte er sie für sein Bild posieren lassen, wann immer er Lust zum Malen hatte. Er gab sich Mühe, ihr zu zeigen, wie dankbar er ihr dafür war, aber ich meinte, eine Art Verachtung oder sogar Abscheu unter seiner ausgesuchten Höflichkeit zu entdecken. Ich für meinen Teil haßte Marceline jetzt regelrecht! Es hätte zu diesem Zeitpunkt keinen Sinn mehr gehabt, beschönigend von einer bloßen Abneigung zu sprechen. Ich war nur froh, daß Denis in New York war. Seine Briefe, die nicht annähernd so zahlreich waren, wie ich es mir gewünscht hätte, verrieten mir, daß er sich Sorgen machte. Mitte August entnahm ich Marshs Bemerkungen, daß das Bild beinahe vollendet war. Ich hatte den Eindruck, daß er immer sarkastischer wurde, während sich Marcelines Laune etwas besserte, weil die Aussicht darauf, das Bild nun bald sehen zu können, ihrer Eitelkeit schmeichelte. Ich erinnere mich heute noch an den Tag, an dem Marsh sagte, er werde innerhalb einer Woche fertig sein. Marcelines Miene heiterte sich auf, doch nicht ohne daß sie mir einen giftigen Blick zuwarf. Mir kam es vor, als ob sich ihr Haar dabei sichtbar enger um den Kopf schlängelte.

"Ich bin die erste, die es sehen darf!" stieß sie hervor. Dann lächelte sie Marsh zu und sagte: »Und wenn es mir nicht gefällt, zerschneide ich es in Stücke !"

Marshs Gesicht nahm den kuriosesten Ausdruck an, den ich bei ihm je gesehen hatte, als er ihr antwortete.

"Ich weiß nicht, ob ich deinen Geschmack getroffen habe, Marceline, aber ich versichere dir, es ist großartig! Nicht daß ich mir viel darauf einbilde - Kunst schafft sich selbst, und diese Arbeit mußte getan werden. Aber wart's ab !"

In den nächsten Tagen hatte ich ein seltsames Gefühl der Vorahnung, so als ob die Vollendung des Bildes nicht eine Erlösung, sondern eine Katastrophe bedeuten würde. Auch hatte mir Denis nicht geschrieben, und mein Agent in New York sagte mir, mein Sohn plane eine Reise aufs Land. Ich fragte mich immer wieder, wohin das noch alles führen sollte. Welch eine seltsame Mischung von Elementen - Marsh und Marceline, Denis und ich! Wie würden diese Elemente schließlich aufeinander reagieren ? Wenn meine Angst übermächtig wurde, versuchte ich, sie auf meine Hinfälligkeit zurückzuführen, aber an diese Erklärung wollte ich selber nicht so recht glauben.«

»Also die Bombe platzte am Donnerstag, dem 26. August. Ich war zur gewohnten Zeit aufgestanden und hatte gefrühstückt, aber es war wegen der Schmerzen in meinem Rückgrat nicht viel mit mir anzufangen. Es war mir in letzter Zeit gar nicht gut gegangen, und ich war gezwungen gewesen, Opiate zu nehmen, wenn die Schmerzen unerträglich wurden. Es war außer der Dienerschaft niemand in den unteren Räumen, aber ich konnte Marceline oben in ihrem Zimmer hören. Marsh schlief unter dem Dach neben seinem Atelier und hatte sich angewöhnt, so lange

aufzubleiben, daß er selten vor Mittag herunterkam. Gegen zehn Uhr wurden meine Schmerzen so stark, daß ich eine doppelte Dosis meines Betäubungsmittels nahm und mich auf das Sofa im Salon legte. Das letzte, was an mein Ohr drang, waren Marcelines Schritte im Obergeschoß. Die Ärmste - wenn sie gewußt hätte, was ihr bevorstand! Wahrscheinlich ging sie vor dem hohen Spiegel auf und ab und bewunderte sich. Das sah ihr ähnlich. Eitel bis zum Ende, in ihrer eigenen Schönheit schwelgend, so wie sie in dem bescheidenen Luxus schwelgte, den Denis ihr bieten konnte.

Ich wachte erst kurz vor Sonnenuntergang auf und wußte sofort, wie lange ich geschlafen hatte, als ich das goldene Licht und die langen Schatten draußen sah. Niemand war in der Nähe, und es herrschte eine unnatürliche Stille. Von weit her meinte ich jedoch, ein leises Heulen oder Jammern zu vernehmen, das mir vage und doch beunruhigend bekannt vorkam. Ich glaube normalerweise nicht an Vorahnungen, aber an diesem Nachmittag erfüllte mich eine unerklärliche Unruhe. Ich hatte Alpträume gehabt, schlimmere noch als in den vorangegangenen Wochen, und diesmal schien es mir, als seien sie auf schreckliche Weise mit einer schwarzen, schwärenden Wirklichkeit verknüpft. Die ganze Atmosphäre des Hauses kam mir wie vergiftet vor. Hinterher erklärte ich es mir damit, daß wohl bestimmte Geräusche in mein Unterbewußtsein gedrungen sein mußten, während ich stundenlang von der Droge betäubt geschlafen hatte. Die Schmerzen hatten jedoch deutlich nachgelassen, und ich konnte ohne Mühe aufstehen und umhergehen.

Ich merkte schon bald, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Marsh und Marceline hätten zwar auf einem Ausritt sein können, aber in der Küche hätte längst jemand das Abendessen zubereiten müssen. Statt dessen herrschte im ganzen Haus absolute Stille, bis auf das ferne schwache Heulen oder Jammern, und es ließ sich niemand blicken, als ich an der altmodischen Klingelschnur zog, um Scipio zu rufen. Als ich zufällig einmal den Kopf hob, sah ich den sich ausbreitenden Fleck an der Decke, den hellroten Fleck, der aus Marcelines Zimmer kommen mußte.

Ich vergaß schlagartig meinen schmerzenden Rücken und lief, aufs Schlimmste gefaßt, die Treppe hinauf. Alles mögliche ging mir durch den Kopf, als ich mit der durch die Feuchtigkeit verzogenen Tür jenes stillen Raumes kämpfte, und am grauenhaftesten war das Gefühl, daß all meine dumpfen Vorahnungen und Erwartungen sich auf die entsetzlichste Weise erfüllt hatten. Ich hatte, wie mir jetzt plötzlich bewußt wurde, die ganze Zeit über gewußt, daß namenloses Unheil sich zusammenbraute, daß etwas Böses von kosmischen Dimensionen sich unter meinem Dach eingenistet hatte, aus dem nur ein blutiges Drama erwachsen konnte.

Die Tür gab endlich nach, und ich taumelte in den großen Raum, in dem es wegen der hohen Bäume, die vor den Fenstern standen, schon dämmrig war. Im ersten Moment bemerkte ich nur den üblen Geruch, der mir sofort in die Nase stieg, doch als ich dann das elektrische Licht anknipste und mich umsah, erblickte ich auf dem gelb und blau gemusterten Teppich ein unbeschreibliches, blasphemisches Etwas. Es lag mit dem Gesicht nach unten in einer großen Lache dunklen, halbgeronnenen Blutes und hatte den blutigen Abdruck eines beschuhten menschlichen Fußes in der Mitte seines nackten Rückens. Alles war mit Blut bespritzt - die Wände, die Möbel,

der Fußboden. Meine Knie versagten mir bei diesem entsetzlichen Anblick den Dienst, so daß ich zu einem Sessel wanken und mich hineinfallen lassen mußte. Das Etwas war offenkundig einmal ein Mensch gewesen, dessen Identität ich jedoch zunächst nicht ohne weiteres zu erkennen vermochte, da er unbekleidet war und das Haar ihm auf höchst brutale Weise zum größten Teil vom Kopf gehackt und gerissen worden war. Aber der Körper war matt elfenbeinfarben, und ich wußte, daß es sich um Marceline handeln mußte. Besonders teuflisch mutete der Schuhabdruck auf dem Rücken an. Ich vermochte mir nicht einmal entfernt eine Vorstellung von der abscheulichen Tragödie zu machen, die sich abgespielt haben muß, während ich in dem Raum darunter geschlafen hatte. Als ich die Hand hob, um mir den Schweiß von der Stirn zu wischen, sah ich, daß Blut an meinen Fingern klebte. Ich schauderte, dann wurde mir klar, daß das Blut vom Knauf der Tür stammen mußte, die der unbekannte Mörder beim Verlassen des Zimmers hinter sich zugezogen hatte. Seine Waffe hatte er offenbar mitgenommen, denn im ganzen Zimmer war nichts zu sehen, was als Tatinstrument in Frage kam.

Auf dem Fußboden entdeckte ich eine Spur klebriger Schuhabdrücke ähnlich dem auf dem Körper, die von diesem zur Tür führte. Aber es war noch eine zweite Blutspur da, und die ließ sich nicht so leicht erklären, ein breiter, durchgehender Streifen, wie die Kriechspur einer riesigen Schlange. Ich dachte zuerst, der Mörder müsse etwas hinter sich hergeschleift haben. Doch aus der Art, wie einige der Fußspuren dieser zweiten Spur überlagert waren, schloß ich, daß diese schon vorhanden gewesen war, als der Mörder aus dem Zimmer ging. Doch was für ein kriechendes Ungeheuer konnte mit dem Opfer und seinem Mörder im Zimmer gewesen sein und dieses nach der Untat vor dem Mörder verlassen haben? Während ich über diese Frage nachdachte, war das leise, ferne Wimmern zu hören.

Ich riß mich schließlich aus der Lethargie des Entsetzens, erhob mich und begann, den Fußspuren nachzugehen. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wer der Mörder sein konnte, und konnte mir auch die Abwesenheit der Dienerschaft nicht erklären. Ich hatte

das vage Gefühl, zu Marshs Zimmern im Dachgeschoß hinaufsteigen zu müssen, aber noch ehe mir dieser Gedanke voll bewußt geworden war, sah ich, daß die Blutspur ohnehin dorthin führte. War er vielleicht selbst der Mörder? Hatte er unter der Last der morbiden Situation den Verstand verloren und war plötzlich Amok gelaufen?

Im Flur des Dachgeschosses wurden die Fußspuren schwächer und verloren sich dann fast ganz in dem dicken Teppich. Ich konnte aber immer noch die merkwürdige durchgehende Spur des Wesens sehen, das vorausgekrochen war, und diese führte geradewegs auf die geschlossene Tür von Marshs Atelier zu, unter der es ungefähr in der Mitte zwischen den beiden Türpfosten verschwand. Offenbar hatte es die Schwelle zu einer Zeit überquert, als die Tür weit offen stand.

Von Angst und Abscheu erfüllt, versuchte ich den Knauf zu drehen, und stellte fest, daß die Tür unverschlossen war. Ich öffnete sie und blieb in dem fahlen Nordlicht stehen, um zu sehen, welch neuerlicher Nachtmahr hier meiner harren mochte. Auf dem Boden lag etwas, das wie eine menschliche Gestalt aussah, und ich griff nach

dem Schalter, um den Kronleuchter anzuknipsen.

Aber als das Licht aufflammte, löste sich mein Blick vom Boden und dem schrecklichen Ding, das dort lag - es war Marsh, der arme Teufel -, um sich in wildem, ungläubigem Entsetzen auf das noch lebende Wesen zu heften, das unter der offenen Tür zu Marshs Schlafzimmer kauerte und zu mir herstarrte. Es war eine Gestalt mir wirrem Haar und aufgerissenen Augen, von getrocknetem Blut überkrustet, in der Hand eine schauerliche Machete, die an der Atelierwand gehangen hatte. Doch selbst in diesem schrecklichen Moment erkannte ich in der Gestalt jemanden, den ich tausend Meilen von diesem Ort gewöhnt hatte. Es war mein eigener Sohn Denis — oder vielmehr das Häufchen Elend, das von ihm übrig war.

Mein Anblick ließ in dem armen Kerl offenbar einen letzten Rest von Vernunft oder zumindest von Erinnerung aufflackern. Er richtete sich auf und begann den Kopf herumzuwerfen, als wollte er sich von einem quälenden Einfluß befreien. Ich brachte kein Wort heraus, bewegte aber die Lippen in dem Bestreben, meine Stimme wiederzufinden. Mein Blick wanderte für einen Augenblick zu der Gestalt auf dem Boden vor der verhängten \diamondStaffelei, der Gestalt, auf die die absonderliche Blutspur zuführte, und die von einem dunklen, strickähnlichen Objekt umschlungen schien. Die Bewegung meiner Augen rief offenbar im gemarterten Hirn des Jungen irgendeinen Eindruck hervor, denn er begann, unvermittelt mit heiserer, krächzender Stimme Worte vor sich hin zu murmeln, deren Sinn ich alsbald verstand.

"Mußte sie ausrotten - sie war der Teufel - die Verkörperung und Hohepriesterin alles Bösen - Auswurf des Abgrunds - Marsh wußte es und wollte mich warnen - guter alter Frank - ich hab ihn nicht umgebracht, obwohl ich dazu fähig war, bevor ich begriff. Aber ich bin hinuntergegangen und habe sie getötet -dann dieses verfluchte Haar -"

Ich hörte in fassungslosem Entsetzen zu, während Denis verstummte, schluckte und dann weitersprach.

"Du wußtest nichts davon - ihre Briefe wurden immer merkwürdiger, und ich wußte, daß sie Marsh liebte. Dann schrieb sie fast gar nicht mehr. Er hat sie nie erwähnt - ich spürte, daß etwas nicht stimmte, und hielt es für besser, heimzukommen und nach dem Rechten zu sehen. Konnte dir nichts sagen - du hättest dich verraten. Wollte sie überraschen. Bin heute gegen Mittag angekommen - kam in einem Taxi und schickte die Leute alle weg -den Arbeitern auf dem Feld sagte ich nichts, ihre Hütten sind alle außer Hörweite. Ich sagte McCabe, daß er mir ein paar Sachen in Cape Girardeau besorgen und sich mit der Rückkehr bis morgen Zeit lassen sollte. Die Nigger habe ich alle mit dem alten Wagen nach Bend Village geschickt, auf einen Ausflug. Hab ihnen erzählt, wir würden auch einen Ausflug machen und sie nicht brauchen. Hab ihnen gesagt, sie sollen die ganze Nacht bei Scipios Vetter bleiben, der hat doch so eine Pension für Nigger !"

Seine Stimme wurde immer leiser, und ich mußte mich anstrengen, um jedes Wort zu verstehen. Einmal schien mir, als hörte ich wieder das wilde, ferne Jammern, aber im Moment war Denis' Bericht wichtiger.

"Sah dich im Salon schlafen und dachte mir, der wird schon nicht aufwachen. Dann

ging ich leise hinauf, um Marsh und . . . diese Frau zu überraschen !"

Der Junge schauderte, er schreckte davor zurück, Marcelines Namen auszusprechen. Gleichzeitig sah ich, wie sich mit dem fernen Jammern, das mir nun immer bekannter vorkam, seine Augen weiteten." Sie war nicht in ihrem Zimmer, und so ging ich ins Atelier hinauf. Tür war zu, und ich hörte Stimmen. Klopfte nicht - bin einfach reingeplatzt und sah, daß sie ihm Modell saß. Nackt, aber mit diesen teuflischen Haaren um sich drapiert. Und schöne Augen hat sie Frank gemacht. Die Staffelei stand zum Fenster, ich konnte das Bild nicht sehen. Sie erschranken beide, als ich auf einmal im Zimmer stand, und Marsh fiel der Pinsel aus der Hand. Ich war wütend und sagte ihm, ich wollte das Bild sehen, aber er wurde immer ruhiger. Es ist noch nicht ganz fertig, sagte er, aber in einem oder zwei Tagen - dann könnte ich es sehen. Sie hatte es auch noch nicht gesehen.

Aber nicht mit mir. Ich ging auf ihn zu, aber er warf einen Samtvorhang über das Ding, bevor ich es sehen konnte. Wollte sich lieber mit mir prügeln, als es mich sehen zu lassen, aber diese

- diese - sie - stand auch auf und half mir. Sagte, wir hätten ein Recht, es zu sehen. Frank regte sich furchtbar auf und versetzte mir einen Hieb, als ich den Vorhang herunterziehen wollte. Ich schlug zurück, und er fiel hin, anscheinend bewußtlos, und dann wäre ich beinahe selbst in Ohnmacht gefallen, als diese - diese Kreatur - einen fürchterlichen Schrei ausstieß. Sie hatte den .Vorhang weggezogen und einen Blick auf das Bild geworfen, das Marsh gemalt hatte. Ich wirbelte herum und sah sie wie von Furien gehetzt aus dem Zimmer rennen - und dann sah ich das Bild."

Wahnsinn flackerte wieder in den Augen des Jungen auf, als er an diese Stelle kam, und ich dachte eine Zeitlang, er würde mich mit seiner Machete angreifen. Aber dann beruhigte er sich wieder ein wenig.

"Oh, mein Gott! Dieses Ding, sie es dir nie an! Verbrenn es mitsamt dem Vorhang und streu die Asche in den Fluß! Marsh hat es gewußt - und er warnte mich. Er wußte, was es war - was diese Frau - diese Leopardin - diese Gorgo, diese Lamia oder was immer sie war - tatsächlich darstellte. Er hatte mir gegenüber Andeutungen gemacht, seit ich sie in seinem Atelier in Paris kennengelernt hatte, aber mit Worten ließ sich das nicht beschreiben. Ich hielt all die Horrorgeschichten, die man sich über sie erzählte, für Verleumdung - sie hatte mich hypnotisiert, so daß ich auch die schlichte Wahrheit nicht mehr glauben konnte - aber dieses Bild enthält das ganze Geheimnis - den ganzen monströsen Hintergrund! Aber was für ein Künstler dieser Frank war! Dieses Bild ist das größte Kunstwerk, das seit Rembrandt je ein Mensch geschaffen hat! Es ist ein Verbrechen, es zu verbrennen - aber es wäre ein viel größeres Verbrechen, es weiterbestehen zu lassen - genauso wie es eine abscheuliche Sünde gewesen wäre, diese - diesen weiblichen Dämon - weiterleben zu lassen. In dem Augenblick, als ich es sah, begriff ich, was - sie - war und welche Rolle sie bei dem furchtbaren Geheimnis spielte, das aus der Zeit Cthulhus und der Älteren Wesen auf uns gekommen ist - das Geheimnis, das beinahe mit untergegangen wäre, als Atlantis versank, das aber insgeheim in Überlieferungen und allegorischen Mythen und in verstohlenen Mitternachtskulten weiterlebte. Du mußt nämlich wissen, daß sie das Ding selbst war. Es war kein Schwindel. Ich wollte, es

wäre ein Schwindel gewesen. Es war der alte, entsetzliche Schatten, von dem Philosophen nie zu sprechen wagten - das Ding, von dem im Necronomicondie Rede ist und das die Kolosse auf der Osterinsel symbolisieren.

Sie glaubte, daß wir sie nicht durchschauen könnten - daß der falsche Schein bestehen bleiben könne, bis wir unsere unsterblichen Seelen verspielt hätten. Und sie hätte auch beinahe recht behalten - sie hätte mich am Schluß doch gekriegt. Sie wollte -nur abwarten. Aber Frank - der gute, alte Frank - war ihr überlegen. Er wußte, was das alles zu bedeuten hatte, und malte es. Kein Wunder, daß sie aufschrie und hinausrannte, als sie es sah. Es war noch nicht ganz fertig, aber der Himmel weiß, es war schon genug da.

In dem Moment wußte ich, daß ich sie töten mußte - sie und alles, was mit ihr zusammenhing. Das war ein Makel, den gesundes menschliches Blut nicht tragen konnte. Es war da noch etwas anderes - aber das wirst du nie erfahren, wenn du das Bild verbrennst, ohne es anzuschauen. Ich hastete in ihr Zimmer hinunter, mit dieser Machete, die ich hier von der Wand nahm, während Frank immer noch bewußtlos war. Er atmete aber noch, und ich wußte und dankte Gott dafür, daß ich ihn nicht getötet hatte.

Sie saß vor dem Spiegel und flocht sich ihr vermaledeites Haar. Sie fuhr herum wie ein wildes Tier und schäumte vor Haß und Wut über Marsh. Daß sie ihn geliebt hatte - und ich wußte davon - machte alles nur noch schlimmer. Eine Minute lang stand ich wie erstarrt, und fast wäre es ihr gelungen, mich vollständig zu hypnotisieren. Aber dann dachte ich an das Bild, und der Bann war gebrochen. Sie sah es in meinen Augen und muß auch die Machete bemerkt haben. Ich hätte nie gedacht, daß ein Mensch so sehr einem wilden Tier aus dem Dschungel ähneln kann. Sie stürzte sich mit gespreizten Krallen wie ein Leopard auf mich, aber ich war zu schnell für sie. Ich schwang die Machete, und alles war vorüber."

An dieser Stelle mußte Denis wieder innehalten, und ich sah, wie ihm der Schweiß durch die Blutspritzer über die Stirn lief. Aber im nächsten Moment sprach er mit heiserer Stimme weiter.

"Ich sagte, alles sei vorüber gewesen - aber bei Gott, ein Teil davon hatte eben erst angefangen! Ich hatte das Gefühl, gegen die Legionen Satans gekämpft zu haben, und stellte meinen Fuß auf den Rücken des Ungeheuers, das ich vernichtet hatte. Aber dann sah ich, daß der blasphemische schwarze Haarzopf von sich aus zu zucken und sich zu winden begann.

Ich hätte es mir denken können. Es war alles in den alten Geschichten. Dieses vermaledeite Haar hatte ein Eigenleben, das man nicht auslöschen konnte, indem man die Kreatur selbst tötete. Ich wußte, daß ich es verbrennen mußte, und begann deshalb, es mit der Machete abzuhaue. Gott, war das eine teuflische Arbeit! Das Zeug war hart wie Eisendraht, aber ich schaffte es. Es war widerwärtig, wie der dicke Zopf sich meinem Griff zu entwinden suchte.

Gerade als ich die letzte Strähne abgeschnitten oder ausgerissen hatte, hörte ich dieses unheimliche Jammern hinter dem Haus. Du weißt schon — man hört es ab und zu immer noch. Ich weiß nicht, was es ist, aber es muß irgendwie mit diesem Höllenspuk zusammenhängen. Es kommt mir vor wie etwas, was ich schon einmal

gehört habe, aber ich kann es nicht definieren. Als ich es zum erstenmal hörte, war ich so entnervt, daß ich vor Schreck den abgetrennten Zopf fallenließ. Aber im nächsten Moment geschah etwas noch Entsetzlicheres. Kaum hatte ich den Zopf fallengelassen, da ging er auf mich los und schnappte bössartig nach mir mit dem einen Ende, das sich zu einem grotesken Kopf verknotet hatte. Ich schlug mit der Machete nach ihm, und er ließ von mir ab. Aber während ich noch um Atem rang, sah ich dieses monströse Ding aus eigener Kraft über den Fußboden kriechen wie eine dicke schwarze Schlange. Ich stand wie versteinert, doch als das Ding durch die Tür verschwand, riß ich mich zusammen und stolperte hinterher. Ich folgte der breiten, blutigen Kriechspur und sah, daß sie nach oben führte. So kam ich hierher, und ich will verflucht sein, wenn ich nicht durch die offene Tür sah, wie das Ding sich einer wütenden Klapperschlange gleich auf den armen, benommenen Marsh stürzte und ihn schließlich umschlang wie eine Riesenschlange. Er war schon fast wieder bei Bewußtsein gewesen, aber dieses abscheuliche schlangenähnliche Ungeheuer erwischte ihn, ehe er wieder auf den Füßen war. Ich wußte, daß es vom ganzen Haß dieser Frau getrieben war, aber ich hatte nicht die Kraft, es von Frank loszureißen. Ich versuchte es, aber es ging über meine Kräfte. Auch mit der Machete war nichts zu machen - ich konnte sie ja nicht schwingen, ohne Frank zu treffen. So sah ich hilflos zu, wie die monströsen Schlingen sich zuzogen, wie der arme Frank vor meinen Augen zu Tode gequetscht wurde, und währenddessen hörte ich ständig dieses grauenhafte leise Jammern von fernher.

Das ist alles. Ich zog das Samttuch wieder über das Bild und ich hoffe, es wird nie mehr gelüftet. Das Ding muß verbrannt werden. Es ist mir nicht gelungen, den armen, toten Frank aus der Umklammerung zu befreien - der schwarze Zopf umschlingt ihn wie eine eiserne Spirale und scheint sich überhaupt nicht mehr zu bewegen. Es ist, als hegte dieser schlangenhafte Haarstrick eine perverse Zuneigung zu dem Mann, den er getötet hat -als wollte er sich an ihn schmiegen, ihn umarmen. Du wirst den armen Frank mit dem Ding zusammen verbrennen müssen, aber überzeuge dich um Himmels willen, daß wirklich nichts als Asche übrigbleibt. Genauso das Bild. Beides muß verschwinden. Die Welt ist nur sicher, wenn sie verschwinden."

Denis hätte vielleicht noch mehr gesagt, aber das ferne Geheul setzte wieder ein und ließ uns verstummen. Zum ersten Mal erkannten wir nun, was es war, denn der Wind hatte nach Westen gedreht und trug nun verständliche Worte an unser Ohr. Wir hätten es uns längst denken müssen, denn ähnliche Worte waren oft aus derselben Quelle gekommen. Es war die runzlige Sophonisba, die uralte Zulu-Hexe, die sich gegenüber Marceline so unterwürfig gezeigt und jetzt in ihrer Hütte diese Klage angestimmt hatte, die uns wie ein schauriger Abgesang auf diese alptraumhafte Tragödie anmutete. Wir verstanden einige der Worte und wußten, daß geheime, urzeitliche Verbindungen zwischen dieser wilden Zauberin und jener anderen Erbin verschollener Geheimnisse bestanden, die an diesem Tag ihr Ende gefunden hatte. Die Worte verrieten uns, wie tief sie in dämonischen, urweltlichen Überlieferungen verwurzelt war.

"Iä! lä! Schab-Niggurath! Ya-R'Lyeh! N'gagi n'bulu bwana «Vo/o/Ja, Jo, Aame

Missy Tanit, Aame Missy Isis! Meißer Clulu komm raus außè Wasser un hol dein Kinner - sin tot! Sin tot! Dein Haus keine Herrin mehr hat. Meißer Clulu. Alt-Sophy, sie weißes! Alt-Sophy, sie hat'n schwazzn Stein außn Großen Zimbabwe in Affrika geholt. Alt-Sophy, sie hat getanzt in de Monschein rund um de Kokodilstein, bisse de N'Bangus eingefang un an die Menner von Schiff vakauft ham! Keine Tanit mehr! Keine Isis mehr! Keine Hexnfrau mehr für Feuer zum Brennen in de großn Steinhaus! Ja, jo! N'gagi n'bulu bwana n'lolo! lä! Schab-Niggurath\Sies tot! Alt-Sophy weißes!"

Damit war ihr Singsang noch nicht zu Ende, aber ich konnte ihr nicht länger zuhören. Der Ausdruck auf dem Gesicht meines Sohnes sagte mir, daß die Worte ihn an etwas Schreckliches erinnert hatten, und die hervortretenden Sehnen seiner Hand, die sich um den Griff der Machete spannte, verhiessen nichts Gutes. Ich wußte, er war verzweifelt, und sprang auf ihn zu, um ihm die Waffe zu entreißen, bevor er neues Unheil anrichten konnte.

Doch es war zu spät. Ein alter Mann mit einem kaputten Rückgrat hat körperlich nicht mehr viel zu bieten. Es gab ein schreckliches Handgemenge, aber es vergingen nur wenige Sekunden, und es war um Denis geschehen. Ich bin mir immer noch nicht sicher, ob er mich nicht auch töten wollte. Aus den letzten Worten, die er keuchend hervorstieß, hörte ich etwas des Sinnes heraus, daß alle ausgelöscht werden müßten, die, sei es durch Blutsverwandschaft oder Heirat, mit Marceline verbunden gewesen waren.«

»Ich wundere mich heute noch, daß ich in jenem Augenblick nicht den Verstand verlor — oder in den Stunden danach. Vor mir lag die sterbliche Hülle meines Jungen, des einzigen Menschen, der mir etwas bedeutet hatte, und drei Meter weiter, vor der verhängten Staffelei, lag der Leichnam seines besten Freundes, umschlungen von dieser tödlichen schwarzen Spirale. Unten lag<> der skalpierte Leichnam dieses weiblichen Monsters, von dem mein Sohn mir Dinge erzählt hatte, die ich fast zu glauben geneigt war. Ich war zu benommen, um die Wahrscheinlichkeit der Haargeschichte zu analysieren, und selbst wenn ich das nicht gewesen wäre, hätte der schaurige Singsang aus der Hütte der alten Sophy genügt, für den Augenblick jeden Zweifel zu ersticken.

Wenn ich klug gewesen wäre, hätte ich getan, wie mir Denis geheißen hatte - das Bild und das Schlangenhaar auf der Stelle verbrannt und meine Neugier bezähmt, aber ich war zu erschüttert, um klug zu sein. Ich nehme an, ich stammelte närrisches Zeug am Leichnam meines Sohnes - bis mir dann plötzlich einfiel, daß die Nacht schon fortgeschritten war und die Diener am Morgen zurückkehren würden. Es lag auf der Hand, daß ich die Vorgänge nie würde erklären können, und ich wußte, daß ich alles vertuschen und eine halbwegs plausible Geschichte erfinden mußte.

Dieser schlangenhafte Haarzopf, der sich um Marshs Körper gewickelt hatte, war eine Monstrosität. Als ich vorsichtig mit einem Schwert nach ihm stach, das ich von der Wand genommen hatte, schien es mir fast, als schnürte er sich noch fester um den Toten. Ich wagte nicht, ihn zu berühren, und je länger ich ihn ansah, um so schrecklichere Dinge fielen mir an ihm auf. Etwas daran jagte mir schiereres Entsetzen

ein. Ich werde Ihnen nicht sagen, was es war, aber es erklärte zumindest teilweise, warum das Haar mit seltsamen ölen genährt werden mußte, wie Marceline es immer getan hatte.

Ich beschloß, alle drei Leichen im Keller zu begraben - mit ungelöschtem Kalk, der, wie ich wußte, in unserem Lagerhaus vorrätig war. Es wurde eine Nacht höllischer Anstrengung für mich. Ich schaufelte drei Gräber aus — das für meinen Jungen weit weg von den anderen beiden, denn er sollte nicht neben dem Körper dieser Frau oder ihrem Haar seine letzte Ruhestätte finden. Es tat mir leid, daß ich den armen Marsh nicht von der schwarzen Spirale befreien konnte. Ich mußte übermenschliche Kräfte aufbringen, um sie alle in den Keller zu schaffen. Die Frau und den bedauernswerten Marsh schleifte ich in Decken hinunter. Dann mußte ich zwei Fässer Kalk aus dem Lagerhaus holen. Gott muß mir die nötigen Kräfte verliehen haben, denn es gelang mir nicht nur, den Kalk hinüberzuschaffen, sondern auch, die drei Gräber bis obenhin damit zu füllen. Mit einem Rest des Kalks setzte ich Tünche an. Ich mußte mir eine Trittleiter holen und die Decke des Salons neu streichen, wo das Blut durchgesickert war, und ich verbrannte fast alles aus Marcelines Zimmer und säuberte Wände, Fußboden und die schweren Möbel. Ich säuberte auch das Atelier im Dachgeschoß und beseitigte die Spuren, die dorthin führten. Die ganze Zeit über konnte ich in der Ferne Sophys klagenden Singsang hören. Die Alte mußte vom Teufel besessen sein, denn sonst hätte ihr längst die Stimme versagen müssen. Aber man war das von ihr gewöhnt. Das war auch der Grund, warum die Nigger auf den Feldern in dieser Nacht weder Angst bekamen noch neugierig wurden. Ich schloß das Atelier ab und verwahrte den Schlüssel in meinem Zimmer. Dann verbrannte ich alle meine verschmutzten Kleider im Kamin. Als der Morgen anbrach, sah das Haus wieder ganz normal aus. Ich hatte nicht gewagt, die verhängte Staffelei anzurühren, wollte mich aber später darum kümmern.

Nun, die Diener kamen am nächsten Tag zurück, und ich erzählte ihnen, die jungen Leute seien alle drei nach St. Louis gefahren. Von den Negerarbeitern hatte offenbar keiner etwas gesehen oder gehört, und die alte Sophonisba hatte bei Sonnenaufgang ihren Singsang eingestellt. Von diesem Tag an war sie wie eine Sphinx und ließ nie ein Wort darüber fallen, was in jener Nacht ihr brütendes Hexengehirn beschäftigt hatte.

Später behauptete ich, Denis und Marsh und Marceline seien wieder nach Paris zurückgekehrt, und ließ mir durch eine Agentur Briefe von dort zuschicken, Briefe, die ich selbst in gefälschten Handschriften abgefaßt hatte. Ich mußte allerlei Lügen und Geschichten erfinden, um verschiedenen Freunden und Bekannten die Sache plausibel zu machen, und ich weiß, daß man insgeheim den Argwohn hegte, es gebe da etwas, was ich verschweigen wolle. Während des Krieges ließ ich verbreiten, Marsh und Denis seien an der Front gefallen, und später behauptete ich, Marceline sei ins Kloster gegangen. Zum Glück hatte Marsh keine Eltern mehr gehabt und sich durch sein exzentrisches Wesen seinen Verwandten in Louisiana entfremdet. Es hätte für mich alles wesentlich besser ausgehen können, wenn ich so vernünftig gewesen wäre, das Bild zu verbrennen, und die Plantage zu verkaufen, anstatt zu versuchen, sie trotz meines angegriffenen körperlichen und geistigen Zustands weiter

zu führen. Sie sehen ja selbst, wohin mich meine Torheit gebracht hat. Es gab Mißernten. Ich mußte die Arbeiter einen nach dem anderen entlassen, das Haus begann zu verwahrlosen, und ich selbst wurde zu einem Sonderling, über den man sich in der Umgebung die seltsamsten Geschichten erzählt. Heute kommt kaum noch jemand hierher, vor allem nicht nach Einbruch der Dunkelheit, aber auch tagsüber nicht, wenn es sich irgend vermeiden läßt. Daher wußte ich gleich, daß Sie ein Fremder sein mußten.

Warum ich hier geblieben bin? Ich kann Ihnen unmöglich die ganze Wahrheit sagen. Das hängt zu sehr mit Dingen zusammen, die mit Vernunft und Realität nur wenig zu tun haben. Es wäre vielleicht nicht so gekommen, wenn ich das Bild nicht angesehen hätte. Ich hätte dem Rat meines Sohnes folgen sollen. Ich hatte auch wirklich vor, es zu verbrennen, als ich eine Woche nach den schrecklichen Ereignissen in das verschlossene Atelier ging, aber dann sah ich es mir doch vorher an — und das änderte alles.

Nein, es hätte keinen Zweck, Ihnen zu sagen, was ich sah. Sie werden es nachher mit eigenen Augen sehen können; allerdings haben Zeit und Feuchtigkeit ihre Spuren hinterlassen. Ich glaube, Ihnen kann es nichts schaden, einen Blick darauf zu werfen, aber bei mir war es etwas anderes. Ich wußte zu gut, was das alles zu bedeuten hatte.

Denis hatte recht gehabt - es war der größte Triumph menschlicher Kunst seit Rembrandt, obwohl das Werk unvollendet geblieben war. Ich erkannte das sofort, und ich wußte, daß der arme Marsh seine dekadente Philosophie gerechtfertigt hatte. Er war für die Malerei, was Baudelaire für die Dichtung gewesen war, und Marceline war der Schlüssel gewesen, der diese innerste Schatzkammer des Genies aufgeschlossen hatte.

Ich war im ersten Moment wie betäubt, als ich den Vorhang wegzog, obwohl ich da noch nicht einmal die Hälfte davon erfaßt hatte. Es ist nur zum Teil ein Porträt, müssen Sie wissen. Marsh hatte schon ziemlich viel verraten, als er andeutete, daß er nicht allein Marceline malte, sondern das, was er durch sie und über sie hinauschaute.

Natürlich war sie auf dem Bild zu sehen, war in gewissem Sinne der Schlüssel zum Verständnis des Werkes, aber ihre Gestalt bildete nur einen Fixpunkt in einer ungeheuren Komposition. Sie war nackt, bis auf dieses schauerliche Haargespinnst, das sie umwob, und saß halb hingelehnt auf einer Art Diwan, in dessen Holz Muster geschnitzt waren, die keiner bekannten Stilepoche entstammten. In der einen Hand hielt sie einen monströs geformten Trinkbecher, aus dem sie eine Flüssigkeit ausgoß, deren Farbe ich bis zum heutigen Tage weder zu benennen noch zu beschreiben vermöchte; ich kann mir nicht einmal denken, wo Marsh die Pigmente dafür aufgetrieben hatte.

Die Figur und der Diwan nahmen den linken Vordergrund einer Szene ein, die seltsamer war als alles, was ich je im Leben gesehen hatte. Ich glaube, man hätte sagen können, dies alles sei dem Gehirn der Frau entsprungen, aber auch die entgegengesetzte Deutung wäre möglich gewesen - daß sie selbst nur ein aus dieser Szene geborenes unheilvolles Bild, eine Art Halluzination sei.

Ich kann Ihnen nicht sagen, ob das Bild einen Innenraum oder eine Außenansicht darstellt, ob diese höllischen Zyklopengewölbe von außen oder von innen zu sehen sind, ob sie tatsächlich aus behauenen Steinen sind oder nicht vielmehr nur ekle, pilzartige Wucherungen. Die Geometrie des Ganzen ist absolut verrückt, man bringt ständig die spitzen und stumpfen Winkel durcheinander.

Und dann, mein Gott! Die Nachtmahrgestalten, die in diesem ewigen dämonischen Zwielight umherschweben. Die lästerlichen Kreaturen, die lauern und lüstern feixen und mit der Frau als Hohepriesterin einen Hexensabbat aufführen! Die schwarzen, zottigen. Wesen, die nur von fern Ziegen ähneln, das krokodilköpfige Untier mit den drei Beinen und der dorsalen Reihe von Tentakeln, die plattnasigen Aegippanen, die in einem Muster tanzen, das ägyptische Priester kannten und verfluchten!

Aber die Szene war nicht ägyptisch, sie reichte hinter Ägypten zurück, hinter Atlantis sogar, hinter das sagenhafte Mu und das mythenumwobene Lemuria. Es war der letzte Urquell allen Entsetzens auf dieser Erde, und die Symbolik machte nur allzu deutlich, wie eng dies alles mit Marceline verknüpft war. Ich glaube, es muß das unaussprechliche R'Lyeh sein, das nicht von Wesen unseres Planeten erbaut wurde, das Reich, von dem Marsh und Denis nur im Schatten und mit gedämpfter Stimme sprachen. Auf dem Bild sieht es so aus, als liege die ganze Szene tief unter Wasser, obwohl andererseits alle normal zu atmen scheinen.

Nun, ich konnte nichts anderes tun als schauen und schauen, und schließlich bemerkte ich, daß Marceline mich listig aus diesen monströsen, geweiteten Augen auf der Leinwand beobachtete. Es war kein bloßer Aberglaube, Marsh hatte tatsächlich etwas von ihrer schrecklichen Vitalität in diesen Symphonien von Linien und Farben eingefangen, so daß sie immer noch brütete und starrte und haßte, ganz so, als sei nicht das meiste von ihr drunten im Keller in Kalk begraben. Das Schlimmste aber war, daß einige dieser von Hekate geborenen, schlangengleichen Haarsträhnen sich ohne fremdes Zutun über die Bildoberfläche erhoben und in meine Richtung züngelten.

Nun erst erfaßte mich tiefstes, endgültiges Grauen, und ich begriff, daß ich für immer zum Wächter und zum Gefangenen verurteilt war. Sie war das Wesen, dem die ersten, dämmrigen Legenden von Medusa und den Gorgonen entsprungen waren, und etwas in meinem gebrochenen Willen war nun endlich gefangen und versteinert worden. Nie wieder würde ich vor diesen schlangenhaft züngelnden Strähnen sicher sein, den Strähnen in dem Bild und denen, die brütend unter dem Kalk neben den Weinfässern lagen. Viel zu spät entsann ich mich der Erzählungen, in denen berichtet wurde, daß das Haar der Toten nahezu unzerstörbar ist, mochte es auch jahrhundertlang begraben sein.

Seither ist mein Leben nur noch Grauen und Sklaverei. Ständig umgibt mich die lauernde Furcht vor dem, was da unten im Keller brütet. Es war kaum ein Monat vergangen, als die Nigger über die große schwarze Schlange zu tuscheln begannen, die nach Einbruch der Nacht bei den Weinfässern umherkroch und darüber, daß ihre Spur kurioserweise zu einem anderen, sechs Fuß entfernten Punkt führte. Schließlich mußte ich alles in einen anderen Teil des Kellers verlegen, denn keiner der Schwarzen war mehr zu bewegen, in die Nähe der Stelle zu gehen, wo die Schlange

sich zeigte.

Dann begannen die Feldarbeiter über die schwarze Schlange zu reden, die allnächtlich nach Mitternacht die Hütte der alten Sophonisba besuchte. Einer von ihnen zeigte mir ihre Spur, und nicht lange danach kam ich dahinter, daß die alte Sophy neuerdings ihrerseits dem Keller des Haupthauses sonderbare Besuche abstattete und stundenlang murmelnd an eben der Stelle verharrte, die von allen anderen Schwarzen wie die Pest gemieden wurde. Mein Gott, war ich froh, als die alte Hexe starb! Ich glaube wirklich, sie war eine Priesterin irgendeiner schrecklichen alten Überlieferung daheim in Afrika. Sie muß fast hundertfünfzig Jahre alt geworden sein.

Manchmal meine ich, in der Nacht etwas ums Haus gleiten zu hören. Dann läßt sich ein merkwürdiges Geräusch auf der Treppe vernehmen, dort wo die Dielen gelockert sind, und der Riegel an meiner Zimmertür klappert, als wollte sich etwas Einlaß verschaffen. Natürlich schließe ich meine Tür immer ab. Manchmal am Morgen meine ich auch, einen üblen Modergeruch in den Gängen wahrzunehmen, und ich sehe im Staub auf den Fußböden eine schwache, sich schlängelnde Spur. Ich weiß, ich muß das Haar in dem Bild bewachen, denn wenn ihm etwas geschähe, würden die Wesen in diesem Haus gewiß schreckliche Rache nehmen. Ich wage nicht einmal zu sterben, denn Leben und Tod sind ein und dasselbe im Dunstkreis dessen, was aus R'lyeh kam. Irgend etwas wäre immer zur Hand, meine Nachlässigkeit zu bestrafen. Medusa hat mich in ihren Bann gezogen, und so wird es immer sein. Versuchen Sie nie, die letzten geheimen Schrecknisse zu ergründen, junger Mann, wenn Ihnen Ihre unsterbliche Seele lieb ist.«

Als der alte Mann seine Geschichte beendete, sah ich, daß die kleine Lampe schon längst ausgebrannt und die größere auch schon beinahe leer war. Es mußte schon bald hell werden. Die Stille draußen verriet mir außerdem, daß der Regen aufgehört hatte. Ich war noch ganz benommen von der Erzählung und vermied es, zur Tür hinzusehen, aus Angst, ich könnte Anzeichen dafür entdecken, daß irgendwelche unsäglichen Mächte ins Zimmer gelangen wollten. Es wäre schwer zu sagen, welches meiner widerstreitenden Gefühle die Oberhand hatte, schieres Entsetzen, nüchterne Skepsis oder eine morbide, phantastische Neugier. Mir fehlten die Worte, und ich mußte warten, bis mein seltsamer Gastgeber das Schweigen beendete.

»Wollen Sie ... es sehen?«

Er sprach sehr leise und zögernd, und ich merkte, daß es ihm ungeheuer ernst war. Schließlich siegte dann doch die Neugier, und ich nickte wortlos. Er stand auf, zündete eine Kerze an, die auf einem Tischchen stand, und trug sie vor sich her, als er zur Tür ging.

»Kommen Sie mit - nach oben.«

Es widerstrebte mir, abermals durch diese modrigen Korridore zu gehen, aber ich war so fasziniert, daß ich alle Bedenken hintanstellte. Die Dielen knarrten unter unseren Füßen, und einmal erschrak ich, als ich im Staub am Fuß der Treppe eine schwache Spur wie von einem dicken Seil zu erkennen meinte.

Die Treppe zum Dachgeschoß hinauf knarrte und quietschte, und bei mehreren

Stufen fehlten die Trittbretter. Ich war froh darüber, aufpassen zu müssen, wohin ich trat, weil ich so nicht in Versuchung kam, mich umzusehen. Der Flur im Dachgeschoß war stockfinster und voller Spinnweben, und der Staub lag überall fingerdick, außer in der Mitte, wo eine Art Pfad zu einer Tür auf der linken Seite am Ende des Ganges führte. Beim Anblick der vermodernden Überreste eines einstmals dicken Teppichs mußte ich an die vielen Füße denken, die ihn vor langer Zeit niedergetreten hatten - und an das eine Ding, das keine Füße hatte.

Der alte Mann führte mich geradewegs zu der Tür am Ende des Ganges, und es dauerte ein paar Sekunden, bis er den verrosteten Riegel zurückgeschoben hatte. Heftige Furcht ergriff mich, nun da ich wußte, daß ich dem Bild so nahe war, aber ich genierte mich, jetzt noch kehrtzumachen, und folgte der Aufforderung meines Gastgebers, das verlassene Atelier zu betreten. Der Schein der Kerze war sehr schwach, ließ aber die wichtigsten Merkmale des Raumes erkennen. Ich sah die tiefgezogene, schräge Decke, das riesige Dachfenster, die Andenken und Trophäen an den Wänden - und, vor allem die große, verhängte Staffelei, die mitten im Zimmer stand. De Russy ging auf sie zu, zog die verstaubten Samtvorhänge auf der mir abgewandten Seite auf und winkte mich schweigend näher. Ich mußte allen Mut zusammennehmen, um seiner Aufforderung zu folgen, zumal als ich sah, wie sich die Augen meines Gastgebers im flackernden Kerzenlicht weiteten, als er die enthüllte Leinwand betrachtete. Aber die Neugier war wiederum stärker, und ich trat auf die Seite, wo de Russy stand. Dann sah ich die fluchwürdige Phantasmagorie.

Ich fiel nicht in Ohnmacht, doch wird sich kein Leser vorstellen können, welche ungeheure Anstrengung mich das kostete. Wohl stieß ich einen Schrei aus, doch verstummte ich gleich wieder, als ich den erschrockenen Ausdruck auf dem Gesicht des alten Mannes wahrnahm. Wie ich erwartet hatte, war die Leinwand durch Feuchtigkeit und mangelnde Pflege verzogen, schimmelig und stockfleckig, doch trotz alledem entgingen mir nicht die monströsen Anspielungen auf unheilvolle fremdartige kosmische Wehen, die hinter dem morbiden Inhalt und der pervertierten Geometrie des unsäglichen Bildwerks lauerten.

Es war, wie der alte Mann gesagt hatte - höllisches Treiben, halb Schwarze Messe, halb Hexensabbat, in labyrinthischen, von Säulen getragenen Gewölben -, und es überstieg mein Vorstellungsvermögen, was durch die Vollendung des Bildes noch hätte hinzugefügt werden können. Das Zerstörungswerk der Zeit hatte den teuflischen Symbolismus und die makabre Vieldeutigkeit nur noch gesteigert, denn die am stärksten betroffenen Partien waren gerade diejenigen, wo auch in der Natur - oder in dieser extrakosmischen Travestie der Natur - Zerfall und Verwesung eingetreten wären.

Das Grauensvollste an dem Bild war natürlich Marceline - und als ich das gedunsene, eklig verfärbte Fleisch sah, kam mir der abwegige Gedanke, die Gestalt auf der Leinwand sei womöglich auf eine geheime, obskure Art mit der Gestalt verbunden, die unter dem Kellerboden in Kalk begraben lag. Vielleicht hatte der Kalk den Leichnam nicht zerstört, sondern im Gegenteil konserviert - aber wie hätte er die schwarzen, tückischen Augen konservieren können, die mich höhnisch aus ihrer gemalten Hölle heraus anstarrten?

Noch etwas anderes mußte mir an dieser Kreatur auffallen, etwas, das de Russy nicht hatte in Worte fassen können, das aber vielleicht mit Denis' Wunsch zusammenhing, jeden zu töten, der mit ihm blutsverwandt war und unter einem Dach mit ihr gelebt hatte. Ob Marsh es wußte, oder sein Genius ihm die Hand geführt hatte, ohne daß er es merkte, hätte keiner sagen können. Denis und sein Vater jedenfalls wußten es erst, als sie das Bild sahen.

Fürchterlicher als alles andere war das wallende schwarze Haar, das den verwesenden Leichnam bedeckte, selbst jedoch nicht das geringste Anzeichen von Zersetzung aufwies. Alles, was ich darüber gehört hatte, fand ich vollauf bestätigt. Es war nichts Menschliches an dieser strähnigen, wogenden, halb öligen, halbgekräuselten Flut schlangenhafter Schwärze. Abstoßendes, sich selbst genügendes Leben regte sich in jeder unnatürlichen Krümmung und Schlingung, und die Ahnung zahlloser Reptilienköpfe an den nach außen gekrümmten Enden war viel zu ausgeprägt, um Illusion oder bloßer Zufall zu sein.

Das lästerliche Blendwerk hielt mich wie mit magnetischer Kraft gefangen. Ich war hilflos und wunderte mich nicht mehr über den Mythos von den Gorgonen, bei deren Anblick jedes Lebewesen zu Stein erstarren mußte. Dann schien mir, als begänne die Kreatur sich zu verändern. Die höhnisch verzerrten Züge gerieten merklich in Bewegung, so daß der verwesende Kiefer herabfiel und die dicken animalischen Lippen eine Reihe spitzer gelber Fangzähne entblößten. Die Pupillen der teuflischen Augen weiteten sich, und die Augen selbst schienen hervorzutreten. Und das Haar - dieses verfluchte Haar! Es begann sich zu regen und sichtbar zu winden, und die Schlangenköpfe wandten sich alle de Russy zu und zitterten, als wollten sie zustoßen!

Da verließen mich alle guten Geister, und ohne zu wissen, was ich tat, zog ich meine Selbstladepistole und durchlöcherte die grausige Leinwand mit zwölf Stahlgeschossen. Das ganze Bild wurde augenblicklich in Fetzen zerrissen, sogar der Rahmen stürzte von der Staffelei und fiel krachend auf den staubbedeckten Fußboden. Doch während das eine Schrecknis vor meinen Augen zerfiel, erstand ein neues vor mir in Gestalt von de Russy selbst, der, als er sah, daß das Bild zerstört war, Irrsinnsschreie ausstieß, die nicht weniger schrecklich waren als das Bild. Mit dem halb erstickten Ausruf »Mein Gott, was haben Sie getan!« packte mich der alte Mann heftig am Arm und zerrte mich aus dem Zimmer und die gebrechliche Treppe hinunter. In seiner Panik hatte er die Kerze fallen gelassen, aber der Morgen graute schon, und fahles Licht schimmerte durch die halbblinden Fenster. Ich stolperte und strauchelte mehrmals, aber der alte Mann zog mich weiter. »Laufen Sie!« schrie er. »Laufen Sie um Ihr Leben! Sie wissen nicht, was Sie angerichtet haben! Ich habe Ihnen nicht alles gesagt! Ich mußte bestimmte Dinge tun - das Bild sprach mit mir und gab mir Anweisungen. Ich mußte es behalten und bewachen. Jetzt wird das Schlimmste geschehen! Sie und dieses Haar werden aus ihren Gräbern kommen, der Himmel weiß, zu welchem Zweck! Beeilen Sie sich, Mann! Wir müssen hier raus, solange noch Zeit ist. Wenn Sie einen Wagen haben, nehmen Sie mich mit bis nach Cape Girardeau. Irgendwann kriegt es mich doch, aber es muß ja nicht gleich sein. Nichts wie raus hier - schnell!«

Als wir im Erdgeschoß angelangt waren, hörte ich aus dem rückwärtigen Teil des Hauses ein langsames, dumpfes Stampfen und dann das Geräusch einer zufallenden Tür. De Russy hatte das Stampfen nicht gehört, aber der Knall drang an sein Ohr und ließ ihn den fürchterlichsten Schrei ausstoßen, der sich je einer menschlichen Kehle entrang.

»Oh, Gott, gütiger Gott, das war die Kellertür - sie kommt -«

Ich kämpfte inzwischen schon verzweifelt mit dem verrosteten Schloß und den durchhängenden Angeln der Haustür, fast genauso kopflos wie mein Gastgeber, nun da ich hörte, wie sich die langsamen, stampfenden Schritte von den mir unbekannt hinteren Räumen des fluchbeladenen Hauses her näherten. Der nächtliche Regen hatte die Eichenplanken aufquellen lassen, und die schwere Tür setzte mir noch mehr Widerstand entgegen als am Abend zuvor.

Irgendwo knarrte eine Fußbodendiele, und das Geräusch schien den bedauernswerten alten Mann um den letzten Verstand zu bringen. Er brüllte auf wie ein gereizter Stier, ließ mich los und stürzte nach rechts durch die offene Tür des anstoßenden Raumes. Eine Sekunde später, gerade als ich die Tür aufbekommen hatte und ins Freie stürzte, hörte ich das Klirren zerbrechender Glasscheiben und wußte, daß er durchs Fenster gesprungen war. Und während ich von der altersschwachen Veranda sprang, um wie von allen Furien gehetzt, die lange, überwucherte Auffahrt entlangzurennen, meinte ich hinter mir dumpfe Schritte tapfen zu hören, die nicht mir folgten, sondern unbeirrt durch den spinnwebverhangenen Salon weitergingen.

Ich blickte mich nur zweimal um, während ich in kopfloser Hast durch das Gestrüpp der einstigen Auffahrt brach, vorbei an den sterbenden Linden und grotesken Eichenbüschen, im fahlen Morgenrauen eines bewölkten Novembertages. Das erste Mal schaute ich mich um, als ein stechender Geruch mich einholte, und ich dachte an die Kerze, die de Russy im Atelier hatte fallenlassen. Ich war in diesem Augenblick schon recht nahe an der Straße, an einem erhöhten Punkt, von dem aus das Dach des Hauses gut über den Wipfeln der Bäume zu sehen war, und genau wie ich erwartet hatte, quollen dicke Rauchwolken aus den Dachfenstern und stiegen in den bleiernen Himmel. Ich dankte den Mächten der Schöpfung dafür, daß ein uralter Fluch nun endlich durch Feuer vom Antlitz der Erde getilgt werden sollte.

Als ich mich jedoch Sekunden später noch einmal umdrehte, sah ich zwei andere Dinge und wußte sofort, daß ich keinen Grund hatte, erleichtert zu sein. Ich befand mich wie gesagt an einer hochgelegenen Stelle des Pfades, von der aus ich die Pflanzung hinter mir sehen konnte. Ich sah nicht nur das Haus und die Bäume, sondern auch das teilweise überflutete Ödland am Fluß und mehrere Biegungen des von Unterholz überwucherten Weges, den ich eben hinter mich gebracht hatte. Und hier wie dort nahm ich jetzt Dinge wahr - oder glaubte sie wahrzunehmen -, von denen ich wünschte, ich hätte sie nie gesehen.

Es war ein schwacher, ferner Schrei, der mich erneut zurückschauen ließ, und dabei sah ich, daß sich auf der grauen, sumpfigen Ebene hinter dem Haus etwas bewegte. Aus einer solchen Entfernung sind menschliche Gestalten sehr klein, doch ich meinte trotzdem, zwei Menschen erkennen zu können, von denen der eine den anderen

verfolgte. Ich glaubte sogar zu sehen, daß die dunkel gekleidete vordere Gestalt von der kahlen, nackten Gestalt, die ihr nachlief, eingeholt und festgehalten und dann gewaltsam auf das nun brennende Haus zu gezerrt wurde.

Den Ausgang konnte ich nicht mehr beobachten, denn sogleich fiel mir etwas ganz in meiner Nähe auf, nämlich die Andeutung einer Bewegung im Unterholz beiderseits des hinter mir liegenden Pfades. Kein Zweifel, die Gräser und Büsche und Sträucher schwankten, aber auf eine Weise, wie sie nie im Wind schwanken würden, sondern so, als würde sich eine große, schnelle Schlange durch das Gestrüpp, geradewegs auf mich zu.

Da gab es für mich kein Halten mehr. Wie von Sinnen rannte ich auf das Tor zu, zerrissener Kleider und blutender Kratzer nicht achtend, und sprang in meinen Roadster, der vor dem Tor unter dem Nadelbaum stand. Der Regen hatte dem Wagen arg zugesetzt, aber er war noch in Ordnung und sprang sofort an. Ohne zu überlegen fuhr ich in die Richtung, in der das Auto stand; ich hatte nur eins im Sinn — möglichst schnell von diesem schrecklichen Ort der Nachtmahre und bösen Dämonen wegzukommen, so schnell und so weit wie nur möglich.

Als ich vielleicht drei oder vier Meilen gefahren war, grüßte mich ein Farmer, ein freundlicher Mann mittleren Alters, der mir einen recht intelligenten Eindruck machte. Ich hielt an, um ihn nach dem Weg zu fragen, obwohl ich wußte, daß ich einen höchst befremdlichen Anblick bieten mußte. Der Mann beschrieb mir bereitwillig den Weg nach Cape Girardeau und erkundigte sich, wo ich denn in einem solchen Zustand so früh am Morgen herkäme. Ich hielt es für das beste, mein Abenteuer für mich zu behalten, und sagte nur, ich sei in der Nacht in den Regen gekommen, hätte mich in einem Farmhaus hier in der Nähe untergestellt und mich dann im Dunkeln bei der Suche nach meinem Wagen verlaufen.

»Soso, in einem Farmhaus, wie? Kann mir gar nicht denken, wo das gewesen sein soll. Gibt nämlich gar keine Farm nich zwischen der von Jim Ferres und Barker's Crick, und das sin auf der Straße bestimmt zwanzig Meilen oder so.«

Ich erschrak und fragte mich, welches neue Rätsel da auf mich zukam. Ich fragte den Farmer, ob er denn das große, verfallene Plantagenhaus vergessen hätte, dessen altes Tor nicht weit von hier an der Straße stehe.

»Komisch, daß Sie sich da dran erinnern! Is wohl schon ne Weile her, daß Sies letztmal hier warn. Nämlich das Haus, das steht gar nich mehr. Is abgebrannt, fünf oder sechs Jahre muß es hersein. Die Leute ham sich damals die komischsten Geschichten erzählt darüber.«

Ich schauderte.

»Sie mein doch Riverside, das Haus von dem alten de Russy? Da sin komische Sachen passiert, vor fünfzehn Jahren oder zwanzig. Dem Alten sein Sohn, der hat damals ne Ausländerin geheiratet und es gab ein Haufen Leute, den war die gar nich geheuer. Hat ihnen irgendwie nich gefallen, wie die aussah. Auf einmal warn sie dann alle beide weg, sie und der Junge, und hinterher hat der Alte gesagt, der Sohn is im Krieg gefallen. Aber die Nigger, die ham was andres erzählt. Hat sich dann rumgesprachen, daß der Alte sich selbst in das Fräulein vergafft und sie und den Jungen umgebracht hat. Steht jedenfalls fest, daß da ne schwarze Schlange gewesen

is, wenn ich mir auch kein Reim drauf machen kann.

Fünf oder sechs Jahre isses her, da is der Alte verschwunden, und das Haus is abgebrannt. Er is mit dem Haus verbrannt, hat's geheißen. War am frühen Morgen nach einer regnerischen Nacht, genau wie heute, da ham alle möglichen Leute einen furchtbar schreien gehört auf den Feldern, mit der Stimme von dem alten de Russy. Wie sie dann hinschaun, sehn sie, wie das Haus im Handumdrehen in Rauch und Flammen aufgeht - war eh alles trocken wie Zunder da, mit oder ohne Regen. Jedenfalls den Alten hat keiner mehr gesehen, aber diese große schwarze Schlange, die soll da immer noch rumkriechen.

Was ham Siedenn für ne Erklärung ? Warn ja scheinbar dort bekannt. Nie was von den de Russys gehört? Was denken Sie, was mit der los war - der Ausländerin, die der junge Denis geheiratet hat? Die hatte sowas, da isses einem ganz kalt überlaufen, obwohl, eigentlich hat man nie gewußt, warum.«

Ich versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen, aber dazu war ich jetzt kaum noch in der Lage. Das Haus sollte schon vor Jahren abgebrannt sein? Wo und unter welchen Umständen hatte ich dann die Nacht verbracht? Und woher kannte ich die Geschichte der de Russys ? Während ich noch grübelte, sah ich ein Haar auf meinem Jackenärmel, das kurze, graue Haar eines alten Mannes.

Ich fuhr dann weiter, ohne den Mann einzuweihen. Immerhin ließ ich durchblicken, daß der Klatsch dem alten Pflanzer, der soviel mitgemacht hatte, unrecht tat. Ich erklärte dem Mann - als wüßte ich es aus Erzählungen vertrauenswürdiger Freunde -, daß die Schuld an dem Unglück in Riverside nur einer zukomme, dieser Ausländerin, Marceline. Die paßte nicht nach Missouri, sagte ich, und Denis hätte sie nie heiraten dürfen.

Mehr verriet ich nicht, denn ich war überzeugt, die de Russys mit ihrem ausgeprägten Ehrgefühl hätten es nicht gebilligt, wenn ich mehr gesagt hätte. Sie hatten weiß Gott genug erduldet, auch ohne daß die Einheimischen ahnten, was für ein Dämon, was für eine lästerliche Abgesandte der blasphemischen alten Wesen gekommen war, ihren alten und makellosen Namen zu beschmutzen.

Auch von der anderen entsetzlichen Einzelheit durften die Nachbarn nichts erfahren, über die mein seltsamer nächtlicher Gastgeber nicht hatte sprechen wollen, und die er ja selbst, genau wie ich, erst dem zugrunde gegangenen Meisterwerk des armen Frank Marsh entnommen hatte.

Es wäre zu schrecklich, wenn sie wüßten, daß die einstige Erbin von Riverside, die fluchwürdige Gorgo oder Lamia, deren abscheuliches gekräuselttes Schlangenhaar sich immer noch vampirhaft um das Skelett des Künstlers in einem mit Kalk gefüllten Grab unter den verrußten Grundmauern eines Hauses winden mußten, etwas an sich hatte, was normale Sterbliche bestenfalls ahnten, was sie jedoch in den Augen eines Genies unverkennbar zu einem Sproß von Zimbabwes urtümlichsten Speichelleckem stempelte. Kein Wunder, daß sie mit der alten Hexe Sophonisba auf so vertrautem Fuß gestanden hatte, denn Marceline war, wenn auch zu einem trügerisch kleinen Anteil, eine Negerin.

ZWEI SCHWARZE FLASCHEN von Wilfred Blanch Taiwan und H. P. Lovecraft

Nicht alle der wenigen verbliebenen Einwohner von Daalbergen, jenem trostlosen kleinen Dorf in den Ramapo Mountains, glauben, daß mein Onkel, der alte Dominie Vanderhoof, wirklich tot ist. Manche von ihnen sind überzeugt, daß er wegen des Fluches des alten Küsters irgendwo zwischen Himmel und Hölle schwebt. Wäre dieser alte Zauberer nicht gewesen, könnte er heute noch in der kleinen feuchten Kirche hinter dem Moor predigen.

Was mir in Daalbergen geschah, hat mich fast dazu gebracht, die Meinung der Dorfbewohner zu teilen. Ich bin mir nicht sicher, daß mein Onkel tot ist, aber ich bin mir ganz sicher, daß er nicht mehr auf dieser Erde lebt. Es steht außer Zweifel, daß der Küster ihn einmal begraben hat, aber in diesem Grab liegt er jetzt nicht mehr. Ich spüre fast, wie er hinter mir steht, während ich dies schreibe, und mich zwingt, die Wahrheit über diese seltsamen Geschichten in Daalbergen vor so vielen Jahren zu sagen.

Es war am 4. Oktober, als ich, einem Ruf folgend, nach Daalbergen kam. Der Brief kam von einem ehemaligen Mitglied der Gemeinde meines Onkels, und ich erfuhr daraus, daß der alte Mann heimgegangen sei und daß es eine kleine Hinterlassenschaft gebe, die ich als sein einziger noch lebender Verwandter wohl erben würde. Als ich nach einer mühsamen Eisenbahnfahrt auf Nebenstrecken mit mehrmaligem Umsteigen den Weiler erreicht hatte, fragte ich mich zum Lebensmittelladen von Mark Haines durch, dem Schreiber des Briefes, und er führte mich in ein stickiges Hinterzimmer und erzählte mir eine seltsame Geschichte über Dominie Vanderhoofs Tod.

»Sie sollten auf sich achtgeben, Hoffman«, sagte mir Haines, »wenn Sie dem alten Küster Abel Fester begegnen. Er ist mit dem Teufel im Bund, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Erst vor zwei Wochen hat ihn Sam Pryor, als er am alten Friedhof vorbeiging, mit den Toten dort murmeln hören. Es ist nicht recht, daß er so was macht, und Sam sagt, er kann beschwören, daß eine Stimme ihm geantwortet hat, eine sehr leise, dumpfe, hohle Stimme, so als wäre sie aus der Erde gekommen. Andere können Ihnen auch erzählen, daß sie ihn schon vor dem Grab des alten Dominie Slott haben stehen sehen - dem direkt an der Kirchenmauer -, und daß er die Hände gerungen und mit dem Grabstein geredet hat, als ob's der alte Dominie selber gewesen wäre.«

Der alte Foster, erzählte Haines weiter, sei vor ungefähr zehn Jahren nach Daalbergen gekommen und von Vanderhoof sofort als Küster für die feuchte Steinkirche angestellt worden, in die die meisten Dorfbewohner gingen. Außer Vanderhoof mochte ihn keiner, denn man fühlte sich irgendwie unheimlich, wenn er in der Nähe war. Manchmal stand er an der Tür, wenn die Leute in die Kirche kamen, und die Männer erwiderten kühl seine servile Verbeugung, während die Frauen rasch an ihm vorbeigingen und ihre Röcke weghielten, damit sie ihn nicht streiften. An Werktagen konnte man ihn das Gras auf dem Kirchhof schneiden und die Blumen auf den Gräbern pflegen sehen, wobei er ab und zu vor sich hin sang oder

murmelte. Und den meisten fiel auf, daß er sich ganz besonders um das Grab von Reverend Guilliam Slott kümmerte, dem ersten Pastor der Kirche im Jahre 1701. Foster war noch gar nicht lange da, als allerlei Unheil über das Dorf hereinbrach. Der erste Schicksalsschlag war die Schließung des kleinen Bergwerks, in dem die meisten der Männer arbeiteten. Die Eisenerzader war erschöpft, und viele Familien zogen in andere Gegenden, wo es Arbeit gab, während diejenigen, die größeren Landbesitz hatten, sich auf die Landwirtschaft verlegten und den steinigen Hügeln einen kärglichen Lebensunterhalt abtrotzten. Dann kamen die befremdlichen Vorgänge in der Kirche. Man munkelte, Reverend Vanderhoof habe einen Pakt mit dem Teufel geschlossen und predige dessen Wort im Hause Gottes. Seine Predigten waren absonderlich und grotesk geworden, voller düsterer Andeutungen, die den unwissenden Leuten von Daalbergen unverständlich waren. Er versetzte sie über Epochen der Angst und des Aberglaubens hinweg in Gegenden, in denen schreckliche, nie geschaute Geister umgingen, und bevölkerte ihre Phantasie mit Ghulen und Nachthexen. Einer nach dem anderen blieb aus, so daß die Gemeinde zusehends schrumpfte, und die Kirchenältesten baten Vanderhoof vergeblich, über etwas anderes zu predigen. Der alte Mann versprach zwar immer wieder, sich daran zu halten, schien aber von einer höheren Macht beherrscht zu sein, die ihn zwang, ihr zu Willen zu sein.

Obzwar ein Hüne von Gestalt, war Johannes Vanderhoof dafür bekannt, daß er im Innersten schwach und furchtsam war, doch selbst unter der Drohung, daß man ihn aus dem Amt entfernen werde, setzte er seine unheimlichen Predigten fort, bis ihm am Sonntagmorgen nur noch eine Handvoll Leute zuhörte. Weil es an Geld mangelte, konnte man keinen neuen Pastor berufen, und so wagte sich schon bald kein Dörfler mehr in die Nähe der Kirche oder des Pfarrhauses. Überall machte sich Furcht vor den Kobolden und Gespenstern breit, mit denen Vanderhoof offenbar im Bunde stand.

Mein Onkel, so sagte mir Mark Haines, hatte weiter im Pfarrhaus gewohnt, weil niemand den Mut hatte, ihm zu sagen, daß er ausziehen müsse. Er ließ sich nie mehr blicken, aber bei Nacht sah man im Pfarrhaus und von Zeit zu Zeit sogar in der Kirche Licht brennen. Es ging das Gerücht um, daß Vanderhoof jeden Sonntagmorgen wie gewohnt in der Kirche predige, ohne zu merken, daß keine Gemeinde mehr da war, die ihm zuhörte. Nur der alte Küster, der im Kellergeschoß der Kirche wohnte, kümmerte sich um ihn, und Poster begab sich einmal wöchentlich ins Dorf, um in den wenigen verbliebenen Geschäften Vorräte einzukaufen. Er verbeugte sich nicht mehr demütig vor jedem, dem er begegnete, sondern schien vielmehr von einem dämonischen, kaum verhohlenen Haß erfüllt. Er sprach mit niemandem, außer wenn es sich bei seinen Einkäufen nicht vermeiden ließ, und schielte böse nach links und rechts, wenn er mit seinem Stock über das unebene Pflaster tappte. Er war vom hohen Alter gebeugt und verschrumpelt, und man spürte förmlich seine Nähe, so stark war die Persönlichkeit des Menschen, der, wie die Dörfler meinten, Vanderhoof dazu gebracht hatte, sich dem Teufel zu unterwerfen. Niemand in Daalbergen bezweifelte, daß Abel Fester all das Unglück über das Dorf

gebracht hatte, aber keiner wagte ihm auch nur ein Haar zu krümmen, denn es gab niemanden, der in seiner Nähe nicht vor Angst zitterte. Sein Name wurde genau wie der Vanderhoofs nie laut erwähnt. Nur im Flüsterton wurde über die Angelegenheit mit der Kirche hinter dem Moor gesprochen, und wenn ein solches Gespräch bei Nacht stattfand, blickten die Leute dabei immer wieder einmal über ihre Schulter, um sich zu überzeugen, daß auch keine unheimlichen Schattengestalten im Dunkeln lauerten und ihre Worte belauschten. Der Kirchhof war so grün und schön wie zu der Zeit, als die Kirche noch in Gebrauch gewesen war, und die Blumen an den Gräbern waren genauso sorgfältig gepflegt wie ehemals. Gelegentlich konnte man den alten Küster dort bei der Arbeit sehen, 'so als würde er für seine Dienste immer noch entlohnt, und diejenigen, die sich in seine Nähe wagten, erzählten, er unterhalte sich ständig mit dem Teufel und den Geistern, die in der Kirchhofsmauer wohnten. Eines Morgens, so erzählte Haines weiter, wurde Fester beobachtet, wie er ein Grab an der Stelle aushob, wo der Kirchturm am Nachmittag seinen Schatten wirft, bevor die Sonne hinter dem Berg untergeht und das ganze Dorf in Dämmerlicht getaucht wird. Später läutete die Kirchenglocke, die schon seit Monaten verstummt war, feierlich eine halbe Stunde lang. Bei Sonnenuntergang sahen mehrere Leute aus der Ferne, wie Foster mit einer Schubkarre einen Sarg aus dem Pfarrhaus auf den Friedhof schaffte, ihn ohne viel Federlesens in das Grab hinabließ und dieses wieder zuschüttete.

Der Küster kam am nächsten Morgen ins Dorf, obwohl seit seinem letzten Einkauf noch keine Woche vergangen war, und schien besserer Laune als sonst zu sein. Er zeigte sich gesprächig und erwähnte nebenbei, Vanderhoof sei am Tag zuvor gestorben, und er habe ihn neben dem Grab von Dominie Slott an der Kirchenmauer begraben. Er lächelte ab und zu und rieb sich in unpassender und unverständlicher Freude die Hände. Es war offenkundig, daß er ein perverses und diabolisches Vergnügen über Vanderhoofs Ableben empfand. Die Dorfbewohner fühlten sich in seiner Nähe noch unbehaglicher als sonst und gingen ihm nach Möglichkeit aus dem Wege. Nun da Vanderhoof nicht mehr war, fühlten sie sich unsicherer denn je, denn jetzt konnte der alte Küster von der Kirche hinter dem Moor aus seinen schlimmsten Zauber über das Dorf bringen. In einer unverständlichen Sprache vor sich hinmurmeln, machte sich Foster auf den Rückweg über die Straße, die durch den Sumpf führte.

An diesem Tag erinnerte sich Mark Haines, daß Dominie Vanderhoof mich einmal als seinen Neffen erwähnt hatte. Deshalb schickte er mir den Brief, in der Hoffnung, ich würde etwas wissen, was zur Aufklärung des Geheimnisses der letzten Jahre meines Onkels beitragen würde. Ich mußte ihm jedoch sagen, daß ich nichts über die Vergangenheit meines Onkel wußte, außer daß meine Mutter ihn immer als einen wahren Riesen geschildert hatte, der jedoch nur wenig Mut und Willenskraft besitze.

Nachdem ich mir alles angehört hatte, was Haines mir zu sagen hatte, senkte ich die vorderen Beine meines Stuhls auf den Fußboden ab und sah auf die Uhr. Es war schon spät am Nachmittag.

»Wie weit ist es denn bis zu der Kirche?« erkundigte ich mich. »Ob ich es noch vor

Sonnenuntergang schaffe?«

»Aber junger Mann, Sie wollen doch nicht am Abend dorthin gehen! Doch nicht an diesen Ort!« Der alte Mann zitterte am ganzen Körper, erhob sich halb von seinem Stuhl und streckte seine magere Hand aus, wie um mich zurückzuhalten. »Das wäre ja schierer Wahnsinn!« rief er aus.

Ich lachte über seine Angst und sagte ihm, ich sei, komme, was da wolle, fest entschlossen, den alten Küster noch an diesem Abend aufzusuchen und die ganze Sache so schnell wie möglich hinter mich zu bringen. Ich hatte nicht vor, den Aberglauben der unwissenden Hinterwäldler für wahr zu nehmen, denn ich war überzeugt, daß alles, was ich gerade gehört hatte, lediglich eine Verkettung von Ereignissen gewesen war, die die Leute von Daalbergen irgendwie mit ihrem Unglück in der letzten Zeit in Zusammenhang gebracht hatten. Angst empfand ich überhaupt nicht.

Als er sah, daß ich entschlossen war, noch vor Einbruch der Dunkelheit das Haus meines Onkels zu erreichen, ging Haines mit mir vors Haus und beschrieb mir widerstrebend den Weg, nicht ohne mich immer wieder zu bitten, es mir doch noch anders zu überlegen. Als ich ging, schüttelte er mir die Hand, als rechnete er damit, mich nie mehr wiederzusehen.

»Passen Sie auf, daß der alte Teufel Fester Sie nicht am Kragen kriegt!« warnte er mich immer wieder. »Ich würde nicht für alles Geld dieser Welt im Dunkeln in seine Nähe gehen. Nein, nein, mein Lieber!« Er ging wieder in seinen Laden, wobei er gravitatisch den Kopf schüttelte, und ich machte mich auf den Weg, eine Straße entlang, die aus dem Dorf führte.

Ich war kaum zwei Minuten gegangen, als ich das Moor erblickte, von dem Haines gesprochen hatte. Die Straße, die von einem weißgestrichenen Zaun gesäumt war, führte durch den großen Sumpf, dessen vereinzelt, mit Gestrüpp bewachsene Inseln rings von schwarzem, brackigen Wasser umgeben waren. Ein Geruch nach Tod und Verwesung hing in der Luft, und selbst in der Nachmittagssonne konnte man kleine Dampfschleier aus dem ungesunden Gewässer aufsteigen sehen.

Als ich das Moor hinter mich gebracht hatte, bog ich, Haines' Wegbeschreibung entsprechend, von der Hauptstraße scharf nach links ab. Es gab hier mehrere Häuser, die kaum mehr als Hütten waren, und ich konnte mir vorstellen, wie arm die Leute waren, die darin wohnten. Die Straße verlief hier unter den herabhängenden Ästen riesiger Trauerweiden, die fast kein Sonnenstrahl durchdrang. Der Gestank des Sumpfes hing mir noch in der Nase, und die Luft war feucht und kühl. Ich beschleunigte meine Schritte, um möglichst bald aus diesem schaurigen Tunnel hinauszugelangen.

Plötzlich ging ich wieder im Licht. Die Sonne, die jetzt als rote Kugel über dem Kamm des Berges stand, schickte sich an unterzugehen, und in ihren blutroten Strahlen sah ich in einiger Entfernung vor mir die einsame Kirche stehen. Jetzt beschlich mich auch dieses Gefühl der Unheimlichkeit, von dem Haines gesprochen hatte, diese Scheu, die alle Einwohner von Daalbergen diesen Ort meiden ließ. Der gedrungene, steinerne Kirchenbau mit seinem stumpfen Turm erschien mir wie ein Götzenbild, vor dem die Grabsteine, die es umgaben, sich demütig verneigten.

Ich hatte meine Schritte etwas verlangsamt, während ich dieses Bild in mich aufnahm. Die Sonne verschwand jetzt sehr rasch hinter dem Berg, und mich fröstelte in der feuchten Luft. Ich schlug meinen Mantelkragen hoch und ging mit gesenktem Kopf weiter. Als ich wieder aufschaute, fiel mir etwas auf. Im Schatten der Kirchenmauer war etwas Weißes, etwas von unbestimmter Gestalt. Als ich näherkam, sah ich, daß es ein neues Holzkreuz auf einem frischen Grabhügel war. Diese Entdeckung ließ mich schauern. Mir wurde klar, daß dies das Grab meines Onkels sein mußte, aber irgend etwas sagte mir, daß es anders war als die übrigen Gräber. Es sah nicht aus wie ein totes Grab. Auf irgendeine unerklärliche Weise schien es zu leben, wenn man überhaupt von einem lebenden Grab sprechen kann. Unmittelbar daneben war, wie ich beim Näherkommen feststellte, ein anderes Grab, ein alter, bewachsener Hügel mit einem abbröckelnden Stein darauf. Dominie Slots prab, dachte ich, in Erinnerung an das, was Haines mir erzählt hatte.

Nirgendwo ließ sich eine lebende Seele blicken. Im Dämmerlicht stieg ich den kleinen Hügel hinauf, auf dem das Pfarrhaus stand, und pochte an die Tür. Niemand antwortete. Ich ging um das Haus und spähte durch die Fenster hinein. Es schien niemand zu Hause zu sein.

Wohl wegen der hohen Berge war es sehr rasch dunkel geworden, nachdem die Sonne untergegangen war. Ich merkte plötzlich, daß ich nur noch ein paar Fuß weit sehen konnte. Vorsichtig ging ich um eine Ecke des Hauses und blieb stehen, um zu überlegen, was ich als nächstes tun sollte.

Alles war still. Kein Lüftchen regte sich, und auch die normalen Geräusche der Nachttiere fehlten. Ich hatte meine Angst schon fast vergessen gehabt, aber in dieser Grabesstille wurde mir doch wieder unheimlich zumute. Ich bildete mir ein, die Luft sei mit Geistern bevölkert, die mich bedrängten und mir fast die Luft zum Atmen nahmen. Zum hundertsten Mal fragte ich mich, wo der alte Küster sein mochte. Wie ich so dastand, halb und halb gewärtig, daß irgendein finsterner Dämon aus den Schatten auftauchen würde, fiel mir auf, daß am Glockenturm der Kirche zwei Fenster erhellt waren. Da erinnerte ich mich, daß Haines ja gesagt hatte, Fester wohne im Kellergeschoß der Kirche. Ich ging vorsichtig hinüber und fand eine Seitentür der Kirche offenstehen.

Drinne roch es nach Moder. Alles, was ich berührte, war klamm und glitschig. Ich strich ein Zündholz an und versuchte herauszubekommen, wie ich in den Glockenturm gelangen konnte. Plötzlich blieb ich wie angewurzelt stehen.

Über mir hörte ich auf einmal lauten Gesang, in einer gutturalen Stimme wie von einem Betrunkenen. Das Zündholz verbrannte mir die Finger, und ich ließ es fallen. Zwei Lichtpünktchen durchdrangen die Dunkelheit der gegenüberliegenden Mauer der Kirche, und darunter sah ich Licht durch die Ritzen einer Tür fallen. Der Gesang hörte ebenso jäh auf wie er begonnen hatte, und es herrschte wieder Totenstille. Das Herz klopfte mir, und das Blut pochte in meinen Schläfen. Wäre ich nicht vor Angst wie versteinert gewesen, ich hätte augenblicklich die Flucht ergriffen.

Ohne ein zweites Streichholz anzuzünden, tastete ich mich durch die Reihen der Kirchenbänke, bis ich vor der Tür stand. So stark war das Gefühl der Niedergeschlagenheit, das mich überkommen hatte, daß ich mich wie im Traum und

ganz ohne mein Zutun bewegte. Die Tür war verschlossen. Ich hämmerte eine Zeitlang dagegen, aber es kam keine Antwort. Alles blieb totenstill. Ich tastete den Rand der Tür ab, fand die Angeln, zog die Stifte heraus und ließ die Tür auf mich zufallen. Dämmriges Licht erhellte eine steile Treppe. Es roch ekelierend nach Whiskey. Jetzt konnte ich oben in der Glockenstube Geräusche hören. Ich riskierte ein zaghaftes Rufen, meinte, ein Brummen als Antwort zu hören, und stieg zögernd die Stufen hinauf.

Beim ersten Anblick dieses unseligen Raumes war ich im höchsten Maße überrascht. Über das ganze Zimmer waren alte und verstaubte Bücher und Manuskripte verstreut, die unglaublich alt zu sein schienen. In Regalen, die bis an die Decke reichten, wurden schreckliche Dinge in Flaschen und anderen Glasgefäßen aufbewahrt - Schlangen und Eidechsen und Fledermäuse. Staub und Moder und Spinnweben überzogen alles. In der Mitte, hinter einem Tisch, auf dem eine brennende Kerze, eine fast geleerte Whiskeyflasche und ein Glas standen, saß eine reglose Gestalt mit hagerem, runzligem Gesicht und wilden Augen, die blicklos durch mich hindurchstarrten. Ich wußte sofort, daß dies Abel Fester, der alte Küster, sein mußte. Er bewegte sich nicht und sagte auch nichts, als ich mich ihm langsam und furchtsam näherte.

»Mr. Fester?« fragte ich und zitterte unerklärlicherweise vor Schreck, als meine Stimme von den Wänden des kleinen Zimmers widerhallte. Ich bekam keine Antwort, und die Gestalt hinter dem Tisch rührte sich noch immer nicht. Ich fragte mich, ob er sich bis zur Besinnungslosigkeit betrunken hatte, und ging um den Tisch herum, um ihn zu rütteln.

Ich hatte kaum die Schulter des seltsamen alten Mannes berührt, als dieser wie von der Tarantel gestochen von seinem Stuhl aufsprang. Seine Augen, die immer noch den gleichen leeren Blick hatten, waren unverwandt auf mich gerichtet. Er schwang seine Arme wie Dreschflegel und prallte zurück.

»Nicht!« schrie er. »Rühren Sie mich nicht an! Gehen Sie weggehen Sie weg!« Ich sah, daß er nicht nur betrunken, sondern auch zu Tode erschrocken war. Mit besänftigendem Tonfall sagte ich ihm, wer ich sei und warum ich gekommen war. Er schien mich halbwegs zu verstehen, ließ sich wieder auf seinen Stuhl sinken und saß schlaff und reglos da.»Ich dachte, daß er es war«, murmelte er. »Ich dachte. Sie waren er, und er ist zurückgekommen, um es sich zu holen. Er hat versucht, rauszukommen - die ganze Zeit, seit ich ihn da hineingelegt habe.« Seine Stimme steigerte sich wieder zu einem Kreischen, und er klammerte sich an seinen Stuhl. »Vielleicht ist er jetzt draußen! Vielleicht ist er draußen!« Ich sah mich unwillkürlich um, halb und halb darauf gefaßt, eine gespenstische Gestalt die Treppe heraufkommen zu sehen. »Wer ist vielleicht draußen?« fragte ich. »Vanderhoof!« kreischte er. »Das Kreuz über seinem Grab fällt in der Nacht immer um! Jeden Morgen ist die Erde locker, und es läßt sich immer schwerer reinstecken. Er wird rauskommen, und ich kann nichts dagegen tun.«

Ich drückte ihn auf seinen Stuhl zurück und setzte mich neben ihn auf eine Kiste. Er zitterte in höchster Todesangst, und der Speichel tropfte ihm aus den Mundwinkeln. Von Zeit zu Zeit empfand ich dieses unbestimmte Grauen, von dem Haines im

Zusammenhang mit dem alten Küster erzählt hatte. Der Mann hatte tatsächlich etwas Unheimliches an sich. Der Kopf war ihm jetzt auf die Brust gesunken, und er schien etwas ruhiger und murmelte vor sich hin.

Ich stand leise auf und öffnete ein Fenster, um den Whiskeydunst und den modrigen Geruch der alten Gegenstände zu vertreiben. Ich konnte von diesem Fenster aus gerade auf Dominie Vanderhoofs Grab hinuntersehen und blinzelte ein paarmal, weil ich meinen Augen nicht traute. Das Kreuz stand schief! Ich konnte mich genau erinnern, daß es vor einer Stunde noch senkrecht gestanden hatte. Angst überfiel mich wieder. Ich drehte mich rasch um. Fester saß auf seinem Stuhl und sah mich an. Sein Blick war vernünftiger als vorhin.

»Sie sind also Vanderhoofs Neffe«, murmelte er nasal. »Naja, dann können Sie auch gleich alles erfahren. Nicht mehr lange und er wird rauskommen und mich kriegen, sowie er sich aus dem Grab rauswühlen kann. Da kann ich Ihnen genausogut alles erzählen.«

Er schien seine furchtbare Angst überwunden zu haben. Offenbar hatte er sich mit dem Schicksal abgefunden, das ihm, wie er meinte, unmittelbar bevorstand. Er ließ den Kopf wieder auf die Brust sinken und nahm seinen eintönig gemurmelten Monolog wieder auf.»Sehen Sie die ganzen Bücher und Papiere da? Also, die haben mal dem Dominie Slott gehört, Dominie Slott, der hier vor vielen Jahren war. Das ganze Zeug hat was mit Magie zu tun, Schwarzer Magie, die der alte Dominie schon gekannt hat, ehe er in dieses Land gekommen ist. Da drüben haben sie Leute, die sich damit ausgekannt haben, verbrannt und in siedendes Öl gesteckt. Aber der alte Slott kannte sich aus, und er hat keinem was erzählt. Nein, der alte Slott hat hier vor Generationen gepredigt, und er ist immer hier raufgekommen und hat in den Büchern gelesen und mit den toten Viechern in den Gläsern experimentiert und alle möglichen Leute und Sachen verhext, aber er hat nie einem was davon erzählt. Nein, keiner hat was gewußt, außer Dominie Slott und ich.«

»Sie?« stieß ich hervor und beugte mich über den Tisch. »Ja, das heißt, wie ich es dann auch gelernt hatte.« Ein listiger Ausdruck trat bei dieser Antwort auf sein Gesicht. »Ich habe das ganze Zeug hier gefunden, wie ich Küster von der Kirche wurde, und ich hab's immer gelesen, wenn ich keine Arbeit hatte. Und dann hab ich bald alles gewußt.«

Der Alte murmelte weiter, und ich hörte ihm gebannt zu. Er erzählte, wie er die schwierigen Formeln der Dämonologie erlernt hatte, so daß er Menschen verhexen oder verzaubern konnte. Er hatte schreckliche okkulte Riten dieses Teufelsglaubens praktiziert und das Dorf und seine Bewohner verflucht. Dann hatte er auch versucht, die Kirche unter seinen Bann zu bringen, aber die Macht Gottes war zu stark gewesen. Als er herausbekommen hatte, daß Vanderhoof sehr willensschwach war, hatte er ihn behext, so daß er sonderbare, mystische Predigten hielt, die Furcht in die Herzen der einfachen Landleute senkten. Von seinem Platz in der Glockenstube aus, so erzählte er, hinter einem Gemälde von der Versuchung Christi, das die Rückwand der Kirche schmückte, starrte er Vanderhoof immer an, während dieser predigte, durch Löcher, die sich in den Augen des Teufels auf dem Bild befanden. Entsetzt über die unheimlichen Dinge, die in ihrer Gemeinde passierten, waren die

Gemeindemitglieder einer nach dem ändern der Kirche ferngeblieben, und von da an konnte Foster mit der Kirche und mit Vanderhoof tun, was ihm beliebte.

»Aber was haben Sie mit ihm gemacht?« fragte ich mit hohler Stimme, als der Küster in seinem Geständnis innehielt. Er brach in meckerndes Gelächter aus und warf trunken den Kopf in den Nacken.

»Ich hab seine Seele genommen!« heulte er in einem Tonfall, der mich erzittern ließ.

»Ich hab seine Seele genommen und sie in eine Flasche eingesperrt, eine kleine schwarze Flasche! Und dann hab ich ihn begraben. Aber er hat seine Seele nicht mehr und kann weder in den Himmel noch in die Hölle! Aber er wird sie sich holen kommen. Er versucht die ganze Zeit schon, aus dem Grab rauszukommen. Ich höre schon, wie er sich durch die Erde wühlt. Er ist unheimlich stark!«

Während der Alte so erzählte, kam ich immer mehr zu der Überzeugung, daß er die Wahrheit sagte, und nicht nur im Suff vor sich hinfaselte. Jedes Detail paßte genau zu der Geschichte, die Haines mir erzählt hatte. Meine Angst nahm ständig zu. Als der alte Hexer jetzt so dämonisch lachte, war ich versucht, die enge Treppe hinunterzurennen und das Weite zu suchen. Die Augen fielen mir fast aus den Höhlen, als ich sah, daß das Kreuz auf Vanderhoofs Grab sich eindeutig noch stärker geneigt hatte, seit ich es das letztmal gesehen hatte. Es bildete jetzt schon einen Winkel von 45 Grad!

»Können wir Vanderhoof nicht ausgraben und ihm seine Seele wiedergeben?« fragte ich beinahe atemlos, weil ich das Gefühl hatte, es müßte schleunigst etwas unternommen werden. Der alte Mann sprang entsetzt von seinem Stuhl auf.

»Nein, nein, nein!« schrie er. »Er würde mich umbringen. Ich hab die Formel vergessen, und wenn er rauskommt, ist er wieder lebendig, aber ohne Seele. Er würde uns beide töten!«

»Wo ist die Flasche mit seiner Seele?« fragte ich und ging drohend auf ihn zu. Ich spürte, daß irgend etwas Grauenhaftes geschehen würde, und das mußte ich unter allen Umständen verhindern.

»Das werde ich Ihnen nicht sagen. Sie junger Spund!« knurrte er. Ich sah ein seltsames Licht in seinen Augen glimmen, während er sich in eine Ecke zurückzog.

»Und rühren Sie mich auch nicht an, denn das würde Ihnen leid tun!«

Ich tat einen Schritt vorwärts, denn ich hatte auf einem niedrigen Hocker neben ihm zwei schwarze Flaschen erblickt. Foster murmelte mit leiser, singender Stimme ein paar seltsame Wörter. Mir wurde alles grau vor Augen, und irgend etwas in mir schien nach oben gezogen zu werden, so als wollte es durch meinen Hals entweichen. Ich spürte, wie meine Knie weich wurden.

Ich taumelte vorwärts, packte den alten Küster an der Gurgel und griff mit der freien Hand nach den Flaschen auf dem Hocker. Aber der alte Mann fiel rücklings um und stieß mit dem Fuß an den Hocker, so daß eine der Flaschen zu Boden fiel, während ich die andere gerade noch zu fassen bekam. Ein blauer Lichtblitz zuckte auf, und der Raum füllte sich mit Schwefelgeruch. Aus dem kleinen Scherbenhaufen stieg ein weißes Dampfwölkchen auf, das von der Zugluft sofort zum Fenster hinausgeweht wurde.

»Sei verflucht, du Schurke!« ertönte eine leise Stimme, die von weither zu kommen

schien. Foster, den ich losgelassen hatte, als die Flasche zerbrach, kauerte an der Wand und sah noch kleiner und verhutzelter aus als zuvor. Sein Gesicht färbte sich allmählich schwarzgrün.

»Fluch dir!« ertönte abermals die Stimme, die kaum aus seinem Mund zu kommen schien. »Ich bin verloren! Die da drin war meine. Dominie Slott hat sie mir vor 200 Jahren genommen!«

Er ließ sich auf den Boden rutschen und sah mich mit Haß in den zusehends trübe werdenden Augen an. Seine Haut verfärbte sich schwarz, dann gelb. Entsetzt beobachtete ich, wie sein Körper offenbar zerbröckelte und seine Kleidung sich in immer schlaffere Falten legte.

Die Flasche in meiner Hand wurde warm. Ich sah sie voller Angst an. Sie phosphoreszierte leicht. Schreckensstarr stellte ich sie auf den Tisch, konnte sie aber nicht aus den Augen lassen. Ein Moment ominöser Stille trat ein, während die Flasche heller zu glimmen begann, und dann hörte ich ganz deutlich das Geräusch von rutschender und herabfallender Erde. Nach Atem ringend schaute ich aus dem Fenster. Der Mond stand jetzt hoch am Himmel, und in seinem Licht sah ich, daß das Kreuz auf Vanderhoofs Grab jetzt vollends umgefallen war. Wieder kam das Geräusch herabfallender Erde, und nun hielt es mich nicht länger - ich polterte die Treppe hinunter und fand den Weg ins Freie. Mehrmals stolperte ich und fiel hin, während ich so in blindem Entsetzen floh. Als ich am Fuß des Kirchhügels angelangt war, am Eingang zu der düsteren Weidenallee, hörte ich hinter mir furchtbares Gebrüll. Ich blieb stehen und schaute zur Kirche zurück. Ihre Mauer glänzte im Mondschein, und davor sah ich einen riesigen, widerwärtigen schwarzen Schatten aus dem Grab meines Onkels steigen und auf die Kirche zuwanken.

Am nächsten Morgen erzählte ich ein paar Dorfbewohnern in Haines' Laden, was ich erlebt hatte. Sie sahen einander mit verständnisinnigem Lächeln an, aber als ich vorschlug, sie sollten mich zur Kirche begleiten, erfanden sie allerlei Ausreden. Obwohl ihre Gutgläubigkeit Grenzen hatten, wollten sie doch lieber kein Risiko eingehen. Daraufhin erklärte ich, daß ich alleine noch einmal hingehen würde, obwohl mir der Gedanke daran alles andere als angenehm war.

Als ich aus dem Laden ging, lief mir ein alter Mann mit einem langen weißen Bart nach und faßte mich am Arm.

»Ich gehe mit Ihnen, junger Mann«, sagte er. »Ich glaube, ich kann mich erinnern, daß mein Großvater mal sowas Ähnliches über den alten Dominie Slott erzählt hat. Ein sonderbarer Kauz soll er gewesen sein, aber Vanderhoof war noch schlimmer.«

Dominie Vanderhoofs Grab war offen und leer, als wir eintrafen. Das konnte natürlich das Werk von Grabräubern sein, und doch ... In der Glockenstube war die Flasche, die ich auf dem Tisch hatte stehen lassen, verschwunden, während die Scherben der zerbrochenen Flasche noch auf dem Boden lagen. Und auf dem Haufen gelben Staubs und zerknitterter Kleidung, der einmal Abel Fester gewesen war, sah man die Abdrücke riesiger Füße.

Nachdem ich mir einige der Bücher und Papiere angesehen hatte, die in dem Zimmer verstreut waren, trugen wir alles hinaus und verbrannten es als etwas Unreines und

Gottloses. Mit einem Spaten, den wir im Keller der Kirche fanden, schütteten wir das Grab von Johannes Vanderhoof zu, und zum Schluß warfen wir auch noch das Holzkreuz ins Feuer.

Alte Frauen erzählen sich, daß jetzt immer bei Vollmond eine riesige, verstörte Gestalt auf dem Kirchhof umgeht, die eine Flasche in der Hand hält und den Eindruck macht, als wüßte sie nicht mehr, wohin sie eigentlich wollte.

DER HÜGEL von Zealia Bishop und H. P. Lovecraft

Es ist erst ein paar Jahre her, daß der Westen von den meisten Leuten nicht mehr als ein neues Land angesehen wird. Ich nehme an, diese Vorstellung beruhte darauf, daß unsere eigene Kultur dort neu ist, aber heutzutage graben dort Forscher unter der Oberfläche nach und fördern ganze Kapitel eines Lebens zutage, das in diesen Ebenen und Gebirgen seine Höhen und Tiefen durchmachte, lange bevor die Geschichtsschreibung begann. Wir finden nichts dabei, wenn wir erfahren, daß ein Pueblo-Dorf 2500 Jahre alt ist, und sind nicht weiter verwundert, wenn Archäologen die subpedregale Kultur Mexikos auf die Zeit zwischen 17000 oder 18000 vor Christus datieren. Wir hören auch Gerüchte von noch älteren Dingen, von primitiven Menschen, die Zeitgenossen längst ausgestorbener Tiere waren und die wir heute nur aus einigen wenigen Knochenfunden und Artefakten kennen, und deswegen ist diese Idee von der Neuheit jetzt im Schwinden begriffen. Europäer haben im allgemeinen ein besseres Gefühl für unvordenkliches Alter und die tiefen Ablagerungen aufeinanderfolgender Lebensströme als wir Amerikaner. Erst vor einigen Jahren bezeichnete ein britischer Autor Arizona als eine »mondblasse Gegend, sehr hübsch auf ihre Art, und ursprünglich und alt - ein uraltes, einsames Land«.

Ich schmeichle mir jedoch, eine tiefere Vorstellung von dem umfaßlichen, ja beinahe erschreckenden Alter des Westens zu haben als irgendein Europäer. Das geht alles auf einen Vorfall zurück, der sich im Jahre 1928 ereignete, ein Vorfall, den ich liebend gerne zu drei Vierteln auf bloße Halluzinationen zurückführen würde, der sich jedoch meinem Gedächtnis so unglaublich fest eingepägt hat, daß ich ihn nicht so einfach abtun kann. Es war in Oklahoma, wo meine Arbeit als Ethnologe und Indianerforscher mich immer wieder hinführt, und wo ich schon früher einmal auf einige geradezu diabolisch seltsame und befremdliche Dinge gestoßen war.

Oklahoma ist wohlgemerkt viel mehr als ein Land der Pioniere. Es gibt dort uralte Stämme mit uralten Erinnerungen, und wenn im Herbst unaufhörlich das Getrommel der Tom-Toms über die brütenden Ebenen schallt, geraten die Seelen der Menschen in gefährliche Nähe der urzeitlichen Geheimnisse. Ich selbst bin Weißer und aus dem Osten, aber ich mache kein Hehl daraus, daß die Riten von Yig, dem Vater der Schlangen, mich jederzeit schaudern lassen können. Ich habe zuviel gehört und gesehen, um in dieser Hinsicht einen »aufgeklärten« Standpunkt einzunehmen. Das gleiche gilt auch für besagten Vorfall aus dem Jahre 1928. Ich würde gerne mit einem Lachen darüber hinweggehen, aber ich kann es nicht.

Ich war nach Oklahoma gekommen, um einer der vielen Geistergeschichten nachzuspüren, die man sich bei den weißen Siedlern erzählte, die jedoch starke indianische Elemente aufwiesen und, davon war ich überzeugt, letztlich indianischen Ursprungs waren. Sie waren merkwürdig, diese unter freiem Himmel spielenden Geistergeschichten, und obwohl sie im Munde von Weißen platt und prosaisch wirkten, enthielten sie eindeutig Motive aus einigen der reichsten und dunkelsten Epochen der einheimischen Mythologie. Sie kreisten alle um die riesigen, einsamen, künstlich aussehenden Hügel im westlichen Teil des Staates, und sie handelten alle von Erscheinungen, die in Gestalt und Aussehen außerordentlich sonderbar waren.

Die bekannteste dieser Erscheinungen, die zugleich eine der ältesten ist, sorgte für erhebliches Aufsehen im Jahre 1892, als ein Bezirkspolizeichef namens John Willis bei der Verfolgung von Pferdedieben in die Hügelregion ritt und bei seiner Rückkehr eine abenteuerliche Geschichte von nächtlichen Kavallerieschlachten in der Luft zwischen großen Heeren unsichtbarer Gespenster erzählte - er wollte das Getrappel von Pferdehufen und menschlichen Füßen, dumpfe Schläge, das Klirren von Metall auf Metall, die erstickten Schreie von Kriegeren und das Fallen von Menschen- und Pferdeköpern gehört haben. Dies alles habe sich bei Mondschein abgespielt und sein Pferd ebenso in Angst und Schrecken versetzt wie ihn selbst. Die Geräusche hätten jeweils eine Stunde lang angehalten und seien sehr deutlich gewesen, aber gedämpft, so als ob sie der Wind aus großer Ferne hergetragen hätte, und gesehen hätte er von den Armeen nichts. Später erfuhr Willis, daß der Schauplatz seiner haarsträubenden Erlebnisse für solche und ähnliche Erscheinungen berüchtigt war und von den Siedlern ebenso gemieden wurde wie von den Indianern. Viele hatten dort schon kämpfende Reiter am Himmel gesehen, aber die Schilderungen waren ungenau und widersprüchlich. Die Siedler beschrieben die geisterhaften Kämpfer als Indianer, wenn auch von keinem bekannten Stamm und mit einzigartigen Waffen und Kleidern ausgestattet. Sie gingen sogar so weit zu sagen, daß sie nicht sicher seien, ob es sich wirklich um Pferde gehandelt hätte.

Die Indianer schienen dagegen in den Gespenstern nicht ihresgleichen erkannt zu haben. Sie nannten sie »diese Wesen«, »die alten Wesen« oder »die unten Wohnenden« und empfanden offenbar eine ehrfürchtige Scheu vor ihnen, die es ihnen verbot, viel über sie zu reden. Es war noch keinem Ethnologen gelungen, einem der Geschichtenerzähler eine genaue Beschreibung der Wesen zu entlocken, und offenbar hatte sie auch noch niemand wirklich deutlich gesehen. Die Indianer hatten das eine oder andere alte Sprichwort über diese Erscheinungen, so zum Beispiel: »Menschen sehr alt, machen sehr großen Geist; nicht so alt, nicht so groß; älter als alle Zeit, dann Geist so groß, daß beinahe Fleisch; alte Menschen und Geister, sie vermischen sich, werden ein und dasselbe.«

Nun ist das alles für einen Ethnologen natürlich ein »alter Hut«, von der gleichen Art wie die Legenden von reichen, verborgenen Städten und begrabenen Rassen, wie man sie bei den Pueblo- und Prärie-Indianern verbreitet antrifft und von denen sich Coronado vor Jahrhunderten zu seiner vergeblichen Suche nach dem sagemumwobenen Quivira verleiten ließ. Was mich ins westliche Oklahoma gebracht

hatte, war etwas Greifbareres, eine sehr präzise, bodenständige Geschichte, die zwar sehr alt, trotzdem aber für die Welt der Wissenschaft völlig neu war, und in der zum erstenmal die Geister, von denen die Rede war, genau beschrieben wurden. Was die Geschichte noch aufregender machte, war die Tatsache, daß sie aus dem abgelegenen Binger im Kreis Caddow stammte, einem Ort, von dem ich seit langem wußte, daß er der Schauplatz eines schrecklichen und zum Teil unerklärlichen Vorfalls im Zusammenhang mit dem Schlangengott-Mythos gewesen war. Die Geschichte war auf den ersten Blick äußerst naiv und simpel und drehte sich um einen großen Hügel, der sich etwa eine Drittel Meile westlich des Dorfes erhob, ein Hügel, den manche für ein Produkt der Natur, andere jedoch für eine von prähistorischen Stämmen angelegte Begräbnis- oder Kultstätte hielten. Auf diesem Hügel, so behaupteten die Dörfler, gingen ständig zwei Indianer um, die abwechselnd erschienen. Ein alter Mann, der vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung auf dem Gipfel hin und her schritt, bei jedem Wetter, und nur zeitweise verschwand, sowie eine Squaw, die bei Nacht seinen Platz mit einer blauflammigen Fackel einnahm, die bis zum Morgen fast ständig zu sehen war. Bei hellem Mondschein konnte man die charakteristische Gestalt der Squaw recht deutlich sehen, und über die Hälfte der Dorfbewohner versicherten, die Erscheinung sei kopflos. Über die Motive und die relative Geisterhaftigkeit der zwei Visionen gingen die Meinungen im Dorf auseinander. Manche waren der Ansicht, bei dem Mann handle es sich überhaupt nicht um einen Geist, sondern um einen lebenden Indianer, der eine Squaw, auf deren Gold er es abgesehen hatte, getötet und enthauptet und irgendwo auf dem Hügel begraben hätte. Er müsse aus Reue über seine Untat immer wieder zu dem Hügel zurückkehren, magisch angezogen vom Geist seines Opfers, der nach Einbruch der Nacht sichtbare Gestalt annehme. Die andere Gruppe, deren Gespensterglaube einheitlicher war, vertrat dagegen die Ansicht, sowohl der Mann als auch die Frau seien Geister; der Mann habe vor langer Zeit sowohl die Squaw als auch sich selbst getötet. Diese beiden Versionen sowie geringfügige Abwandlungen davon waren offenbar landläufig, seit die Gegend um Wichita im Jahre 1889 besiedelt worden war, und sie wurden, so sagte man mir, immer wieder durch eine erstaunliche Anzahl noch existierender Phänomene bestätigt, die jeder selbst beobachten könne. Diese Möglichkeit besteht nicht bei vielen Geistergeschichten, und deshalb war ich natürlich gespannt, auf welche bizarren Wunder ich in diesem kleinen, entlegenen Dorf stoßen würde, so weit abseits der eingetretenen Pfade der Menge und dem unbestechlichen Forscherblick der Wissenschaft weitgehend entzogen. So stieg ich denn im Spätsommer des Jahres 1928 in einen Zug nach Binger und grübelte über sonderbare Mysterien nach, während der Zug auf seiner eingleisigen Strecke zaghaft durch eine immer einsamer werdende Landschaft ratterte. Binger ist eine recht bescheidene Ansammlung von Holzhäusern und Läden mitten in einer flachen, windigen Gegend voller roter Staubwolken. Der Ort hat neben den Indianern in einem benachbarten Reservat etwa fünfhundert Einwohner, die sich offenbar zum größten Teil von der Landwirtschaft ernähren. Der Boden ist einigermaßen fruchtbar, und der Ölboom hat diesen Teil des Staates noch nicht erreicht. Der Zug kam in der Abenddämmerung an, und ich fühlte mich ziemlich

verloren und unbehaglich - abgeschnitten von allen vertrauten, alltäglichen Dingen -, als er ohne mich nach Süden weiterdampfte. Der Bahnsteig war voll von kuriosen Tagedieben, die sich alle danach drängten, mir Auskunft zu geben, als ich nach dem Mann fragte, für den ich ein Empfehlungsschreiben bei mir hatte. Man führte mich die in keiner Hinsicht bemerkenswerte Hauptstraße entlang, deren von Wagenspuren gefurchte Oberfläche rot von dem Sandsteinboden dieser Gegend war, und brachte mich zum Haus meines voraussichtlichen Gastgebers. Die Leute, denen ich die Empfehlung verdankte, hatten gute Arbeit geleistet, denn Mr. Compton war ein Mann von hoher Intelligenz und verantwortlicher Position in der Gemeinde, während seine Mutter, die bei ihm lebte und von allen »Oma Compton« genannt wurde, eine Angehörige der ersten Pioniergeneration und eine wahre Fundgrube für Anekdoten und Folklore war.

Schon am ersten Abend gaben mir die Comptons einen Überblick über alle Legenden, die man sich im Dorf erzählte, und bestätigten mir, daß die Erscheinung, die ich untersuchen wollte, tatsächlich verblüffend und bedeutsam sei. Jedermann in Binger, so schien es, hatte sich mit der Existenz der Geister abgefunden. Zwei Generationen waren im Anblick dieses merkwürdigen, alleinstehenden Hügels und seiner rastlosen Gestalten geboren worden und aufgewachsen. Die Leute fürchteten und mieden natürlich die unmittelbare Umgebung des Hügels, so daß sich das Dorf und die Farmen in den vier Jahrzehnten seit der Besiedlung nicht in diese Richtung ausgebreitet hatten, doch hatten mehrmals beherzte Dorfbewohner den Hügel in Augenschein genommen. Manche hatten hinterher berichtet, sie hätten keinerlei Geister gesehen, als sie sich dem gefürchteten Hügel näherten, sondern die einsame Gestalt habe sich entfernt, bevor sie die Stelle erreichten, so daß sie unbehelligt den steilen Abhang hinaufsteigen und den flachen Gipfel untersuchen konnten. Außer ziemlich dichtem Gestrüpp, sagten sie, hätten sie dort oben nichts entdecken können. Wohin der Indianer <>verschwunden sein konnte, war ihnen unerklärlich. Er müsse, so mutmaßten sie, den Abhang hinuntergelaufen sein und es irgendwie fertiggebracht haben, sich über die Prärie zu entfernen, ohne gesehen zu werden, obwohl es dort keinerlei Deckung gab, so weit das Auge reichte. Auf jeden Fall gebe es anscheinend keinerlei Öffnung, die in den Hügel hineinführte. Zu dieser Schlußfolgerung seien sie nach gründlicher Untersuchung des Gestrüpps und des hohen Grases auf allen Seiten gekommen. Einige der sensibleren Kundschafter erklärten, sie hätten auf dem Hügel etwas wie eine unsichtbare Kraft verspürt, die sie zurückhalten wollte, konnten diese Erscheinung jedoch nicht näher beschreiben. Es sei einfach so gewesen, als sei jeweils in der Richtung, in die sie gehen wollten, die Luft dicker geworden. Es versteht sich von selbst, daß all diese fruchtlosen Erkundigungen bei Tage stattfanden. Nichts auf der Welt hätte einen Menschen, ob Weißer oder Indianer, dazu bringen können, sich nach Einbruch der Dunkelheit dieser unheimlichen Erhebung zu nähern. Die Indianer mieden sie sogar grundsätzlich auch am hellichten Tage.

Aber es waren nicht die sachlichen Berichte dieser vernünftigen Beobachter, auf denen das Grauen vor dem Geisterhügel beruhte; wären die Erfahrungen dieser Leute typisch gewesen, dann hätte die Erscheinung längst keinen so großen Raum in

der Folklore der Gegend eingenommen. Das eigentlich Unheimliche war vielmehr die Tatsache, daß viele der Kundschafter bedauernswerte Schäden an Körper und Geist davongetragen hatten oder überhaupt nicht zurückgekehrt waren. Der erste dieser Fälle hatte sich 1891 ereignet, als ein junger Mann namens Heaton mit einer Schaufel hinausgegangen war, um dem Rätsel womöglich durch Graben auf den Grund zu kommen. Er kannte die höchst sonderbaren Geschichten der Indianer und hatte nur gelacht, als ein anderer junger Mann, der auf dem Hügel gewesen war, nichts Ungewöhnliches entdeckt hatte. Heaton hatte den Hügel mit einem Fernrohr vom Dorf aus beobachtet, während der andere junge Mann hinaufstieg, und als dieser sich dem höchsten Punkt näherte, hatte er gesehen, wie der Indianer in den Hügel hinabgestiegen war, als ob auf dem Gipfel eine Falltür oder eine Treppe gewesen wäre. Der andere junge Mann hatte nicht gemerkt, auf welche Weise der Indianer verschwunden war, sondern nur festgestellt, daß er nicht mehr da war, als er oben ankam.

Heaton beschloß daraufhin, der Sache auf den Grund zu gehen, und Beobachter aus dem Dorf sahen, wie er emsig auf das Gebüsch oben auf dem Hügel einhackte. Aber dann löste sich seine Gestalt langsam auf und wurde unsichtbar, um für viele Stunden nicht mehr zu erscheinen, bis es schließlich dunkel wurde und die Fackel der kopflosen Squaw gespenstisch über dem fernen Hügel glomm. Ungefähr zwei Stunden nach Einbruch der Nacht kam Heaton ohne seinen Spaten und sonstigen Utensilien ins Dorf getaumelt und begann, mit hysterischer Stimme zusammenhangloses Zeug zu kreischen. Er heulte von furchterregenden Abgründen und Monstren, von schrecklichen Reliefs und Statuen, von unmenschlichen Verfolgern und grotesken Folterqualen und von vielen anderen phantastischen Abnormitäten, die zu kompliziert und chimärenhaft waren, als daß man sie hätte behalten können. »Alt! Alt! Alt!« stöhnte er immer wieder. »Großer Gott, sie sind älter als die Erde und kamen von woanders hierher - sie wissen, was wir denken, und lassen einen wissen, was sie denken - sie sind halb Mensch, halb Geist - haben die Grenze überschritten - zerfließen und nehmen wieder Gestalt an - werden immer mehr so, und doch stammen wir alle von ihnen ab - Kinder von Tulu - alles aus Gold - monströse Tiere, halb menschlich - tote Sklaven - Wahnsinn - lä! Schab-Niggurath! - Dieser Weiße - oh, mein Gott, was sie mit dem gemacht haben!« Heaton war dann noch etwa acht Jahre lang so eine Art Dorftrottel, bis er schließlich in einem epileptischen Anfall starb. Seit seiner Heimsuchung hatte es noch zwei weitere Fälle von Hügel-Wahnsinn gegeben, und acht Menschen waren völlig verschwunden. Unmittelbar nach Heatons Rückkehr waren drei verzweifelte und entschlossene Männer gemeinsam zu dem einsamen Hügel hinausgegangen, schwer bewaffnet und mit Spaten und Spitzhacken versehen. Die Dorfbewohner sahen, wie sich der Indianergeist in Nichts auflöste, als die Männer näherkamen, und beobachteten, wie diese den Hügel erstiegen und sich im Unterholz umzusehen begannen. Jählings lösten auch sie sich auf, und keiner von ihnen wurde je wieder gesehen. Ein Beobachter, der ein besonders starkes Teleskop hatte, erzählte, er hätte gesehen, wie andere Gestalten schemenhaft neben den unglückseligen Männern

auftauchten und diese in den Hügel hineinzogen, doch blieb dieser Bericht unbestätigt. Es läßt sich denken, daß nach diesem Unglück kein Erkundungstrupp mehr hinausging, und daß der Hügel viele Jahre hindurch gänzlich sich selbst überlassen blieb. Erst als die Vorfälle des Jahres 1891 schon fast in Vergessenheit geraten waren, brachte der eine oder andere wieder den Mut auf, weiter nach des Rätsels Lösung zu suchen. Im Jahre 1910 wagte sich ein Bursche, der zu jung war, um sich der alten Schrecknisse zu erinnern, auf den gefürchteten Hügel hinaus und fand überhaupt nichts.

Bis 1915 waren die panische Angst und die abenteuerlichen Legenden des Jahres '91 weitgehend zu den banalen Geistergeschichten verblaßt, wie sie auch heute noch die Runde machen — jedenfalls bei den Weißen. In dem benachbarten Reservat gab es alte Indianer, die viel nachdachten und ihre Weisheit für sich behielten. Etwa zu dieser Zeit kam es jedoch zu einer neuen Welle der aktiven Neugier und der Abenteuerlust, und mehrere unerschrockene Forscher wagten sich auf den Hügel und kehrten unversehrt zurück. Die nächsten waren zwei Fremde aus dem Osten, die Spaten und andere Geräte dabei hatten — Amateur-Archäologen von einem kleinen College, die sich mit Indianerforschung befaßten. Niemand aus dem Dorf beobachtete die beiden, als sie zu dem Hügel gingen, aber sie kehrten nie zurück. Der Suchtrupp, der ihnen nachging und zu dem auch mein Gastgeber Clyde Compton gehörte, konnte auf dem Hügel nichts Ungewöhnliches entdecken.

Den nächsten Gang zum Hügel wagte der alte Capt. Lawton, ein ergrauter Pionier, der sich im Jahre 1889 an der Erschließung des Gebiets beteiligt, es danach aber nie mehr aufgesucht hatte. Er hatte sich aber all die Jahre hindurch an den Hügel und seine Faszination erinnert und sich, nun da er sich mit einer ansehnlichen Pension zur Ruhe gesetzt hatte, entschlossen, auf eigene Faust zu versuchen, das uralte Rätsel zu lösen. Lange Vertrautheit mit Indianermythen hatte ihn auf viel seltsamere Ideen gebracht, als sie in den Köpfen der einfachen Dorfbewohner herumspukten, und er hatte sich auf eine langwierige, gründliche Untersuchung vorbereitet. Er bestieg den Hügel frühmorgens am Donnerstag, dem 5. Mai 1916, von über zwanzig Leuten im Dorf und auf der Prärie durch Ferngläser beobachtet. Sein Verschwinden war ganz plötzlich und geschah, als er gerade mit einer Sichel auf das Gestrüpp einhieb.

Niemand wußte mehr zu sagen, als daß er von einem Augenblick zum anderen plötzlich nicht mehr da war. Eine Woche lang sah und hörte man in Binger nichts von ihm, doch dann schleppte sich mitten in der Nacht das Objekt ins Dorf, über das bis zum heutigen Tage heftig gestritten wird.

Es sagte, es sei Captain Lawton, aber es war eindeutig mindestens vierzig Jahre jünger als der alte Mann, der auf den Hügel gestiegen war. Sein Haar war pechschwarz, und sein von unsäglicher Angst verzerrtes Gesicht glatt und faltenlos. Aber es erinnerte Oma Compton tatsächlich auf gespenstische Weise an den Captain, wie er im Jahre '89 ausgesehen hatte. Die Füße waren an den Knöcheln säuberlich amputiert, und die Stümpfe waren völlig verheilt, ein Ding der Unmöglichkeit, falls es sich wirklich um den gleichen Mann handelte, der noch eine Woche zuvor aufrecht auf seinen eigenen Füßen gegangen war. Das Objekt stammelte unverständliches Zeug vor sich hin und wiederholte immer wieder den

Namen »George Lawton, George B. Lawton«, als wollte es sich seiner eigenen Identität versichern. Was von diesem Gestammel zu verstehen war, ähnelte, wie Oma Compton meinte, in kurioser Weise den Halluzinationen des bedauernswerten jungen Heaton im Jahre '91, obwohl es auch geringfügige Unterschiede gab. »Das blaue Licht! Das blaue Licht!...« murmelte das Objekt, »schon immer dort unten, ehe es lebende Wesen gab - älter als die Dinosaurier - immer dieselben, nur schwächer - nie Tod - brütend und brütend und brütend - dieselben Wesen, halb Mensch und halb Gas -die Toten, die gehen und arbeiten - oh, dieses Viehzeug, die halbmenschlichen Einhörner - Häuser und Städte aus Gold - alt, alt, alt, älter als die Zeit - kamen von den Sternen herab - großer Tulu - Azathoth - Nyarlathotep - wartend, wartend ...« Das Objekt starb noch vor Tagesanbruch.

Natürlich gab es eine Untersuchung, und die Indianer in dem Reservat wurden unnach-sichtig verhört. Aber sie wußten nichts, hatten nichts zu sagen, bis auf den alten Grauen Adler, einen Wichita-Häuptling, der über hundert Jahre alt war und keine Furcht mehr kannte. Er ließ sich als einziger dazu herab, mit knurrender Stimme ein paar Ratschläge von sich zu geben.

»Laßt sie in Frieden, Bleichgesichter. Nichts Gutes - diese Wesen. Alle hier unten, alle hier unten, diese alten Wesen. Yig, großer Vater der Schlangen, er ist da. Yig ist Yig. Tir'awa, großer Vater der Menschen, er ist da. Tir'awa ist Tir'awa. Nie sterben.

Nie alt werden. Wie die Luft. Nur leben und warten. Eines Tages kommen sie hier heraus, leben und kämpfen. Ihnen Wigwam aus Erde gebaut. Gold gebracht — haben viel davon. Wegziehen und neue Heimat suchen. Ich ihnen. Ihr ihnen. Dann große Wasser kommen. Alles anders. Niemand herauskommen, niemand hineinlassen. Einmal drinnen, nie mehr heraus. Ihr sie in Frieden lassen, ihr keine böse Medizin. Roter Mann wissen, er nicht gefangen. Weißer Mann Neugier, er nie wiederkommen. Nicht auf kleine Hügel gehen. Nicht gut. Grauer Adler hat gesprochen.«

" Hätten sich Joe Norton und Rance Wheelock an den Rat des alten Häuptlings gehalten, sie wären wahrscheinlich noch am Leben. Aber sie taten es nicht. Sie waren große Leser und Materialisten, fürchteten nichts im Himmel und auf der Erde und dachten, irgendwelche indianischen Teufel hätten in dem Hügel ihr geheimes Hauptquartier. Sie waren schon einmal auf dem Hügel gewesen, und nun gingen sie wieder hin, um den alten Captain Lawton zu rächen. Das würden sie tun, prahlten sie, auch wenn sie dazu den ganzen Hügel abtragen müßten. Clyde Compton beobachtete sie mit einem Prismenglas und sah, wie sie den unheilvollen Hügel umrundeten. Offenbar wollten sie das Gelände nach und nach sehr genau erkunden. Minuten vergingen, ohne daß sie wieder aufgetaucht wären. Sie wurden nie mehr gesehen.

Abermals wurde der Hügel zum Objekt panischer Furcht, und nur der Große Krieg ließ ihn zeitweise in den Hintergrund treten. Von 1916 bis 1919 ging niemand hin, und das wäre auch so geblieben, wenn nicht ein paar junge Männer, die von der Front in Frankreich zurückgekehrt waren, gemeint hätten, ihre Tollkühnheit beweisen zu müssen. In den Jahren 1919 und 1920 entwickelte sich die Begehung des Hügelns zu

einer regelrechten Epidemie bei den vorzeitig abgehärteten jungen Kriegsveteranen, einer Epidemie, die um so mehr grassierte, als ein junger Mann nach dem anderen unversehrt und voller Verachtung für den vermeintlichen Aberglauben der Dorfbewohner von dem Hügel zurückkehrte. Um 1920 - so kurz ist das Gedächtnis der Menschen - war der Hügel schon fast zu einem Witz geworden, und die relativ harmlose Version von der ermordeten Squaw verdrängte allmählich die unheimlicheren Geschichten. Dann beschlossen zwei verwegene junge Brüder, die besonders phantasielosen und hartgesottenen Clay-Jungen, auf den Hügel zu gehen und die begrabene Squaw sowie das Gold, dessentwegen der alte Indianer sie ermordet hatte, auszugraben.

Sie gingen an einem Septembernachmittag hinaus, ungefähr zu der Zeit, als die Indianer wie alle Jahre begannen, unaufhörlich ihre Tom-Toms zu schlagen, deren Töne weithin über die Ebene schallten. Niemand sah die beiden, und ihre Eltern dachten sich zunächst nichts dabei, als sie mehrere Stunden von zu Hause fortblieben. Dann schlugen sie Alarm, und ein Suchtrupp wurde ausgeschickt, aber wiederum mußte das Dorf sich in das Mysterium der Stille und des Zweifels schicken.

Aber einer der beiden kam dann doch wieder. Es war Ed, der ältere, und sein vorher strohblondes Kopf- und Barthaar hatte sich auf der Länge von zwei Zoll über den Wurzeln weiß verfärbt wie bei einem Albino. Auf der Stirn hatte er eine merkwürdige Narbe, wie eine eingebrannte Hieroglyphe. Drei Monate nachdem sein Bruder Walker und er verschwunden waren, schlich er sich eines Nachts ins Haus, nur mit einer seltsam gemusterten Decke umhüllt, die er ins Feuer warf, sobald er eigene Sachen angezogen hatte. Er erzählte seinen Eltern, er und Walker seien von ein paar sonderbaren Indianern - keinen Wichitas oder Caddos - ergriffen und irgendwo weiter westlich gefangengehalten worden. Walker sei unter Martern gestorben, aber ihm sei, allerdings zu einem hohen Preis, die Flucht gelungen. Dieses Erlebnis sei besonders schrecklich gewesen, und er könne im Moment einfach nicht darüber reden. Er müsse sich erst ausruhen, und überhaupt wäre es zwecklos, Alarm zu schlagen und zu versuchen, die Indianer aufzustöbern und zu bestrafen. Sie seien nicht von der Sorte, die man fangen oder bestrafen könne, und es sei im Hinblick auf das Wohl von Binger - und das der ganzen Welt - außerordentlich wichtig, daß man sie nicht in ihrer geheimen Höhle aufspüre. Sie seien eigentlich gar keine richtigen Indianer, aber das würde er alles später noch erklären. Erst müsse er sich ausruhen. Sie sollten lieber nicht das Dorf mit der Nachricht von seiner Rückkehr in Aufruhr versetzen, sondern ihn nach oben gehen und schlafen lassen. Bevor er über die enge Stiege in sein Zimmer hinaufging, nahm er sich vom Tisch im Wohnzimmer einen Block und einen Bleistift und aus der Schublade seines Vaters eine Selbstladepistole.

Drei Stunden später krachte ein Schuß. Ed Clay hatte sich mit der Pistole in die linke Schläfe geschossen und einen kurzen Abschiedsbrief auf dem wackligen Tisch neben seinem Bett hinterlassen. Er hatte, so schloß man später aus dem bis auf einen Stummel abgeschriebenen Bleistift und dem vielen verkohlten Papier im Ofen, ursprünglich viel mehr geschrieben, dann aber doch beschlossen, über ein paar vage

Andeutungen hinaus nichts von dem zu verraten, was er wußte. Bei den paar Zeilen auf dem einen Blatt handelte es sich um eine wirre Warnung, die in einer merkwürdig nach links geneigten Schrift hingekritzelt war, die Phantasien eines offenbar durch schreckliche Erlebnisse gestörten Geistes, die - erstaunlich für einen Menschen, der immer eher nüchtern und phlegmatisch gewesen war - wie folgt lauteten:

Geht um Gottes willen nie in die Nähe des Hügels er gehört zu einer Welt so teuflisch und alt daß man nicht darüber sprechen kann ich und Walker gingen hin und wurden in das Ding gebracht lösten uns ab und zu auf und wurden dann wieder zusammengesetzt und die ganze Welt draußen ist hilflos wenn man weiß was die tun können — sie bleiben immer so jung wie sie sollen und man weiß nicht ob sie wirklich Menschen oder nur Geister sind - und was sie machen kann man nicht beschreiben und das ist nur ein Anfang - man weiß nicht wie groß die ganze Sache ist - nachdem was wir gesehen haben will ich nicht mehr leben Frankreich war nichts dagegen - und sorgt dafür daß die Leute immer davon wegbleiben oh Gott sie würden es schon tun wenn sie gesehen hätten wie der arme Walker am Ende ausgesehen hat.
Beste Grüße Ed Clay

Bei der Autopsie stellte sich heraus, daß alle Organe des jungen Clay in seinem Körper seitenverkehrt angeordnet waren, als ob er umgekrempt worden wäre. Ob das schon immer so gewesen war, wußte zunächst niemand zu sagen, aber aus Unterlagen der Armee ging einwandfrei hervor, daß Ed völlig normal gewesen war, als er im Mai 1919 angemustert worden war. Ob irgendwo ein Fehler gemacht worden war oder ob tatsächlich eine beispiellose Metamorphose stattgefunden hatte, ist immer noch ungeklärt, desgleichen die Herkunft der hieroglyphenähnlichen Narbe auf seiner Stirn. <>Das war das Ende aller Bemühungen gewesen, den Hügel zu erkunden. In den letzten acht Jahren hatte sich niemand mehr in seine Nähe gewagt, ja kaum jemand war je auch nur auf den Gedanken gekommen, ein Fernglas darauf zu richten. Von Zeit zu Zeit warfen die Menschen scheue Blicke auf den einsamen Hügel, dessen Umriß sich klar vor dem Westhimmel abzeichnete, und sie schauderten bei Tag über den kleinen, hin und her laufenden dunklen Fleck und bei Nacht über das glimmende Irrlicht, das über dem Hügel tanzte. Man hatte sich damit abgefunden, daß der Hügel ein unergründliches Geheimnis barg, und die Dorfbewohner vermieden es wie auf Verabredung, über dieses Thema zu/sprechen. Man mußte schließlich nicht unbedingt in die Nähe des Hügels gehen, es war ja sonst in allen Richtungen Platz genug da, und das Leben einer Gemeinde folgt ohnehin immer ausgetretenen Pfaden. Die Hügelseite des Dorfes blieb einfach ohne Weg und Steg, als hätte es sich dabei um Wasser oder Sumpf oder Wüste gehandelt. Und es wirft ein bezeichnendes Licht auf die Abgestumpftheit und Phantasielosigkeit des Lebewesens, das sich Mensch nennt, daß die geraunten Warnungen, mit denen man Kinder und Fremde von dem Hügel fernhielt, abermals für die platte Geschichte vom Geist eines indianischen Mörders und seines Opfers erhalten mußten. Nur die Indianer im Reservat und nachdenkliche alte Leute wie Oma Compton vergaßen nie die Hinweise auf dämonische Anblicke und tiefe kosmische Bedrohungen im wirren

Gestammel all jener, die verändert und gebrochen vom Hügel zurückgekommen waren.

Es war sehr spät geworden, und Oma Compton war schon längst zu Bett gegangen, als Clyde seine Erzählung beendete. Ich wußte kaum, was ich von diesem schrecklichen Rätsel halten sollte, lehnte mich aber gegen alles auf, was einer rationalen Erklärung widersprochen hätte. Was konnte es gewesen sein, das so viele, die auf dem Hügel gewesen waren, in den Wahnsinn getrieben oder sie veranlaßt hatte, zu fliehen oder ziellos umherzuwandern? Obgleich tief beeindruckt, war ich von meine] ursprünglichen Absicht keineswegs abgeschreckt, sondern eher ir ihr bestärkt worden. Ich mußte dieser Sache einfach auf der Grund gehen, und ich würde sicherlich des Rätsels Lösung finden, wenn ich nur einen kühlen Kopf behielt und mich durct nichts von meinem Entschluß abbringen ließ. Compton sah, in welcher Stimmung ich war, und schüttelte besorgt den Kopf. Dann forderte er mich mit einer Geste auf, ihm nach draußen zu folgen.

Wir traten aus dem Haus auf die ruhige Seitengasse hinaus und gingen ein paar Schritte im Licht des abnehmenden Augustmondes bis zu einer Stelle, wo die Häuser nicht mehr so dicht standen. Der Halbmond stand noch tief am Himmel und überstrahlte noch kaum die Sterne, so daß ich nicht nur Altair und Wega im Westen sah, sondern auch das mystische Schimmern der Milchstraße, während ich in der Richtung, in die Compton zeigte, über die ungeheure Weite von Erde und Himmel schaute. Ganz plötzlich sah ich dann ein Fünkchen, bei dem es sich nicht um einen Stern handeln konnte - einen bläulichen Lichtfleck, der sich funkelnd dicht über dem Horizont vor der Milchstraße bewegte und aus unerklärlichen Gründen unheimlicher und bössartiger wirkte als alles, was über ihm am Himmelgewölbe zu sehen war. Im nächsten Moment wurde mir klar, daß dieser Funke vom Gipfel einer länglichen gestreckten Anhöhe draußen in der schwach erhellten Ebene kam, und ich wandte mich mit einer Frage an Compton.

»Ja«, erwiderte er, »das ist das blaue Geisterlicht, und es hat noch keine Nacht gegeben, in der wir es nicht gesehen hätten, und es gibt niemanden in Binger, der über diese Ebene auf es zugehen würde. Es ist eine schlimme Sache, junger Mann, und wenn Sie klug sind, lassen Sie sie auf sich beruhen. Unternehmen Sie lieber nichts und erforschen Sie lieber einige der anderen Indianerlegenden, die es hier gibt. Wir haben so viele davon, daß Ihnen nicht langweilig werden wird, weiß der Himmel!«

Aber ich war nicht in der Stimmung, mir Ratschläge erteilen zu lassen, und obwohl Compton mir ein angenehmes Zimmer gegeben hatte, konnte ich die ganze Nacht kein Auge zutun, so sehr wünschte ich den Morgen herbei, um auch den Tagesgeist sehen und die Indianer im Reservat befragen zu können. Ich hatte vor, die Sache langsam und gründlich in Angriff zu nehmen und erst alle Auskünfte einzuholen, die ich von Weißen und Indianern bekommen konnte, bevor ich mit den eigentlichen archäologischen Untersuchungen begann. Beim ersten Morgengrauen stand ich auf und zog mich an, und als ich hörte, daß sich etwas im Haus regte, ging ich hinunter. Compton machte Feuer in der Küche, während seine Mutter in der Speisekammer beschäftigt war. Als er mich sah, nickte er und nahm mich mit hinaus in den

strahlenden Sonnenschein des jungen Morgens. Ich kannte unser Ziel, und während wir die Gasse entlanggingen, spähte ich schon westwärts über die Ebene. Da war der Hügel - weit weg und merkwürdig anzusehen in seiner künstlich anmutenden Regelmäßigkeit. Er mußte dreißig bis vierzig Fuß hoch sein und von Norden nach Süden, so wie ich ihn sah, nicht weniger als hundert Yards messen. Von Osten nach Westen sei er nicht so breit, sagte mir Compton, denn er habe den Umriß einer ziemlich schmalen Ellipse. Er war ja schon mehrmals draußen gewesen und unversehrt zurückgekommen. Ich folgte mit den Augen dem Umriß des Hügels vor dem tiefen Blau des Westhimmels, entdeckte geringfügige Unregelmäßigkeiten und hatte schließlich den Eindruck, daß sich etwas darauf bewegte. Mein Puls beschleunigte sich ein bißchen, und ich griff sofort nach dem starken Feldstecher, den Compton mir wortlos reichte. Hastig stellte ich die Gläser scharf, sah zuerst nur Gestrüpp am Rande des fernen Hügels - und dann trat etwas in mein Gesichtsfeld.

Es war unverkennbar eine menschliche Gestalt, und mir war sofort klar, daß ich den »Indianergeist« sah, der immer bei Tage auf dem Hügel umherging. Ich wunderte mich nicht über diese Bezeichnung, denn tatsächlich sah die hohe, schlanke, dunkel gekleidete Gestalt mit dem Stirnband über dem schwarzen Haar und dem zerfurchten, kupferfarbenen, ausdruckslosen, adlerhaften Gesicht mehr wie ein Indianer aus als jeder, dem ich bislang begegnet war. Und doch sagte mir mein geübtes Forscherauge, daß dies keine Rothaut irgendeines bekannten Stammes war, sondern ein Wesen ganz anderer rassischer Herkunft, das einem ganz anderen Kulturkreis entstammen mußte. Die Indianer der Neuzeit sind brachycephal - kurzköpfig -, und man findet keine dolichocephalen oder langköpfigen Schädel, außer in altem Pueblo-Kulturschutt, der mindestens 2500 Jahre alt ist; die Langköpfigkeit dieses Mannes war dagegen so ausgeprägt, daß sie mir sofort auffiel, selbst auf diese gewaltige Entfernung und im zitternden Bildfeld des Fernglases. Ich sah auch, daß das Muster seines Gewandes einer dekorativen Tradition entstammen mußte, die allem, was wir in der südwestlichen Kunst der Einheimischen kennen, absolut fremd war. Die Gestalt trug auch glänzende Schnallen oder Schließen aus Metall sowie ein kurzes Schwert oder eine ähnliche Waffe an der Seite, und auch diese Dinge waren in einer Art gearbeitet, die mir vollkommen fremd war.

Während der Indianer auf dem Hügel hin und her schritt, folgte ich ihm mehrere Minuten lang mit dem Glas, wobei mir die ästhetische Anmut seiner Bewegungen und seine edle Kopfhaltung auffielen, und irgendwie drängte sich mir die starke, beständige Überzeugung auf, daß dieser Mann, wer oder was er auch immer sein mochte, bestimmt kein Wilder war. Er war, wie ich intuitiv spürte, das Produkt einer Kultur, obgleich ich keinerlei Vorstellungen hatte, um was für eine Kultur es sich dabei handeln konnte. Schließlich verschwand er hinter dem fernen Rand des Hügels, als ob er den jenseitigen, uns abgewandten Abhang hinabstiege, und ich ließ, von einer seltsamen Mischung verwirrender Gefühle übermannt, das Fernglas sinken. Compton sah mich fragend an, und ich nickte unverbindlich. »Nun, was halten Sie davon?« fragte er mich schließlich. »Wir hier in Binger haben das an jedem Tag unseres Lebens gesehen.«

Gegen Mittag befand ich mich in dem Indianer-Reservat und sprach mit dem alten Grauen Adler, der wie durch ein Wunder immer noch am Leben war, obwohl er nun schon an die 150 Jahre alt sein mußte. Er war eine merkwürdige, imponierende Gestalt, dieser strenge, furchtlose Führer seines Volkes, der mit Gesetzlosen und Händlern in fransenbesetzten ledernen Hosen und mit französischen Beamten in Kniehosen und mit einem Dreispitz auf dem Kopf verhandelt hatte, und ich war froh, daß er mich, wohl dank meiner ehrerbietigen Haltung ihm gegenüber, offenbar gut leiden konnte. Diese Zuneigung wirkte sich jedoch leider hinderlich aus, als er erfuhr, was ich von ihm wollte; denn von diesem Augenblick an gab er sich alle Mühe, mich von meinem Vorhaben abzubringen.

»Du guter Junge - du diesen Hügel nicht stören. Schlechte Medizin. Viel Teufel da drunter - fangen dich, wenn du grabst. Nicht graben, nichts geschehen. Gehen und graben, nicht wiederkommen. Genauso wenn ich Junge, genauso wenn mein Vater und sein Vater Junge. Ganze Zeit Mann er bei Tage gehen. Squaw ohne Kopf bei Nacht gehen. Ganze Zeit seit weiße Mann mit Blechmantel sie kommen von Sonnenuntergang und unter große Fluß - lange zurück - drei, vier Mal weiter zurück als Grauer Adler - zweimal weiter zurück als Franzmänner - danach immer gleich. Noch weiter zurück als das. Niemand geht zu kleine Hügel oder tiefe Täler mit Steinhöhlen. Noch weiter zurück diese alten Wesen nicht verstecken.

Herauskommen und Dörfer bauen. Viel Gold bringen. Ich sie. Du sie. Dann große Wasser kommen. Alles anders. Niemand herauskommen, niemand hineinlassen. Hineingehen, nicht herauskommen. Sie nicht sterben - nicht alt werden wie Grauer Adler mit Täler in Gesicht und Schnee auf Kopf. Selbe wie Luft - bißchen Mensch, bißchen Geist. Schlecht Medizin. Manchmal bei Nacht Geist herauskommen auf Halb-Mensch-half-Pferd-mit-Horn und kämpfen wo Menschen einmal kämpfen. Nicht gehen dieser Ort. Nicht gut. Du guter Junge - du gehen und alte Wesen in Ruhe lassen.«

Das war alles, was ich dem uralten Häuptling entlocken konnte, und die übrigen Indianer sagten überhaupt nichts. Grauer Adler schien jedoch sehr besorgt; offenbar beunruhigte ihn der Gedanke, ich könnte in das Reich eindringen, vor dem er so abgründige Furcht empfand. Als ich mich abwandte, um das Reservat wieder zu verlassen, hielt er mich noch einmal zurück, um sich endgültig in feierlicher Form von mir zu verabschieden und erneut zu versuchen, mich zu dem Versprechen zu bewegen, meine Erkundungen einzustellen. Als er sah, daß das unmöglich war, holte er beinahe verschämt etwas aus einem Lederbeutel hervor, den er trug, und reichte es mir mit zeremonieller Gebärde. Es war eine abgegriffene, aber ursprünglich fein geprägte Medaille von etwa zwei Zoll Durchmesser, mit seltsamen Figuren darauf und einem Loch, durch das ein dünner Lederriemen gezogen war.

»Du nicht versprechen, dann Grauer Adler nicht sagen kann, was dir geschehen. Aber wenn irgendwie Hilfe, das gute Medizin. Kommt von mein Vater - er von sein Vater hatte - er von sein Vater hatte - ganz weit zurück, bis nahe Tir'awa, Vater aller Menschen. Mein Vater sagt: "Du fernbleiben von diese alte Wesen, fernbleiben von kleine Hügel und Täler mit Steinhöhlen. Aber wenn alte Wesen herauskommen und dich packen, dann du ihnen zeigen diese Medizin. Sie kennen. Sie machen lange

zurück. Sie schauen, dann sie vielleicht tun nicht so schlechte Medizin vielleicht. Du trotzdem fernbleiben. Sie nicht gut. Nicht wissen, was tun." «Mit diesen Worten hängte mir Grauer Adler das Ding um den Hals, und ich sah, daß es in der Tat ein höchst kuriose Objekt war. Je länger ich es ansah, um so mehr staunte ich, denn nicht nur war das schwere, dunkle, glänzende und fein gesprenkelte Metall, aus dem es bestand, mir völlig fremd, sondern die eingepprägten Motive, soweit sie noch zu erkennen waren, erschienen mir auch als höchst kunstvolle Handwerksarbeit völlig unbekannter Herkunft. Die eine Seite hatte ursprünglich offenbar ein exquisit modelliertes Schlangemotiv getragen, während auf der anderen Seite eine Art Krake oder ein anderes Untier mit Tentakeln abgebildet gewesen war. Ich erkannte auch ein paar halb verwischte Hieroglyphen von einer Art, wie sie kein Archäologe hätte identifizieren oder auch nur annäherungsweise irgendeinem Kulturkreis zuordnen können. Mit Grauer Adlers Zustimmung ließ ich die Medaille später von Historikern, Kulturanthropologen, Geologen und Chemikern untersuchen, die jedoch alle nur den Kopf schütteln konnten. Das Objekt widersetzte sich jeder Einordnung oder Analyse. Die Chemiker bezeichneten es als Amalgam unbekannter metallischer Elemente von hohem Atomgewicht, und ein Geologe äußerte die Vermutung, es müsse sich um einen Stoff meteorischer Herkunft handeln, der aus unbekanntem interstellaren Räumen auf die Erde gelangt sei. Ob mir das Amulett wirklich das Leben oder den Verstand oder das Dasein als menschliches Wesen rettete, vermag ich nicht zu sagen, aber Grauer Adler ist sich dessen sicher. Er hat es jetzt wieder, und ich frage mich, ob sein biblisches Alter irgendwie damit zusammenhängt. Alle seine Ahnen, die es trugen, wurden weit über hundert Jahre alt und starben ohne Ausnahme im Kampf. Ist es möglich, daß Grauer Adler, falls er einem gewaltsamen Tod entgeht, ewig leben wird? Aber ich eile meiner Erzählung voraus.

Als ich ins Dorf zurückkehrte, versuchte ich, noch mehr über den Hügel in Erfahrung zu bringen, stieß aber nur auf Klatsch und Ablehnung. Es war rührend, wie besorgt diese Menschen um mein Wohl waren, aber ich mußte mich über ihre geradezu beschwörenden Warnungen wohl oder übel hinwegsetzen. Ich zeigte ihnen das Amulett, das ich von Grauer Adler bekommen hatte, aber keiner von ihnen hatte je davon gehört oder etwas gesehen, was ihm auch nur entfernt ähnelte. Sie waren einhellig der Meinung, daß es keinesfalls indianischen Ursprungs war, und mutmaßten, die Vorfahren des alten Häuptlings hätten es wohl von einem Händler erstanden.

Als sie sahen, daß sie mich nicht von meinem Vorsatz abbringen konnten, resignierten die Leute von Binger und halfen mir nach Kräften, meine Ausrüstung zu vervollständigen. Da ich schon vor meiner Abreise gewußt hatte, welche Art von Arbeit mir bevorstand, hatte ich die wichtigsten Geräte und Utensilien bereits mitgebracht - eine Machete und ein Stechmesser zur Beseitigung von Gestrüpp und zum Graben, Taschenlampen für etwaige unterirdische Erkundigungen, ein Seil, ein Fernglas, ein Metermaß, ein Mikroskop und einige Hilfsmittel für Notfälle - gerade soviel, wie sich in einer handlichen Tasche unterbringen ließ. Zu dieser Ausrüstung kam nur noch der schwere Revolver, den mir der Sheriff aufdrängte, sowie eine Spitzhacke und eine Schaufel, mit denen ich mir meine Arbeit zu erleichtern hoffte.

Ich beschloß, diese letzteren Geräte an einem über die Schulter geschlungenen Seil zu tragen, denn ich merkte schon bald, daß ich nicht auf Hilfskräfte oder Forscherkollegen hoffen konnte. Man würde mich zweifellos vom Dorf aus mit allen verfügbaren Fernrohren und Feldstechern beobachten, aber keiner der Bürger würde sich auch nur einen Schritt weit dem verrufenen Hügel nähern. Ich wollte tags darauf am frühen Morgen aufbrechen, und für den Rest dieses Tages wurde ich mit scheuer Ehrerbietung behandelt wie einer, der zum sicheren Untergang verurteilt ist.

Als der Morgen kam, ein bewölkter, jedoch nicht bedrohlicher Morgen, war das ganze Dorf auf den Beinen, um mich über die staubige Ebene aufbrechen zu sehen. Im Fernglas sah man die einsame Gestalt wie gewohnt auf dem Hügel umhergehen, und ich nahm mir vor, sie möglichst ununterbrochen im Auge zu behalten, während ich mich dem Hügel näherte. Im letzten Moment überkam mich dann doch ein vages Angstgefühl, und ich war schwach und abergläubisch genug, den Talisman des Grauen Adlers auf meiner Brust baumeln zu lassen, um ihn jeglichen Wesen oder Geistern zu zeigen, die vielleicht wußten, was er zu bedeuten hatte. Ich verabschiedete mich von Compton und seiner Mutter und machte mich auf den Weg, kräftig ausschreitend trotz der Tasche in meiner Linken und der klappernden Spitzhacke und Schaufel auf meinem Rücken; das Fernglas hielt ich in der rechten Hand, und ab und zu warf ich einen Blick auf die schweigend wandelnde Gestalt. Als ich dem Hügel näherkam, sah ich den Mann sehr deutlich und bildete mir ein, einen Ausdruck unendlicher Böartigkeit und Dekadenz auf seinen zerfurchten, bartlosen Zügen wahrzunehmen. Auch stellte ich erschrocken fest, daß die golden glänzende Scheide seiner Waffe Hieroglyphen trug, die denen auf meinem rätselhaften Talisman sehr ähnlich waren. Die Kleidung und alle sonstigen Attribute der Gestalt wiesen alle Merkmale kultivierten Kunsthandwerks auf. Ganz plötzlich sah ich ihn dann die abgewandte Seite des Hügels hinabsteigen und verschwinden. Als ich, etwa zehn Minuten, nachdem ich aufgebrochen war, den Hügel erreichte, war niemand mehr da.

Ich brauche nicht zu erzählen, wie ich den ersten Teil meiner Erkundung damit zubrachte, den Hügel in Augenschein zu nehmen und zu umschreiten, Messungen vorzunehmen und mich immer wieder ein Stück zu entfernen, um den Hügel aus verschiedenen Richtungen zu betrachten. Er hatte mich immer mehr beeindruckt, je näher ich ihm gekommen war, und von seinen allzu regelmäßigen Umrissen schien mir eine latente Bedrohung auszugehen. Er war die einzige Erhebung weit und breit, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß es sich um einen künstlich angelegten Tumulus handelte. Seine abschüssigen Flanken schienen völlig intakt und wiesen keinerlei Spuren menschlicher Eingriffe auf. Auch führte natürlich nirgends ein Pfad hinauf, so daß ich, schwer beladen wie ich war, mühsam hinaufklettern mußte. Als ich oben war, stand ich auf einem einigermaßen ebenen, elliptischen Plateau von etwa dreihundert mal fünfzig Fuß, gleichmäßig mit hohem Gras und dichtem Gestrüpp überwuchert - ein Umstand, der mit der ständigen Anwesenheit eines hin und her gehenden Wächters absolut unvereinbar war. Darüber erschrak ich zutiefst, denn es war der eindeutige Beweis dafür, daß der »Alte Indianer«, mochte er noch so

deutlich zu sehen sein, nichts anderes sein konnte als eine kollektive Halluzination. Ich sah mich einigermaßen beunruhigt und verwirrt um und blickte sehnsüchtig zum Dorf und den vielen schwarzen Pünktchen zurück, bei denen es sich um die Beobachter handeln mußte. Als ich mein Fernglas auf sie richtete, sah ich, daß sie mich ihrerseits gespannt durch ihre Feldstecher beobachteten; um sie zu beruhigen, schwenkte ich meine Mütze in der Luft, zum Zeichen einer Sorglosigkeit, die ich keineswegs empfand. Dann ging ich an die Arbeit. Ich legte Hacke, Schaufel und Tasche ab, nahm die Machete aus dem Futteral und begann, das Gestrüpp zu beseitigen. Es war eine mühevollere Arbeit, und hin und wieder empfand ich ein merkwürdiges Schaudern, wenn ein Windstoß sich erhob und mir auf eine Weise in den Arm fiel, daß man fast an böse Absicht hätte denken können. Zuweilen schien es, als stieße mich eine fast greifbare Kraft zurück - es war beinahe so, als ob die Luft vor mir dichter würde oder als ob formlose Hände an meinen Handgelenken zerrten. Ich verbrauchte meine Kräfte, ohne entsprechende Fortschritte zu machen, kam dann aber doch mit meiner Arbeit langsam vorwärts.

Am frühen Nachmittag bemerkte ich am Nordende des Hügels eine leichte, tellerartige Vertiefung in der von einem Wurzelgewirr durchzogenen Erde. Obwohl das sicher nichts zu bedeuten hatte, dachte ich mir, dies wäre eine geeignete Stelle, an der ich zu graben beginnen konnte. Gleichzeitig fiel mir noch etwas anderes, ebenso Merkwürdiges auf, nämlich daß der indianische Talisman, den ich um den Hals trug, sich an einem Punkt, etwa 17 Fuß südöstlich der besagten Vertiefung recht eigenartig benahm. Seine Schwingungen änderten sich, immer wenn ich mich an dieser Stelle bückte, und er zerrte an dem Riemen, als ob er durch einen Erdmagnetismus angezogen würde. Da diese Erscheinung immer deutlicher wurde, faßte ich endlich den Entschluß, nicht länger zu warten und schon einmal ein bißchen mit dem Graben anzufangen.

Als ich den Boden mit meinem Stechmesser aufgrub, wunderte ich mich, wie dünn die Schicht der hier heimischen, rötlichen Erde war. Es gab in der ganzen Gegend nur roten Sandsteinboden, aber hier fand ich schon in weniger als einem Fuß Tiefe merkwürdigen schwarzen Lehm. Es war ein Boden, wie man ihn in den seltsamen, tiefen Tälern weiter westlich und südlich antrifft, und er war sicherlich in der prähistorischen Zeit, als der Hügel errichtet wurde, über beträchtliche Entfernungen hierher geschafft worden. Während ich so auf den Knien weitergrub, ruckte und zerrte der Lederriemen um meinen Hals immer stärker. Offenbar zog irgend etwas in der Erde den schweren metallenen Talisman mit zunehmender Kraft an. Dann stießen meine Werkzeuge auf ein hartes Hindernis, und ich fragte mich, ob unter der Erdschicht Gestein liegen mochte. Dies war jedoch nicht der Fall. Statt dessen grub ich zu meinem lebhaftesten Erstaunen ein schweres, mit Schimmel überzogenes Objekt von zylindrischer Gestalt und mit einer Länge von einem Fuß und einem Durchmesser von vier Zoll aus, an das sich augenblicklich mein baumelnder Talisman heftete, um wie angeleimt kleben zu bleiben. Während ich den Zylinder von dem schwarzen Lehm säuberte, stieg meine Spannung und Verwunderung, denn unter meinen Händen traten seltsame Reliefs zutage. Der ganze Zylinder war mit Figuren und Hieroglyphen bedeckt, und ich sah mit wachsender Erregung, daß diese Bilder

und Zeichen der nämlichen unbekanntes Kultur entstammen mußten wie die auf dem Amulett von Grauer Adler und auf den gelben Metallschließen des Geistes, die ich durchs Fernglas gesehen hatte.

Ich setzte mich hin und säuberte den magnetischen Zylinder noch weiter, indem ich ihn am Kordsamt meiner Knickerbocker rieb, und dabei stellte ich fest, daß er aus dem gleichen schweren, glänzenden, unbekanntes Metall war wie der Talisman, was auch die einzigartige Anziehungskraft erklären mochte. Die in das Metall getriebenen und gestochenen Verzierungen waren höchst seltsam und furchterregend - namenlose Monstren und unheilschwangere Ornamente -, und sie waren alle mit größter Sorgfalt und Kunstfertigkeit ausgeführt. Ich konnte mir zunächst keinen Reim auf das Ding machen, und drehte und wendete es in den Händen, bis ich schließlich eine Fuge an einem Ende entdeckte. Fieberhaft suchte ich nun nach einer Möglichkeit, den Zylinder zu öffnen, und fand heraus, daß sich das eine Ende einfach abschrauben ließ.

Der Deckel ließ sich nur schwer drehen, aber dann ging er doch ab, und dem Zylinder entstieg ein seltsamer aromatischer Geruch. Der einzige Inhalt war eine dicke Rolle eines gelblichen, papierähnlichen Materials, das mit grünlichen Zeichen beschrieben war, und eine Sekunde lang gab ich mich der erregenden Hoffnung hin, den schriftlichen Schlüssel zu alten Welten und Abgründen jenseits der Zeit in Händen zu halten. Als ich das eine Ende entrollte, zeigte sich jedoch, daß das Manuskript in spanischer Sprache abgefaßt war - dem steifen, pompösen Spanisch einer längst vergangenen Epoche. Im goldenen Licht des Sonnenuntergangs sah ich mir die Überschrift und den einleitenden Absatz an und versuchte, das kaum leserliche Manuskript des dahingegangenen Schreibers zu entziffern. Was für ein Relikt mochte das sein? Auf was für eine Entdeckung war ich gestoßen? Die ersten Worte lösten in mir einen neuen Sturm der Erregung und Neugier aus, denn anstatt mich von meiner Suche abzubringen, bestärkten sie mich in eben dieser Unternehmung.

Die vergilbte Schriftrolle mit der grünen Schrift begann mit einer in großen Lettern abgefaßten, erklärenden Überschrift und einem feierlichen, beschwörenden Aufruf, den folgenden Enthüllungen Glauben zu schenken:

RELACION DE PANFILO DE ZAMACONA
Y NUNEZ, HIDALGO DE LUARCAEN
ASTURIAS, TOCANTE AL MUNDO SOTERR' ANEO
DE XINAIAN. A. D. MDXLV

En el nombre de la santissima Trinidad, Padre, Hijo, y Espiritu-Sano, tres personas distintas y un solo. Dios verdadero, ye da la santissima Virgen nuestra Senora, YO, PANFILO DE ZAMACONA, HIJO DE PEDRO GUZMAN Y ZAMACONA, HIDALGO, Y DE LA DONA YN'ES ALVARADO Y NUNEZ, DE LUARCA EN ASTURIAS, juro para que todo que deco est'a verdadero como sacramento ...

Ich hielt inne, um über die ungeheuerliche Bedeutung dessen, was ich las,

nachzudenken. »Die Erzählung des Edlen Panfilo de Zamacona y Nunez aus Luarca in Asturien, betreffend die unterirdische Welt von Xinaidn, A.D. 154; ...Dies war sicherlich mehr, als eines Menschen Verstand auf einmal aufzunehmen vermochte. Eine unterirdische Welt - abermals dieses wiederkehrende Motiv, das in allen Erzählungen der Indianer und allen Äußerungen derer auftauchte, die vom Hügel zurückgekehrt waren. Und das Datum, 1545, was konnte das bedeuten? Im Jahre 1540 waren Coronado und seine Männer von Mexiko aus nach Norden in die Wildnis vorgedrungen, aber hatten sie nicht 1541 kehrtgemacht? Ich überflog suchend den einleitenden Teil der Schriftrolle und stieß fast augenblicklich auf den Namen Francisco Vasquez de Coronado. Der Verfasser dieses Manuskripts war offenbar einer von Coronados Leuten gewesen, aber was hatte er noch in diesem abgelegenen Gebiet zu suchen gehabt, drei Jahre nachdem seine Gefährten nach Mexiko zurückgekehrt waren? Ich mußte weiterlesen, denn was nun folgte, war lediglich eine zusammenfassende Darstellung von Coronados Marsch nach Norden, die in keinem wesentlichen Punkt von dem historisch gesicherten Bericht abwich.

Nur das schwindende Tageslicht hinderte mich weiterzulesen, und in meiner Ungeduld und Verwirrung hätte ich beinahe meine Angst davor vergessen, an diesem unheimlichen Ort von der hereinbrechenden Nacht überrascht zu werden. Andere hatten jedoch keineswegs vergessen, in welcher Gefahr ich schwebte, denn ich hörte lautes Rufen von einer Gruppe von Männern, die sich am Ortsrand gebildet hatte. Ich erwiderte ihren Ruf und steckte das Manuskript in seinen merkwürdigen Zylinder zurück, an dem übrigens das Amulett immer noch haftete, bis ich es wegriß und zusammen mit meinen kleineren Utensilien einpackte. Ich ließ Hacke und Schaufel für die Arbeit des kommenden Tages zurück, nahm meine Tasche, kletterte den steilen Abhang des Hügels hinunter und war eine Viertelstunde später wieder im Dorf, wo ich meinen seltsamen Fund beschrieb und herumzeigte. In der zunehmenden Dunkelheit blickte ich noch einmal zu dem Hügel zurück, den ich eben erst verlassen hatte, und sah schaudernd, daß die bläuliche Fackel des nächtlichen Squaw-Geistes zu glimmen begonnen hatte. Ich konnte es kaum erwarten, mich der Erzählung des längst verstorbenen Spaniers zu widmen, aber ich wußte, daß ich für eine gute Übersetzung Muße und Ruhe brauchte, und hob mir die Arbeit deshalb widerstrebend für die späten Abendstunden auf. Nachdem ich den Einheimischen für den nächsten Morgen einen ausführlichen Bericht über meine Entdeckungen und ihnen Gelegenheit gegeben hatte, den bizarren, verwirrenden Zylinder ausgiebig zu untersuchen, begleitete ich Clyde Compton nach Hause und ging so bald wie möglich in mein Zimmer hinauf, um mit der Übersetzung zu beginnen. Mein Gastgeber und seine Mutter waren sehr gespannt auf die Geschichte, aber ich hielt es für besser, sie warten zu lassen, bis ich den Text selbst genau studiert hatte und ihnen ausführlich über den Inhalt berichten konnte.

Im Licht einer einzigen Glühbirne öffnete ich meine Tasche, holte den Zylinder heraus und bemerkte sofort wieder den Magnetismus, mit dem er den indianischen Talisman anzog. Die Ornamente glommen unheilvoll auf dem glänzenden, unbekanntem Metall, und ich schauderte unwillkürlich, als ich die abnormen und blasphemischen Figuren betrachtete, die mich in ihrer exquisiten handwerklichen

Ausführung höhnisch anzustarren schienen. Ich würde mir heute wünschen, ich hätte all diese Zeichen und Figuren seinerzeit sorgfältig fotografiert, aber vielleicht war es auch ganz gut, daß ich es unterließ. Über eines bin ich wahrhaft froh, nämlich darüber, daß ich nicht in der Lage war, das kauernde, krakenköpfige Monster zu identifizieren, das die meisten der ornamentalen Kartuschen beherrschte und in dem Manuskript »Tulu« genannt wurde. In letzter Zeit habe ich es jedoch, genau wie die Legenden in dem dazugehörigen Manuskript, mit neuentdeckten Volkssagen von dem monströsen Cthulhu in Verbindung gebracht, einem Horrorwesen, das von Sternen herabsickerte, als die junge Erde noch nicht ihre endgültige Gestalt angenommen hatte. Hätte ich damals etwas von diesem Zusammenhang geahnt, so hätte ich keine Minute mit diesem Ding im selben Zimmer sein können. Das zweitwichtigste Motiv, eine halb-anthropomorphe Schlange, war unschwer als ein Prototyp der höheren Wesen Yig, Quetzalcoatl und Kukulkan zu erkennen. Bevor ich den Zylinder öffnete, prüfte ich, ob er auch auf andere Metalle magnetisch wirkte, stellte jedoch fest, daß dies nicht der Fall war. Es war kein gewöhnlicher Magnetismus, der dieses morbide Fragment aus unbekanntem Welten durchdrang und es mit Gegenständen seiner Art verband.

Nun endlich nahm ich das Manuskript heraus und begann mit der Übersetzung; ich legte eine englische Synopsis an und bedauerte hin und wieder das Fehlen eines Spanisch-Wörterbuches, wenn ich auf besonders obskure oder archaische Wörter oder Konstruktionen stieß. Es war ein unbeschreiblich seltsames Gefühl, mitten in meiner Erkundung dergestalt fast vier Jahrhunderte zurückversetzt zu werden, zurückversetzt in ein Jahr, in dem meine Vorfahren als wohlhabende Adelige unter Heinrich VIII. in Somerset und Devon lebten und noch keine Ahnung von dem Abenteuer hatten, das Menschen ihres Blutes nach Virginia und in die Neue Welt verschlagen würde, in dem jedoch diese neue Welt schon dasselbe brütende Geheimnis des Hügels besaß, das jetzt mein ganzes Denken und Trachten beherrschte. Dieses Gefühl des Zurückversetztseins war um so stärker, als ich instinktiv spürte, daß das gemeinsame Problem des Spaniers und meiner selbst eines von abgrundtiefer Zeitlosigkeit war, von so gottloser und unirdischer Ewigkeit, daß die spärlichen vierhundert Jahre, die uns trennten, daneben als eine kurze Zeitspanne erschienen. Ich brauchte nur einen einzigen Blick auf diesen monströsen und heimtückischen Zylinder zu werfen, um zu erkennen, welche schwindelerregende Abgründe zwischen allen Menschen der bekannten Erde und den urzeitlichen Mysterien klafften, die er verkörperte. Am Rande dieses Abgrunds standen Panfilo de Zamacona und ich Seite an Seite, doch es hätten auch Aristoteles und ich oder Cheops und ich gewesen sein können.

Von seiner Jugend in Luarda, einem kleinen, friedlichen Hafenstädtchen an der Bucht von Biscaya berichtete Zamacona nur wenig. Er war ein wildes Kind und ein jüngerer Sohn gewesen und im Jahre 1532 im Alter von erst zwanzig Jahren nach Neuspanien gekommen. Sensibel und phantasiebegabt, hatte er gebannt den Gerüchten von reichen Städten und unbekanntem Welten im Norden gelauscht, besonders aber der Erzählung des Franziskanermönchs Marcos de Niza, der im Jahre

1539 von einer Reise zurückgekehrt war und phantastische Geschichten vom sagenhaften Cibola und seinen großen ummauerten Städten mit ihren steinernen Terrassenhäusern mitgebracht hatte. Als er von Coronados Plänen erfuhr, eine Expedition zu diesen Wundern - und zu noch größeren Wundern, die angeblich hinter dem Land der Büffel liegen sollten - zu unternehmen, gelang es dem jungen Zamacona, einer der dreihundert Auserwählten zu werden, mit denen Zamacona im Jahre 1540 nach Norden aufbrach.

Die Geschichtsschreibung berichtet nur vom Ablauf dieser Expedition, wie Cibola sich lediglich als das verdreckte Pueblo-Dorf Zuni erwies, und wie de Niza wegen seiner blumigen Übertreibungen mit Schimpf und Schande nach Mexiko zurückgeschickt wurde, wie Coronado als erster den Grand Canyon sah und wie er in Cicuye, am Pecos, von einem Indianer namens El Turco von dem reichen und geheimnisvollen Land Quivira weit im Nordosten hörte, in dem es Gold, Silber und Büffel in Hülle und Fülle gab und das von einem zwei Meilen breiten Fluß durchzogen war. Zamacona berichtete kurz vom Winterlager bei Tiguex am Pecos und vom Aufbruch nach Norden im April, als der einheimische Führer sich als Schwindler erwies und die Expedition in einem Land der Präriehunde, Salzpflanzen und nomadisierenden, Büffel jagenden Stämme in die Irre führte.

Als Coronado die meisten seiner Männer entließ und mit einem ganz kleinen Trupp ausgesuchter Gefährten zu seinem letzten, 42 Tage währenden Marsch aufbrach, gehörte Zamacona wiederum zu denen, die Coronado mitnahm. Er erzählte von dem fruchtbaren Land und den tiefen Schluchten mit Bäumen, die man nur vom Rand ihrer Steilufer aus sah, und berichtete, daß sich alle Menschen dort ausschließlich von Büffelfleisch ernährten. Dann kam die Erwähnung des vorgeschobenen Punktes, den die Expedition erreichte, des mutmaßlichen, doch enttäuschenden Landes Quivira mit seinen Grashütten-Dörfern, seinen Bächen und Flüssen, seinem guten, schwarzen Boden, seinen Pflaumen, Nüssen, Trauben und Maulbeeren und seinen Mais anbauenden, Kupfer -verwendenden Indianern. Die Exekution El Turcos, des ungetreuen einheimischen Führers, wurde beiläufig erwähnt, desgleichen das Kreuz, das Coronado im Herbst 1541 am Ufer eines großen Flusses errichten ließ, ein Kreuz mit der Inschrift »So weit kam der große General Francisco Vasquez de Coronado«.

Dieses vermeintliche Quivira lag ungefähr auf dem 40. Grad nördlicher Breite, und wie ich kürzlich feststellte, hat es der New Yorker Archäologe Dr. Hodge als die vom Arkansas River durchflossenen Kreise Barton und Rice in Kansas identifiziert. Es ist die alte Heimat der Wichitas, bevor die Sioux sie nach Süden ins heutige Oklahoma abdrängten, und einige der ehemaligen Grashütten-Dörfer wurden inzwischen gefunden und ausgegraben. Coronado erforschte diese Gegend sehr gründlich und zog hierhin und dorthin, den Gerüchten von reichen Städten und verborgenen Welten folgend, die unter den Indianern umgingen. Diese Eingeborenen im Norden hatten offenbar größere Scheu davor, über die sagenhaften Städte und Welten zu sprechen, als die mexikanischen Indianer, doch hatte es andererseits den Anschein, als wüßten sie sehr viel mehr zu sagen, als die Mexikaner preiszugeben bereit gewesen waren. Coronado geriet in wachsende Erbitterung über ihre vagen

Auskünfte, und nach zahlreichen enttäuschenden Streifzügen ging er dazu über, jedem mit grausamer Strenge zu begegnen, der ihm eine Geschichte erzählen wollte. Zamacona, der geduldiger war als Coronado, fand die Erzählungen jedoch außerordentlich interessant und eignete sich so viel von der Sprache der Einheimischen an, daß er lange Gespräche mit einem jungen Indianer namens Rasender Büffel führen konnte, den seine Neugier schon an viele seltsame Orte gebracht hatte, die von seinen Stammesbrüdern ängstlich gemieden wurden. Rasender Büffel war es, der Zamacona von den seltsamen steinernen Portalen, Toren oder Höhleneingängen auf dem Grunde einiger der tiefen, steilen, bewaldeten Schluchten berichtete, die den Weißen auf ihrem Marsch nach Norden aufgefallen waren. Diese Öffnungen, so sagte er, seien zum größten Teil von Gestrüpp verdeckt, und seit unvordenklichen Zeiten hätten nur wenige sie betreten. Diejenigen, die durch sie hindurchgingen, seien nie wiedergekommen, oder aber in einigen wenigen Fällen als Wahnsinnige oder grotesk verstümmelt zurückgekehrt. Doch dies alles war Legende, denn soweit das Gedächtnis der Großväter der ältesten noch lebenden Männer zurückreichte, war nie jemand weiter als ein paar Schritte in die Höhlen eingedrungen. Rasender Büffel selbst hatte sich wahrscheinlich weiter vorgewagt als jeder andere, und er hatte genug gesehen, um sowohl seine Neugier als auch seine Gier nach den sagenhaften Goldschätzen, die dort begraben sein sollten, im Zaum zu halten.

Durch die Öffnung, die er benutzt hatte, war er in einen langen Gang gekommen, der auf verwirrende Weise auf und ab und im Kreise herum lief und dessen Wände mit schrecklichen Darstellungen von Ungeheuern bedeckt waren, wie sie kein Mensch je gesehen hatte. Nachdem er diesem gewundenen Gang ungezählte Meilen gefolgt war, sah er ein schreckliches blaues Licht vor sich aufleuchten, und der Gang mündete in eine schockierende Unterwelt. Über diese wollte der Indianer nichts erzählen, denn er hatte etwas gesehen, was ihn in panischer Angst kehrtmachen ließ. Aber die goldenen Städte müßten irgendwo dort unten sein, fügte er hinzu, und vielleicht würde es einem weißen Mann mit seiner zauberkräftigen Donnerbüchse gelingen, bis zu diesen Städten vorzudringen. Er, Rasender Büffel, würde aber dem Häuptling Coronado nicht verraten, was er wußte, denn Coronado hörte ja nicht mehr auf Indianer. Doch er könnte Zamacona den Weg zeigen, falls der weiße Mann sich von seinen Gefährten trennte und sich seiner Führung anvertraute. Er würde aber nicht mit durch die Öffnung hineingehen. Dort drinnen herrschten böse Geister. Der Ort liege etwa fünf Tagesmärsche weit südlich im Gebiet der Großen Hügel. Diese Hügel hätten etwas mit der unheilvollen Welt dort unten zu tun; wahrscheinlich handelte es sich um alte, jedoch längst verschlossene Zugänge zu ihr, denn einstmals hätten die drunten wohnenden Alten Wesen Kolonien auf der Erdoberfläche gehabt und überall mit den Menschen Handel getrieben, selbst in den Ländern, die in den großen Wassern versunken waren. Als diese Länder versunken waren, hatten sich die Alten Wesen drunten eingeschlossen und sich vorgenommen, nie wieder mit den Menschen auf der Oberfläche in Verbindung zu treten. Die Flüchtlinge aus den untergehenden Orten hätten ihnen gesagt, die Götter der äußeren Erde seien gegen die Menschen, und diese könnten auf der äußeren Erde nicht am Leben bleiben,

außer wenn sie Dämonen seien, die mit den Göttern des Bösen im Bunde ständen. Das sei der Grund, warum sie alle Menschen der oberen Welt aus ihrem Reich ausschlossen und allen, die sich zu ihnen herunterwagten, schreckliche Dinge antaten. Früher einmal habe es an den verschiedenen Öffnungen Wächter gegeben, aber diese würden jetzt nach so langer Zeit nicht mehr benötigt. Die Menschen sprächen kaum noch über die verborgenen Alten Wesen, und die Legenden über sie wären wahrscheinlich längst in Vergessenheit geraten, hätte es nicht dann und wann gewisse geisterhafte Erinnerungen an ihr Dasein gegeben. Das unvorstellbar hohe Alter dieser Wesen habe sie anscheinend einer spirituellen Existenz merkwürdig nahe gebracht, so daß ihre geisterhaften Ausstrahlungen immer häufiger und lebhafter geworden seien. Deswegen würde das Gebiet der Großen Hügel oft von gespenstischen nächtlichen Schlachten heimgesucht, in denen sich die spiegelten, die ausgetragen worden seien, bevor die Eingänge verschlossen wurden.

Die Alten Wesen selbst seien fast schon Geister - sie alterten nicht mehr und vermehrten sich auch nicht mehr, sondern befänden sich in einem Schwebestand zwischen Fleisch und Geist. Der Wandel sei jedoch nicht vollständig, denn sie müßten noch atmen. Daß die unterirdische Welt Luft brauche, sei der Grund dafür, daß die Öffnungen in den tiefen Tälern nicht verschlossen wurden, wie es mit den Hügel-Öffnungen in den Ebenen geschehen sei. Diese Öffnungen, so fügte Rasender Büffel hinzu, beruhten wahrscheinlich auf natürliche Spalten der Erdoberfläche. Die Alten Wesen, so raune man sich zu, seien von den Sternen auf die Erde herabgekommen, als diese noch sehr jung gewesen sei, und hätten im Innern der Erde ihre Städte aus massivem Gold erbaut, weil die Oberfläche damals noch nicht bewohnbar gewesen sei. Sie seien die Urahnen aller Menschen, doch niemand wisse, von welchem Stern oder welchem Ort hinter den Sternen sie gekommen seien. Ihre verborgenen Städte seien noch immer voller Gold und Silber, aber die Menschen sollten lieber nicht in diese Städte vordringen, außer wenn sie durch einen sehr starken Zauber geschützt seien.

Die Alten Wesen besäßen furchterregende Tiere mit einer schwachen Beimengung menschlichen Blutes, die sie zum Reiten und auch zu anderen Zwecken verwendeten. Diese Ungeheuer, so erzähle man sich, seien Fleischfresser und bevorzugten wie ihre Herren Menschenfleisch; die Alten Wesen hätten deshalb, wiewohl sie sich selbst nicht vermehrten, eine Klasse halb menschlicher Sklaven, die auch der menschlichen und tierischen Bevölkerung zur Nahrung diene. Diese sei auf höchst merkwürdige Weise entstanden und werde durch eine zweite Sklavenklasse wiederbelebter Leichname ergänzt. Die Alten Wesen verstünden es, aus einer Leiche einen Roboter zu machen, der fast auf unbegrenzte Zeit funktionsfähig bleibe und durch Gedankenströme zur Verrichtung von Arbeit jeglicher Art gebracht werden könne. Rasender Büffel sagte, die Alten Wesen verständigten sich nur noch durch Gedanken miteinander; die Sprache hätte sich in Epochen der Forschung und Entdeckung als plump und überflüssig erwiesen, außer für religiöse Zeremonien und den Ausdruck von Gefühlen. Sie verehrten Yig, den großen Vater der Schlangen, und Tulu, das krakenköpfige Wesen, das sie von den Sternen auf die Erde gebracht habe; diese beiden monströsen Gottheiten beschwichtigten sie durch

Menschenopfer, dargebracht auf eine überaus merkwürdige Weise, die Rasender Büffel nicht näher beschreiben wollte.

Zamacona lauschte gebannt der Erzählung des Indianers und beschloß augenblicklich, sich dessen Führung zu dem geheimnisvollen Tor in der Schlucht anzuvertrauen. Er schenkte den Berichten von den merkwürdigen Sitten und Gebräuchen der unterirdisch lebenden Wesen keinen Glauben, denn die Expedition hatte wiederholt die Erfahrung gemacht, daß an den Sagen der Einheimischen bezüglich unbekannter Länder nichts dran war, aber er hatte das sichere Gefühl, daß die unheimlichen unterirdischen Gänge tatsächlich zu wundersamen Reichtümern und Abenteuern im Innern der Erde führen mußten. Anfangs spielte er mit den Gedanken, die Indianer zu überreden, seine Geschichte auch Coronado zu erzählen - und ihm zu versprechen, ihn vor etwaigen Auswirkungen der Skepsis des Heerführers zu schützen -, doch dann kam er zu der Überzeugung, daß er besser daran tun würde, sich alleine auf das Abenteuer einzulassen. Wenn er keine Gefährten hatte, brauchte er auch nichts von dem zu teilen, was er vielleicht fand, würde aber vielleicht ein großer Entdecker und fabelhaft reicher Mann werden. Der Erfolg würde ihn zu einer größeren Gestalt als Coronado machen, vielleicht sogar zu einer größeren Gestalt als irgend jemand sonst in Neuspanien, sogar einschließlich des mächtigen Vizekönigs Don Antonio de Mendoza.

Am 7. Oktober 1541 stahl sich Zamacona gegen Mitternacht aus dem Lager der Spanier unweit des Grashütten-Dorfes und traf sich mit Rasender Büffel, um mit diesem den langen Marsch nach Süden anzutreten. Er hatte nur ganz leichtes Gepäck mitgenommen und trug weder seinen schweren Helm noch seinen Brustpanzer. Über die Einzelheiten des Marsches stand sehr wenig in der Handschrift, aber Zamacona hatte den 13. Oktober als Tag der Ankunft in der großen Schlucht vermerkt. Der Abstieg über den dichtbewaldeten Abhang dauerte nicht lange, und der Indianer hatte zunächst Schwierigkeiten, die hinter Gestrüpp verborgene Felsentür im Dämmerlicht der tiefen Schlucht zu finden, fand sie dann aber doch. Es war eine sehr kleine Tür mit einer Einfassung aus Sandstein, in die nicht entzifferbare, fast vollständig verwitterte Zeichen eingraviert waren. Sie war vielleicht sieben Fuß hoch und nicht mehr als vier Fuß breit. Die Pfosten hatten Bohrlöcher, in denen wahrscheinlich früher einmal die Angeln einer eisernen Tür verankert gewesen waren, von der jedoch nichts mehr zu sehen war.

Beim Anblick dieses schwarzen Schlundes zeigte sich Rasender Büffel von Furcht ergriffen und warf hastig seinen Sack mit Vorräten ab. Er hatte für Zamacona reichlich Harzfackeln und Proviant mitgenommen und ihn gut und pflichtbewußt geführt, weigerte sich aber, sich an dem Abenteuer zu beteiligen. Zamacona zahlte ihm seinen Lohn aus und nahm ihm das Versprechen ab, nach einem Monat in diese Gegend zurückzukehren und ihm anschließend den Weg nach Süden zu den Pueblo-Dörfern am Pecos zu zeigen. Ein freistehender Felsblock auf der Ebene über ihnen wurde als Treffpunkt vereinbart; wer als erster eintraf, sollte dort auf den anderen warten.

Zamacona schrieb, er habe sich oft gefragt, wie lange der Indianer an dem Treffpunkt gewartet haben mochte, denn er selbst konnte die Verabredung nicht

einhalten. Rasender Büffel unternahm noch einen letzten Versuch, ihn vom Abstieg in den finsternen Schlund abzuhalten, mußte jedoch einsehen, daß alles Reden zwecklos war, und verabschiedete sich mit einer resignierten Geste. Bevor er seine erste Fackel anzündete und mit seiner schweren Traglast durch die Tür in der Felswand trat, sah der Spanier noch zu, wie der Indianer hastig und offenkundig erleichtert den bewaldeten Abhang hinaufkletterte. Damit war seine letzte Verbindung zur Außenwelt abgerissen, doch er ahnte nicht, daß er nie wieder ein menschliches Wesen - oder jedenfalls das, was man gemeinhin darunter versteht — sehen sollte.

Zamacona empfand keine unmittelbare böse Vorahnung, als er durch dieses ominöse Portal trat, obwohl er von Anfang an von einer bizarren, ungesunden Atmosphäre umgeben war. Der Gang, etwas höher und breiter als die Türöffnung, war zunächst ein waagrechter Tunnel zyklischen Mauerwerks mit stark abgenutzten Steinplatten als Boden und mit Wänden und Decken aus grotesk geformten Granit- und Sandsteinblöcken. Die reliefartigen Bildwerke mußten, nach Zamaconas Beschreibung zu urteilen, wahrhaft abstoßend und furchteinflößend gewesen sein. Die Ungeheuer Yig und Tulu tauchten darin offenbar immer wieder als Leitmotive auf. Die Darstellungen waren grundlegend verschieden von allem, was der Abenteurer je gesehen hatte, obwohl er einräumte, daß die bodenständige Architektur Mexikos ihnen von allen Dingen in der Außenwelt am stärksten ähnelte. Nach einer Weile führte der Tunnel jählings steil nach unten, und unregelmäßiger, gewachsener Fels tauchte auf allen Seiten auf. Der Gang schien nur teilweise künstlich angelegt und war nur noch stellenweise mit schockierenden Reliefs ausgeschmückt. Nach einem gewaltigen Abstieg, in dessen Verlauf der Boden des Ganges manchmal so steil wurde, daß Zamacona in Gefahr geriet, auszurutschen und in die Tiefe zu schlittern, begannen Richtung und Querschnitt des Tunnels in rascher Folge zu wechseln. Mitunter verengte er sich fast zu einem Schlitz oder wurde so niedrig, daß Zamacona gebückt gehen oder sogar auf allen Vieren kriechen mußte, während er sich dann wieder zu ansehnlichen Höhlen oder Höhlenketten weitete. Es war offenkundig, daß an diesem Teil des Ganges kaum gearbeitet worden war, obgleich hier und da eine groteske Kartusche oder Hieroglyphe an der Wand oder ein zugeschütteter Seitengang Zamacona daran erinnerte, daß dies in Wahrheit die seit langem vergessene Hauptstraße in eine urtümliche und unglaubliche Welt lebender Wesen war.

Drei Tage, so schätzte er jedenfalls, stolperte Panfilo de Zamacona abwärts, aufwärts, geradeaus und um Biegungen, stets jedoch vorwiegend abwärts, durch diese dunkle Region urzeitlicher Nacht. Ab und zu hörte er irgendein verstohlenes Wesen ihm aus dem Weg tappen oder flattern, und nur ein einziges Mal sah er für einen kurzen Augenblick ein bleiches Ding schemenhaft auftauchen, das ihn zittern machte. Die Luft war überwiegend erträglich, doch durchquerte er von Zeit zu Zeit Zonen, in denen übler Geruch herrschte, und kam einmal in eine große Höhle mit Stalaktiten und Stalagmiten, in der es fast unerträglich feucht war. Rasender Büffel war in dieser Tropfsteinhöhle auf Hindernisse gestoßen, denn die Kalkablagerungen von Jahrhunderten hatten neue Pfeiler auf dem Weg der primordialen

Unterweltbewohner entstehen lassen. Der Indianer hatte sie jedoch zerschlagen, so daß Zamacona unbehindert weitergehen konnte. Es war für ihn tröstlich zu wissen, daß schon ein anderer Bewohner der Außenwelt vor ihm hiergewesen war, und dank der ausführlichen Beschreibungen des Indianers blieben ihm Überraschungen erspart. Mehr noch, da Rasender Büffel den Gang so gut kannte, hatte er Zamacona einen ausreichenden Vorrat an Fackeln für den Hin- und Rückweg mitgegeben, so daß der Spanier nicht zu befürchten brauchte, daß er irgendwann im Finstern stehen würde. Zamacona kampierte zweimal und machte sich jedesmal ein Lagerfeuer, dessen Rauch gut abzog.

Am Ende des dritten Tages - nach seiner Zählung, in deren Zuverlässigkeit man jedoch kein so großes Vertrauen setzen sollte, wie er selbst es offenbar tat - stieß Zamacona auf die ungeheuer steil abfallende und dann ebenso jäh aufsteigende Strecke, die Rasender Büffel als letzten Abschnitt des Tunnels beschrieben hatte. Wie schon an manchen Punkten vorher, waren auch hier Anzeichen künstlicher Verbesserungen erkennbar, und verschiedentlich waren rohe Stufen in den Felsboden gehauen. Die Fackel erhellte immer mehr von den monströsen Reliefs an den Wänden, und schließlich schien sich ihr Flackern mit einem schwächeren und weniger eng begrenzten Licht zu vermischen, als Zamacona nach der letzten abwärts führenden Treppe lange Zeit aufwärts steigen mußte. Schließlich erreichte er den höchsten Punkt, und ein ebener, aus behauenen dunklen Basaltblöcken künstlich hergestellter Gang führte geradeaus. Er brauchte jetzt keine Fackel mehr, denn um ihn herum glomm die Luft in einem bläulichen, gewissermaßen elektrischen Licht, das wie eine Aurora flackerte. Dies war das seltsame Licht der inneren Welt, das der Indianer ihm beschrieben hatte, und im nächsten Moment trat Zamacona aus dem Tunnel auf einen öden, steinigen Hügel hinaus, der vor ihm in einen undurchdringlichen, bläulich flimmernden Himmel aufragte und unter ihm in eine scheinbar endlose, in bläulichen Nebel gehüllte Ebene auslief.

Er war endlich in die unbekannte Welt gelangt, und aus seiner Handschrift geht hervor, daß er die formlose Landschaft ebenso stolz und begeistert betrachtete, wie sein Landsmann Balboa den neuentdeckten Pazifik von jenem unvergeßlichen Gipfel in Darien aus überblickt hatte. Rasender Büffel hatte an dieser Stelle kehrtgemacht, getrieben von der Angst vor einer Erscheinung, die er nur vage und ausweichend als eine Herde bössartiger Tiere gekennzeichnet hatte, die weder Pferde noch Büffel gewesen seien, sondern vielmehr den Tieren geähnelt hatten, auf denen die Hügelgeister nächtens ritten, aber Zamacona war durch solche Lappalien nicht aus der Ruhe zu bringen. Anstelle von Furcht erfüllte ihn ein Hochgefühl, denn er hatte genug Phantasie, um sich vorzustellen, was es bedeuten mußte, allein in einer unfaßlichen Unterwelt zu stehen, von deren Existenz außer ihm kein Weißer etwas ahnte.

Der Boden des großen Hügels, der hinter ihm aufragte und vor ihm steil in die Tiefe abfiel, war dunkelgrau, mit Steinen übersät, ohne Vegetation, wahrscheinlich basaltischen Ursprungs und von einer Unwirklichkeit, die Zamacona das Gefühl gab, er befände sich auf einem fremden Planeten. Die riesige, sich in die Ferne erstreckende Ebene Tausende von Fuß unter ihm wies keine erkennbaren Merkmale

auf, zumal da sie zum größten Teil in einen wirbelnden bläulichen Dunst gehüllt schien. Aber mehr noch als Hügel oder Ebene oder Dunst beeindruckte der bläulich leuchtende, funkelnde Himmel den Abenteurer. Wodurch dieser Himmel innerhalb einer unterirdischen Welt entstanden war, wußte er nicht zu sagen, obwohl er wußte, was Nordlichter waren, und sie sogar schon ein paarmal mit eigenen Augen gesehen hatte. Er kam zu dem Schluß, dieses unterirdische Licht müßte irgendwie mit der Aurora borealis verwandt sein, eine Ansicht, die auch heute noch plausibel erscheint, obwohl vermutlich auch bestimmte Erscheinungen von Radioaktivität eine Rolle gespielt haben.

Hinter Zamacona gähnte noch die Öffnung des Tunnels, den er durchquert, eingefast mit einer steinernen Tür ähnlich der, durch die er die Oberwelt verlassen hatte, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht aus rotem Sandstein, sondern aus grauschwarzem Basalt war. Er erkannte grauenerregende Reliefs, die noch gut erhalten waren und vielleicht denen an dem äußeren Portal, die jedoch weitgehend verwittert waren, entsprachen. Das Fehlen von Verwitterungserscheinungen ließ auf ein trockenes, gemäßigtes Klima schließen, und tatsächlich bemerkte der Spanier die angenehm frühlingshafte Stabilität der Temperatur, die für das Erdinnere typisch ist. An den Türpfosten waren wiederum Spuren ehemaliger Türangeln zu sehen, aber auch hier war die Tür selbst spurlos verschwunden. Zamacona setzte sich, um sich auszuruhen und nachzudenken, und erleichterte sein Gepäck, indem er die für den Rückweg nötige Menge von Lebensmitteln und Fackeln aussonderte. Diesen Vorrat tarnte er mit Steinen, die er aufsammelte und zu einem Haufen aufschichtete. Anschließend setzte er seinen Abstieg in die ferne Ebene fort, darauf gefaßt, in eine Gegend vorzudringen, die seit hundert Jahren kein Lebewesen der Außenwelt mehr betreten hatte, in die nie ein Weißer gelangt war und aus der, falls man den Legenden glauben konnte, kein organisches Lebewesen je an Körper und Geist unversehrt zurückgekehrt war.

Zamacona schritt zügig den steilen, schier endlosen Abhang hinab und mußte nur manchmal wegen der vielen umherliegenden Steine oder der Steilheit des Geländes langsamer gehen. Die Entfernung der in Dunst gehüllten Ebene muß enorm gewesen sein, denn nach stundenlangem Gehen schien sie nicht näher als zuvor. Hinter ihm ragte nach wie vor der große Hügel in das große Luftmeer eines bläulichen Himmels. Es herrschte Totenstille, so daß seine eigenen Schritte und das Fallen der Steine, die er lostrat, ihm in den Ohren gellten. Es war nach seiner Schätzung etwa Mittag, als er zum erstenmal die ungewöhnlichen Fußspuren erblickte, die ihn an die furchtbaren Andeutungen, die überstürzte Flucht und die immer noch nicht nachlassende Angst von Rasender Büffel denken ließen.

Der harte, steinige Boden ließ kaum Fußspuren erkennen, aber an einer flacheren Stelle hatte sich loser Schutt zu einem Grat aufgehäuft und eine größere Fläche dunkelgrauer Erde absolut kahl gelassen. Hier fand Zamacona in einem Gewirr, das an eine große Herde denken ließ, die abnormen Abdrücke. Es ist bedauerlich, daß er sie nicht genauer beschrieb, wie denn überhaupt die Handschrift eher unbestimmte Angst als genaue Beobachtung verrät. Was es genau war, was den Spanier so erschreckte, läßt sich nur indirekt seinen späteren Andeutungen hinsichtlich dieser

Tiere entnehmen. Wie er schrieb, waren die Abdrücke »nicht von Hufen oder Händen oder Füßen und eigentlich auch nicht von Pfoten, und sie waren auch nicht so groß, daß man in dieser Hinsicht hätte Befürchtungen hegen müssen«. Aus welchem Grund oder vor wie langer Zeit die seltsamen Tiere an dieser Stelle gewesen waren, war nicht auszumachen. Da keinerlei Vegetation vorhanden war, konnten die Tiere nicht gegrast haben, aber wenn sie wirklich Fleischfresser waren, waren sie vielleicht auf der Jagd nach kleineren Tieren gewesen, deren Spuren sich dann mit ihren eigenen verwischt hätten.

Als er von seinem Plateau zurückschaute, glaubte Zamacona Spuren einer breiten, gewundenen Straße zu entdecken, die früher einmal vom Tunnel in die Ebene hinabgeführt haben mußte. Man erkannte diese ehemalige Straße jedoch nur aus großem Abstand, da sie längst von losem Gestein verschüttet war, aber der Abenteurer war trotzdem überzeugt, daß sie existiert hatte. Es hatte sich wahrscheinlich nicht um eine sorgfältig befestigte Straße gehandelt, denn der kleine Gang, von dem sie ausgegangen war, machte kaum den Eindruck einer Hauptstraße zur Außenwelt. Zamacona, der in gerader Linie den Abhang hinuntergelaufen war, war der Straße nicht gefolgt, mußte sie aber ein- oder zweimal überquert haben. Nun, da er sie entdeckt hatte, fragte er sich natürlich, ob er sie auch ins Tal hinunter weiterverfolgen konnte, und dies war tatsächlich der Fall. Er beschloß, ihre Oberfläche zu untersuchen, wenn er sie das nächste Mal überquerte, und ihr vielleicht zu folgen, falls sie deutlich genug zu sehen war. Eine Weile später stieß Zamacona auf etwas, was er für eine Biegung der alten Straße hielt. Er glaubte, Reste einer Böschung zu entdecken, aber von der Straße selbst war nicht genug übrig, als daß es sich gelohnt hätte, ihr zu folgen. Der Spanier grub an mehreren Stellen mit seinem Schwert die Erde auf und fand dabei etwas, das in dem ewigen blauen Tageslicht glitzerte; aufgeregt betrachtete er seinen Fund, eine Münze oder Medaille aus einem dunklen, unbekanntem, glänzenden Metall mit schrecklichen Figuren auf beiden Seiten. Sie war für ihn in höchstem Grade rätselhaft und fremd, und aufgrund seiner Beschreibung habe ich keinen Zweifel, daß es sich um ein Duplikat des Talismans handelte, den Grauer Adler mir fast vier Jahrhunderte später gegeben hatte. Nachdem er sie lange neugierig betrachtet und untersucht hatte, ging er weiter und schlug schließlich sein Lager auf, als ob sein Zeitgefühl ihm sagte, daß es draußen Abend sei. Am nächsten Morgen stand Zamacona früh auf und setzte seinen Abstieg durch diese blau erhellte Welt des Dunstes, der Einsamkeit und der übernatürlichen Stille fort. Nachdem er ein gutes Stück Wegs zurückgelegt hatte, konnte er endlich auch Einzelheiten in der fernen Ebene drunten erkennen: Bäume, Büsche, Felsen und einen kleinen Fluß, der von rechts kam und an einer Stelle links von Zamaconas beabsichtigter Route eine Biegung machte und in gerader Linie dem Hintergrund zufließte. Dieser Fluß schien von einer Brücke überspannt zu sein, über die früher die alte Straße geführt hatte, und bei genauem Hinsehen konnte der Forscher den Verlauf der Straße auch jenseits der Brücke verfolgen. Schließlich meinte er sogar, Städte an dem schnurgeraden Band des Flusses zu erkennen. Städte, die mit ihrem linken Rand den Fluß berührten und zuweilen auch überquerten. An solchen Stellen, wo eine Stadt über den Fluß hinausgriff, sah er im Weitergehen auch

Anzeichen von verfallenen oder noch intakten Brücken. Er hatte jetzt ein Gebiet mit spärlichem Graswuchs erreicht und sah, daß diese Vegetation weiter unten immer dichter wurde. Die Straße war jetzt leichter zu erkennen, da das Gras auf ihr nicht so gut wuchs wie im lockeren Erdreich. Es gab hier nicht mehr soviel Steine, und der kahle Berg hinter ihm wirkte unwirtlich und abweisend im Vergleich zu der Umgebung, in der er sich jetzt bewegte.

An diesem Tag sah Zamacona auch die unscharfe dunkle Masse, die sich in der Ferne langsam über die Ebene bewegte. Auf die unheimlichen Fußspuren war er nicht mehr gestoßen, aber irgend etwas an dieser langsam und zielbewußt sich bewegenden Masse war ihm besonders widerwärtig. Nur eine Herde grasender Tiere konnte sich so bewegen, und nachdem er die Spuren gesehen hatte, war er nicht darauf erpicht, auch die Bekanntschaft der Tiere zu machen, die sie hinterlassen hatten. Aber die sich bewegende Masse war ziemlich weit von der Straße entfernt, und seine Neugier und sein Verlangen nach dem sagenhaften Gold waren groß. Und überhaupt, hätte er vielleicht aufgrund der undeutlichen, verworrenen Spuren oder den von panischer Angst gekennzeichneten Erzählungen eines unwissenden Indianers endgültige Schlüsse über Art und Gestalt dieser Tiere ziehen sollen ?

Während Zamacona sich Mühe gab, Einzelheiten der fernen Herde zu erkennen, machte er auch noch mehrere andere interessante Beobachtungen. Die eine betraf die nunmehr zweifelsfrei erkennbaren Städte, in denen bestimmte Objekte seltsam in dem dunstigen blauen Licht glitzerten. Ferner bemerkte er, daß auch außerhalb der Städte mehrere ähnlich glitzernde Gebilde, die jedoch mehr für sich standen, da und dort längs der Straße über die Ebene verstreut waren. Sie schienen von dichter Vegetation umschlossen, und von einigen führten schmale Straßen zu der großen Hauptstraße. Weder die Städte noch die freistehenden Bauwerke wiesen Rauch oder andere Anzeichen von Leben auf. Und schließlich sah Zamacona nun auch, daß sich die Ebene nicht in unbegrenzte Ferne erstreckte, obwohl der blaue Dunst bisher diesen Eindruck hervorgerufen hatte. Vielmehr erhob sich an ihrem jenseitigen Ende eine Kette niedriger Hügel, und auf einen Einschnitt in dieser Hügelkette schienen der Fluß und die Straße hinzuführen. Dies alles, besonders aber das Glitzern mancher Türme in den Städten, war schon sehr deutlich geworden, als Zamacona zum zweitenmal sein Lager unter dem ewig hellen, blauen Himmel aufschlug. Auch bemerkte er jetzt hoch fliegende Schwärme von Vögeln, deren Art und Aussehen er ebenfalls nicht zu bestimmen vermochte.

Am nächsten Nachmittag — um die Sprache der Außenwelt zu verwenden, wie es in der Handschrift durchweg geschah — erreichte Zamacona die stille Ebene und überquerte den lautlosen, langsam fließenden Fluß auf einer mit seltsamen Reliefs versehenen, recht gut erhaltenen Brücke aus schwarzem Basalt. In dem klaren Wasser schwammen große Fische von überaus fremdartiger Gestalt. Die Straße war jetzt gepflastert und leicht mit Unkraut und Schlingpflanzen überwachsen, und ihr Verlauf wurde stellenweise durch kleine Säulen mit obskuren Symbolen darauf markiert. Nach beiden Seiten erstreckte sich die grasbewachsene Ebene mit vereinzelt Baumgruppen oder Sträuchern sowie nicht identifizierbaren bläulichen Blumen, die unregelmäßig über das ganze Gebiet verteilt wuchsen. Mitunter verriet

heftig zitternde Gräser, daß es auch Schlangen gab. Nach mehreren Wegstunden erreichte der Reisende einen Hain alter und fremdartig aussehender, immergrüner Bäume, in dem, wie er bereits aus der Ferne entdeckt hatte, eines der isolierten Gebäude mit den glitzernden Dächern stehen mußte. Inmitten der wuchernden Vegetation sah er die mit grauenerregenden Reliefs bedeckten Pfeiler eines steinernen Tores, das von der Straße wegführte, und gleich darauf zwängte er sich durch Dornbüsche oberhalb eines von Moos überwucherten, mit Mosaiksteinchen ausgelegten Weges, der von hohen Bäumen und niedrigen, monolithischen Säulen gesäumt war.

In diesem grünen Dämmerlicht sah er nun endlich die abbröckelnde und unsagbar alte Fassade des Gebäudes, eines Tempels, wie er zweifelsfrei zu erkennen meinte. Diese Fassade war über und über mit ekelregenden Reliefs bedeckt, die Szenen und Wesen, Objekte und Zeremonien darstellten, wie sie weder auf diesem noch irgendeinem anderen vernünftigen Planeten einen Platz haben konnten. Bei der Beschreibung dieser Dinge läßt Zamacona zum erstenmal die schockierte und ehrerbietige Zurückhaltung erkennen, die den Informationswert seiner übrigen Handschrift schmälert. Wir können nur bedauern, daß der katholische Eifer im Spanien der Renaissance Zamaconas Denken und Fühlen so sehr beherrschte. Die Tür des Bauwerks stand weit offen, und im fensterlosen Inneren herrschte Dunkelheit. Zamacona überwand den Abscheu, den die Reliefs in ihm erregt hatten, holte Feuerstein und Stahl hervor, zündete eine seiner Fackeln an, schob Girlanden von Schlingpflanzen beiseite und trat beherzt über die ominöse Schwelle.

Einen Moment lang traute er seinen Augen nicht. Nicht der alles überziehende, jahrhundertealte Staub und Spinnweben erschreckte ihn so, daß ihm selbst ein entsetzter Aufschrei in der Kehle steckenblieb, nicht das Geflatter geflügelter Wesen, nicht die grauenerregenden Skulpturen an den Wänden oder die bizarren Formen der zahlreichen Wasser- und Kohlebecken, nicht der unheimliche pyramidenförmige Altar mit dem hohlen Oberteil oder die krakenköpfige, in einem seltsamen, dunklen Metall ausgeführte Monstrosität, die brütend und glotzend auf ihrem mit Hieroglyphen versehenen Podest hockte. Über keines dieser unirdischen Dinge erschrak er bis ins Mark, sondern darüber, daß mit Ausnahme des Staubs, der Spinnweben, der Flügelwesen und des gigantischen, smaragdäugigen Götzenbilds der ganze Tempel und alles, was sich darin befand, aus reinem, massivem Gold war.

Selbst die Handschrift, die zu einer Zeit entstand, als Zamacona bereits wußte, daß Gold das verbreitetste Metall der Unterwelt ist, in der es allenthalben in reichen Flözen und Adern vorkommt, läßt noch erkennen, in welchen Begeisterungsrausch der Abenteurer geriet, als er sich plötzlich der Quelle all der indianischen Legenden von goldenen Städten gegenüber sah. Er büßte vorübergehend die Fähigkeit zu detaillierter Beobachtung ein, doch dann kam er wieder zu sich, als er in der Tasche seines Wamses ein merkwürdiges Ziehen und Rucken verspürte. Als er der Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung nachging, stellte er fest, daß die Medaille aus dem seltsamen Metall, die er auf der verlassenen Straße gefunden hatte, von dem riesigen, krakenköpfigen, smaragdäugigen Götzenbild auf dem Podest angezogen wurde, das, wie er jetzt bemerkte, aus dem gleichen, unbekanntem exotischen Metall zu sein

schien. Später sollte er erfahren, daß diese seltsame magnetische Substanz, in der Unterwelt ebenso fremdartig wie in der überirdischen Welt der Menschen, das einzige kostbare Edelmetall der blau erleuchteten Tiefen ist. Niemand weiß, was es ist oder wo es in der Natur vorkommt, und die geringen Mengen davon, die es auf diesem Planeten gibt, kamen mit den außerirdischen Wesen von den Sternen, als der große Tulu, der krakenköpfige Gott, sie auf die Erde gebracht hatte. Die einzige bekannte Quelle des Metalls war eine Reihe vorzeitlicher Artefakte, darunter zahlreiche zyklonische Götzenbilder. Es konnte nie klassifiziert oder analysiert werden und wirkte auf kein anderes Metall magnetisch. Es war das heilige Metall des unterirdischen Volkes, dessen Verwendung so geregelt war, daß seine magnetischen Eigenschaften keine Schwierigkeiten hervorrufen konnten. Eine sehr schwach magnetische Legierung mit Metallen wie Eisen, Gold, Silber, Kupfer oder Zink war in einem bestimmten Abschnitt seiner Geschichte das Münzmetall der Unterweltbewohner gewesen. Ein jäher Schreck riß Zamacona aus seinen Überlegungen über das seltsame Götzenbild und seinen Magnetismus, denn zum erstenmal hörte er in dieser Welt der Stille ein sehr deutliches, dröhnendes Geräusch, das offenbar näherkam. Über seine Herkunft konnte es keinen Zweifel geben. Es war eine mit donnernden Hufen dahinstürmende Herde großer Tiere, und der Spanier, dem sofort die panische Angst des Indianers, die Spuren und die aus der Ferne wahrgenommene dunkle Masse in den Sinn kamen, schauderte in angstvoller Erwartung. Er versuchte nicht, seine Lage oder die Bedeutung dieses Ansturms großer, trampelnder Tiere systematisch zu durchdenken, sondern folgte nur seinem instinktiven Selbsterhaltungstrieb. Dahinstürmende Herden halten nicht an, um an versteckten Stellen nach Opfern zu suchen, und in der oberirdischen Welt hätte Zamacona sich in einem so massiven, von Bäumen umstandenen Gebäude ziemlich sicher gefühlt. Irgendein Instinkt hatte ihm hier jedoch ein tiefes und ganz eigentümliches Grauen eingepflanzt, so daß er sich in höchster Panik nach einer Möglichkeit umsah, sich vor der herandonnernden Herde in Sicherheit zu bringen. Da der große, goldene Innenraum des Tempels keine Zufluchtsstätte zu bieten schien, sah er die einzige Möglichkeit darin, die seit langem nicht mehr benutzte Tür zu schließen, die, an die Innenwand gelehnt, noch in ihren uralten Angeln hing. Erde, Schlingpflanzen und Moos hatten die Schwelle überwuchert, so daß er erst mit seinem Schwert den Weg für das große goldene Portal freilegen mußte; beflügelt von der Angst vor dem immer näherkommenden donnernden Lärm, erledigte er diese Arbeit jedoch im Handumdrehen. Das Hufgetrappel war noch lauter und bedrohlicher geworden, als er an der schweren Tür zu ziehen begann; für einige Augenblicke erreichte seine panische Angst einen Höhepunkt, weil die uralte Tür sich seinen Bemühungen zu widersetzen schien. Doch dann gab sie quietschend nach, und er begann aus Leibeskräften zu ziehen und zu schieben. Als das Getrappel der zahllosen, unsichtbaren Tierfüße schon zu einem ohrenbetäubenden Donnern angeschwollen war, fiel die schwere goldene Tür endlich ins Schloß, und Zamacona stand in dem dunklen Innenraum, der nur vom schwachen Schein einer einzelnen Fackel erhellt wurde, die er zwischen die Säulen eines dreibeinigen Wasserbeckens geklemmt hatte. Die Tür hatte einen Riegel, und der verängstigte Mann dankte

seinem Schutzheiligen, daß er sich noch vorschieben ließ. Nur anhand der Geräusche konnte sich Zamacona ein Bild davon machen, was sich draußen abspielte. Als das Getrappel noch näherkam, löste es sich in einzelne Tritte auf, als hätte der immergrüne Hain die Herde gezwungen, langsamer zu werden und sich zu zerstreuen. Aber es näherten sich immer noch Tritte, und es war offenkundig, daß die Tiere zwischen den Bäumen hindurch näherrückten und den Tempel mit seinen grauerregenden Reliefs umzingelten. Als besonders beunruhigend und widerwärtig empfand Zamacona die vorsätzliche Bedachtsamkeit der Tritte; aber auch die Schlurfgeräusche, die sogar durch die dicken Steinmauern und die schwere Goldtür hindurch zu hören waren, waren ihm gar nicht geheuer. Einmal erzitterte die Tür wie unter einem schweren Stoß bedenklich in ihren altersschwachen Angeln, hielt aber zum Glück doch stand. Nach einer Pause, die ihm wie eine Ewigkeit vorkam, hörte er dann schließlich sich entfernende Tritte und wußte, daß die ungebetenen Gäste sich zurückzogen. Da die Herde offenbar nicht sehr zahlreich war, hätte er sich wahrscheinlich schon eine halbe Stunde später wieder hinauswagen können, aber Zamacona wollte kein Risiko eingehen. Er schlug auf den goldenen Platten des Tempelbodens sein Lager auf, ohne den Riegel an der Tür zurückgezogen zu haben, der ihn vor unliebsamen Überraschungen schützte, und fiel schließlich in einen tieferen und gesünderen Schlaf, als er ihn draußen in dem gleißenden blauen Licht hätte finden können. Nicht einmal die massige Gestalt der diabolischen, krakenköpfigen großen Tulu-Figur aus dem unbekanntem Metall störte ihn, die mit seegrünen Fischaugen glotzend in der Finsternis über ihm auf ihrem Sockel mit den monströsen Hieroglyphen hockte.

Zum erstenmal seit dem Verlassen des Tunnels von Dunkelheit umgeben, schlief Zamacona tief und lange. Er holte sicherlich den Schlaf nach, den er während der letzten beiden Ruhepausen versäumt hatte, als der ewig gleißende Himmel ihn trotz seiner Müdigkeit wachgehalten hatte, denn während er in traumlosem Schlaf lag, legten andere Lebewesen große Entfernungen zurück. Es war gut, daß er so gründlich ausruhte, denn als er wieder aufwachte, sollten ihm viele seltsame Dinge begegnen.

Was Zamacona schließlich aus dem Schlaf riß, war lautes Poltern an der Tür. Es drang in seine Träume und ließ alle Reste von Schläfrigkeit von ihm abfallen, sobald ihm klar wurde, was es war. Ein Zweifel war nicht möglich. Es war ein entschiedenes, menschliches, herrisches Klopfen, offenbar mit einem Metallgegenstand ausgeführt, kein zufälliges Geräusch, sondern eines, hinter dem ein Wille, ein Bewußtsein stand. Während der Erwachende sich mühsam erhob, gesellte sich der scharfe Klang einer Stimme zu dem Klopfen; irgend jemand rief etwas mit nicht unmelodischer Stimme, eine Formel, die Zamacona in seiner Handschrift mit »Oxi, oxi, ginathcan yca relex« wiedergab. Überzeugt, daß-es sich bei seinen Besuchern um Menschen und nicht um Dämonen handelte, und mit der Überlegung, daß sie ja keinen Grund hätten, ihn als Feind anzusehen, beschloß Zamacona, sich ihnen unverzüglich zu stellen. Kaum hatte er den alten Riegel mühsam zurückgezogen, als die goldene Tür auch schon von außen aufgedrückt wurde.

Während das große Portal zurückschwang, erblickte Zamacona vor sich eine Gruppe von etwa zwanzig Wesen, deren Aussehen nicht dazu angetan war, ihm Furcht einzuflößen. Sie schienen Indianer zu sein, obwohl ihre geschmackvollen Gewänder, Schmuckstücke und Schwerter nicht von einer Art waren, wie er sie jemals bei Indianern der oberirdischen Welt gesehen hatte. Daß sie ihm nicht mit Feindseligkeit begegnen wollten, war offensichtlich, denn anstatt ihn auf irgendeine Weise zu bedrohen, musterten sie ihn nur aufmerksam und feierlich mit den Augen, als erwarteten sie, allein durch ihre Blicke eine Art Verständigung in Gang bringen zu können. Je länger sie ihn anschauten, um so mehr glaubte er über sie und ihr Begehren zu wissen, denn obwohl keiner seit dem Ruf vor dem Öffnen der Tür die Stimme erhoben hatte, begriff Zamacona nach und nach, daß sie aus der großen Stadt hinter den niedrigen Hügeln gekommen waren, auf Reittieren, und daß sie über seine Gegenwart von Tieren unterrichtet worden waren, daß sie nicht genau wußten, was für ein Wesen er war oder woher er kam, daß sie aber einen Zusammenhang mit jener schemenhaft erinnerten äußeren Welt vermuteten, die sie manchmal in ihren sonderbaren Träumen besuchten. Wie es möglich war, daß er dies alles dem Blick der zwei oder drei Führer entnahm, vermochte er sich nicht zu erklären, aber er sollte es schon im nächsten Augenblick erfahren.

So aber versuchte er zunächst, seine Besucher im Wichita-Dialekt anzureden, den er von Rasender Büffel gelernt hatte, und als er darauf keine gesprochene Antwort erhielt, probierte er es nacheinander mit dem Aztekischen, mit Spanisch, Französisch und Latein, ja schließlich sogar mit Griechisch, Galizisch und Portugiesisch, Sprachen, die er nur sehr unvollkommen beherrschte, sowie mit seinem heimatlichen asturischen Dialekt. Aber nicht einmal mit diesem polyglotten Aufgebot seiner sämtlichen Sprachkenntnisse vermochte er seinen Besuchern eine Antwort zu entlocken. Als er jedoch in seiner Ratlosigkeit verstummte, begann einer seiner Besucher, in einer äußerst merkwürdigen und recht faszinierenden Sprache zu sprechen, deren Laute der Spanier später nur sehr unvollkommen durch Schriftzeichen wiederzugeben vermochte. Als er nichts davon verstand, zeigte der Sprecher zuerst auf seine eigenen Augen, dann auf Zamaconas Stirn und dann wieder auf seine Augen, als wollte er dem Spanier zu verstehen geben, er solle ihn anschauen, um zu begreifen, was er ihm mitteilen wollte.

Zamacona tat, wie ihm geheißen, und sah sich schon bald im Besitz gewisser Informationen. Dieses Volk, so erfuhr er, verständigte sich ohne gesprochene Sprache durch Gedankenausstrahlung, obwohl es sich früher auch einer gesprochenen Sprache bedient hatte, die noch als Schriftsprache erhalten war, aber nur noch aus traditionellen Gründen oder zur spontanen Äußerung von Gefühlen gesprochen wurde. Er verstand seine Besucher, indem er sich einfach auf ihre Augen konzentrierte, und konnte ihnen antworten, indem er sich das, was er sagen wollte, vorstellte und diese Vorstellung in seinen Blick zu legen versuchte. Als der Denker-Sprecher innehielt, offenbar in Erwartung einer Erwiderung, gab sich Zamacona Mühe, die unausgesprochenen Anweisungen zu befolgen, schien jedoch nicht viel Erfolg damit zu haben. Deshalb nickte er und versuchte, sich und seine Reise in Zeichensprache zu beschreiben. Er zeigte nach oben, womit er die

Außenwelt meinte, schloß dann die Augen und imitierte die Grabbewegungen eines Maulwurfs. Dann öffnete er die Augen wieder und zeigte nach unten, um seinen Abstieg über den großen Abhang zu bezeichnen. Versuchsweise unterstrich er seine Gesten mit dem einen oder anderen gesprochenen Wort; beispielsweise zeigte er wiederholt auf sich selbst und auf all seine Besucher und sagte »Un hombre«, zeigte dann auf sich selbst allein und sprach sehr deutlich seinen Namen aus, Panfilo de Zamacona.

Bevor die seltsame Unterhaltung zu Ende war, hatten beide Seiten sehr viel Neues erfahren. Zamacona hatte gelernt, seine Gedanken zu projizieren, und seinerseits mehrere Wörter der archaischen gesprochenen Sprache der Region aufgeschnappt. Ebenso hatten seine Besucher eine Einführung in die Anfangsgründe des Spanischen erhalten. Ihre eigene Sprache war ganz anders als alles, was der Spanier je gehört hatte, doch sollte es später Augenblicke geben, in denen er eine ganz entfernte Verwandtschaft mit dem Aztektischen zu erkennen meinte, als ob dieses eine sehr späte, stark korrumpierte Version der Sprache der Unterirdischen gewesen sei. Die unterirdische Welt, so erfuhr Zamacona, trug einen uralten Namen, der in der Handschrift als »Xinaidn« wiedergegeben ist, nach den Erläuterungen und diakritischen Anmerkungen des Verfassers jedoch für unsere angelsächsischen Ohren vielleicht am besten in der Schreibweise K'n-yan wiederzugeben ist. Wie nicht anders zu erwarten, ging dieses erste Gespräch nicht über die allernotwendigsten Dinge hinaus, doch waren diese von größter Bedeutung. Zamacona erfuhr, daß das Volk von K'n-yan unvorstellbar alt war und aus einer fernen Region des Weltraums stammte, in der die physikalischen Verhältnisse ganz ähnlich sind wie auf der Erde. Dies alles war jetzt natürlich Legende, und man vermochte nicht mehr zu sagen, wieviel davon auf Wahrheit beruhte oder welchen Grad von Verehrung das Volk tatsächlich dem krakenköpfigen Wesen Tulu schuldete, das der Sage nach die Unterirdischen hierher gebracht hatte und das sie immer noch aus ästhetischen Gründen verehrten. Aber sie wußten von der äußeren Welt und waren die Urväter, die sie als erste bevölkert hatten, kaum daß ihre Kruste bewohnbar geworden war. Zwischen den Eiszeiten hatten sie mehrere bemerkenswerte Kulturen an der Oberfläche gehabt, vor allem am Südpol in der Nähe des Berges Kadath. Zu einem unendlich lange zurückliegenden Zeitpunkt der Vergangenheit war der größte Teil der äußeren Welt im Ozean versunken, so daß nur ein paar Flüchtlinge am Leben blieben, die in K'n-yan von der Katastrophe berichten konnten. Diese war zweifellos auf den Zorn von Weltraumteufeln zurückzuführen, die den Menschen ebenso feindselig gesinnt waren wie deren Göttern, denn sie bestätigte Sagen von einer viel früheren, ähnlichen Katastrophe, bei der auch die Götter selbst versunken waren, einschließlich des Großen Tulu, der immer noch gefangen und träumend in den wäßrigen Gewölben der halbkosmischen Stadt Relex lag. Kein Mensch, der nicht ein Sklave dieser Weltraumteufel war, so folgerte man, konnte längere Zeit auf der äußeren Erde leben, und man kam zu dem Schluß, daß alle Wesen, die dort geblieben waren, mit dem Bösen im Bunde sein mußten. So wurde jeder Verkehr mit den Ländern der Sonne und des Sternenlichts unverzüglich eingestellt. Die unterirdischen Zugänge nach K'n-yan, zumindest diejenigen, an die man sich erinnerte, wurden

entweder verschlossen oder sorgfältig bewacht, und alle Eindringlinge wurden als gefährliche Spione und Feinde behandelt.

Doch das war lange her. Im Laufe der Epochen kamen immer weniger Besucher nach K'n-yan, und schließlich verzichtete man auch auf die Bewachung der noch offenen Zugänge. Die meisten Unterirdischen wußten nichts mehr von der Existenz einer äußeren Welt oder wurden höchstens durch Mythen und absonderliche Träume an sie erinnert; bei den Gebildeten blieb indessen die Erinnerung an die wesentlichen Fakten stets erhalten. Die letzten Besucher, die je verzeichnet wurden - und das lag schon Jahrhunderte zurück -, waren nicht einmal mehr als Teufelsspione behandelt worden, denn zu der Zeit waren die alten Legenden schon lange in Vergessenheit geraten. Man hatte sie jedoch gründlich über die sagenhaften äußeren Regionen befragt, denn die Wißbegierde der Bewohner von K'n-yan war groß, und die Mythen, Erinnerungen, Träume und historischen Fragmente bezüglich der Erdoberfläche hatten manch einen Gelehrten mit dem Gedanken an eine Expedition nach draußen spielen lassen, zu der es dann aber doch in keinem Fall gekommen war. Das einzige, was man von solchen Besuchern verlangte, war, daß sie darauf verzichteten, an die Oberfläche zurückzukehren und dort die Kunde von der Existenz K'n-yans zu verbreiten, denn schließlich war diesen äußeren Ländern nicht zu trauen. Ihre Bewohner begehrten Gold und Silber und hätten sich als höchst unliebsame Eindringlinge erweisen können. Diejenigen, die das Verbot beachtet hatten, hatten glücklich und zufrieden, wenn auch bedauerlicherweise nicht mehr sehr lange gelebt, und alles erzählt, was sie über ihre eigene Welt wußten, was freilich herzlich wenig gewesen war, da ihre Berichte alle so bruchstückhaft und widersprüchlich gewesen waren, daß man kaum gewußt hatte, was man glauben und was man bezweifeln sollte. Jedenfalls wäre es wünschenswert gewesen, daß mehr Besucher gekommen wären. Was jedoch diejenigen betraf, die gegen das Verbot verstoßen und die Flucht versucht hatten - die konnte man nur bedauern. Zamacona selbst war höchst willkommen, denn er schien ein Mensch höherer Ordnung zu sein und viel mehr über die äußere Welt zu wissen als jeder andere, der in jüngerer Zeit herabgekommen war. Er konnte den Unterirdischen viel sagen, und sie hofften, er würde sich damit abfinden, daß er sein Leben lang hier unten bleiben mußte.

Vieles von dem, was Zamacona in diesem ersten Gespräch über K'n-yan erfuhr, raubte ihm den Atem. Beispielsweise wurde ihm mitgeteilt, daß im Laufe der letzten Jahrtausende Alter und Tod besiegt worden seien, so daß die Menschen nicht mehr hinfällig wurden und nicht mehr starben, außer durch Gewalt oder aus freiem Willen. Durch Regulierung des körperlichen Systems könne jeder physisch so jung und unsterblich sein, wie er wollte, und der einzige Grund, weshalb manche zuließen, daß sie alterten, sei der, daß sie dieses Gefühl in einer Welt der Stagnation und der Banalität schätzten. Wenn sie Wert darauf legten, konnten sie jederzeit wieder jung werden. Geburten gab es keine mehr, außer für experimentelle Zwecke, da für eine Herrenrasse, die die Natur und rivalisierende Lebewesen gleichermaßen beherrsche, eine große Bevölkerung unnütz sei. Viele entschieden sich jedoch nach einer gewissen Zeit für das Sterben, denn trotz der einfallsreichsten Bemühungen, neue Arten von Vergnügen zu erfinden, werde das Leben für empfindsame Seelen mit der

Zeit schal, vor allem für diejenigen, in denen Zeit und Übersättigung die urtümlichen Instinkte und Gefühle der Selbsterhaltung abgestumpft hätten. Alle Mitglieder der Gruppe, die Zamacona aufgesucht hatte, seien fünf- bis fünfzehnhundert Jahre alt, und mehrere hätten schon früher Besucher aus der oberirdischen Welt kennengelernt, doch seien die Erinnerungen mit der Zeit verblaßt. Diese Besucher hätten übrigens oft versucht, es den Unterirdischen an Langlebigkeit gleichzutun, hätten jedoch wegen der unterschiedlichen Evolution der beiden Rassen im Laufe von einer oder zwei Jahrillionen nur wenig Erfolg damit gehabt.

Diese Evolutionsunterschiede zeigten sich noch deutlicher im Zusammenhang mit einer anderen Eigenheit, die noch weitaus erstaunlicher war als die Unsterblichkeit. Es war dies die Fähigkeit der Bewohner von K'n-yan, das Gleichgewicht zwischen Materie und körperloser Energie durch schiere Willenskraft selbst dort zu regulieren, wo es um die Körper von Lebewesen ging. Mit anderen Worten, ein gebildeter Bewohner von K'n-yan konnte sich - oder, mit einem etwas komplizierteren, aufwendigeren Verfahren, auch jedes andere Objekt -entkörperlichen und wieder verkörperlichen; feste Materie wurde dabei in freie Partikeln aufgelöst, die sich ohne Schaden wieder zusammensetzen ließen. Hätte Zamacona nicht auf das Klopfen seiner Besucher reagiert, dann wäre ihm diese Fähigkeit auf für ihn höchst verblüffende Weise vorgeführt worden. Denn nur die Tatsache, daß der Prozeß mühselig und umständlich war, hielt die zwanzig Männer davon ab, einfach durch die Mauern zu gehen, ohne sich vorher irgendwie bemerkbar zu machen. Diese Kunst war viel älter als die Kunst des ewigen Lebens und konnte einer intelligenten Person bis zu einem gewissen Grade, jedoch nie vollständig, beigebracht werden. Gerüchte darüber waren vor langer Zeit an die Außenwelt gedrungen, und dieses Wissen lebte noch in geheimen Überlieferungen und in Geisterlegenden weiter. Die Bewohner von K'n-yan hatten sich über die primitiven und unvollkommenen Geistergeschichten amüsiert, die ihnen Besucher aus der oberirdischen Welt erzählt hatten. Im praktischen Leben wurde dieses Prinzip auch für gewisse industrielle Zwecke angewandt, doch spielte es keine große Rolle, weil kein besonderer Anreiz zu seiner Anwendung bestand. Überwiegend wurde nur noch im Zusammenhang mit dem Schlaf Gebrauch davon gemacht: Um sich Erlebnisse besonders intensiver Art zu verschaffen, wandten viele Traumkenner das Verfahren bei ihren visionären Wanderungen an. Mit Hilfe dieser Methode brachen manche Träumer sogar zu halbmateriellen Besuchen in ein seltsames, nebelhaftes Reich der Hügel und Täler und des wechselnden Lichts auf, das manche für die vergessene äußere Welt hielten. Sie gelangten auf ihren Reittieren dorthin und durchlebten in einem Zeitalter des Friedens noch einmal die alten, ruhmreichen Schlachten ihrer Vorväter. Manche Philosophen vertraten die Theorie, daß sie in solchen Fällen sogar Verbindungen mit immateriellen Kräften eingingen, die von diesen kriegerischen Vorfahren selbst hinterlassen worden waren.

Die Bewohner von K'n-yan lebten alle in der hohen, großen Stadt Tsath hinter den Bergen. Früher hatten mehrere Rassen die gesamte unterirdische Welt bewohnt, die sich in unermeßliche Tiefen erstreckte und neben der blau erleuchteten Region auch eine rot erleuchtete Region mit dem Namen Yoth umfaßte, in der Archäologen

Überreste einer noch älteren, nichtmenschlichen Rasse gefunden hatten. Im Laufe der Zeit hatten die Menschen von Tsath jedoch alle übrigen unterworfen und versklavt und sie mit gewissen gehörnten, vierfüßigen Tieren der rot erleuchteten Region gekreuzt, deren halb menschliche Natur äußerst merkwürdig gewesen war und bei denen es sich, obgleich sie auch ein gewisses künstlich erzeugtes Element enthielten, möglicherweise um degenerierte Nachfahren jener merkwürdigen Wesen gehandelt haben konnte, von denen die Überreste stammten. Während die Jahrtausende vergingen und das tägliche Leben dank vieler technischer Entdeckungen außerordentlich leicht und angenehm wurde, konzentrierten sich die Menschen von Tsath an einem Ort, so daß alle übrigen Gegenden von K'n-yan mehr oder weniger verödeten.

Es war einfacher, wenn alle an einem Ort lebten, und es hätte keinen Sinn gehabt, die Bevölkerungszahl auf einem sehr hohen Stand zu halten. Viele der alten technischen Vorrichtungen waren noch in Gebrauch, andere waren jedoch aufgegeben worden, weil sich herausstellte, daß niemand mehr Freude an ihnen hatte, oder weil sie für ein zahlenmäßig geschrumpftes Volk, das dank seiner Geisteskräfte niedere, halb menschliche Organismen in beliebiger Zahl erzeugen und benutzen konnte, entbehrlich geworden waren. Bei diesen Sklaven handelte es sich um planmäßig gezüchtete Mischlinge aus unterworfenen ehemaligen Feinden, Eindringlingen aus der äußeren Welt, auf galvanischem Wege wiederbelebten Toten und von Natur aus minderwertigen Angehörigen der herrschenden Rasse von Tsath. Die Überlegenheit der herrschenden Rasse beruhte auf Zuchtwahl und sozialer Evolution - die Nation hatte eine Periode idealistischer industrieller Demokratie durchlaufen, die allen gleiche Chancen geboten hatte, so daß die von Natur aus Intelligenten zwangsläufig an die Macht gekommen waren und die breiten Massen all ihrer Geistes- und Körperkräfte beraubt hatten. Die Industrie, die sich im großen und ganzen als zwecklos erwiesen hatte, außer zur Befriedigung der Grundbedürfnisse und gewisser unwiderstehlicher Wünsche und Sehnsüchte, war sehr einfach geworden. Das körperliche Wohlbefinden wurde durch ein standardisiertes und leicht in Gang zu haltendes System der Technisierung gewährleistet, und andere grundlegende Bedürfnisse wurden durch Ackerbau und Viehzucht auf wissenschaftlicher Grundlage erfüllt. Weite Reisen wurden nicht mehr unternommen, und man bediente sich wieder der gehörnten, halb menschlichen, halbtierischen Zwitterwesen anstelle der zahllosen Verkehrsmittel aus Gold, Silber und Stahl, die einst Land, Wasser und Luft durchkreuzt hatten. Zamacona konnte kaum glauben, daß es derlei jemals in Wirklichkeit gegeben hatte, doch man bedeutete ihm, er könne einzelne Exemplare der Maschinen in Museen betrachten. Außerdem könne er auch die Ruinen anderer riesiger Zaubervorrichtungen sehen, wenn er einmal eine Tagesreise in das Tal Do-Hna unternähme, das die Rasse in der Epoche ihrer größten Ausdehnung besiedelt habe. Die Städte und Tempel der Ebene, in der er sich zur Zeit befand, stammten aus einer viel archaischeren Periode und dienten seit Beginn der Vorherrschaft der Menschen von Tsath ausschließlich religiösen und historischen Zwecken. Was die Regierungsform anging, so war Tsath eine Art kommunistischer oder semi-anarchischer Staat; die Gesellschaftsordnung beruhte mehr auf Gewohnheit als auf

Gesetzen. Das wurde möglich durch die jahrtausendealten Erfahrungen und die lähmende Langeweile der Rasse, deren Wünsche und Bedürfnisse sich auf körperliche Grundbedürfnisse und auf neue Empfindungen beschränkten. Eine seit Urzeiten bestehende Toleranz, die noch nicht durch wachsende Reaktion unterhöhlt worden war, hatte zur Abschaffung aller Wertvorstellungen und Prinzipien geführt, und von keinem Bürger wurde mehr erwartet als eine gewisse Anpassung an die herrschenden Sitten und Gebräuche. Es wurde lediglich darauf geachtet, daß die Vergnügungssucht des einzelnen nicht zu einer Lähmung des gesellschaftlichen Lebens führte. Die Familie war schon vor langer Zeit abgeschafft worden, und die Ungleichheit der Geschlechter im Hinblick auf Bürgerrechte und gesellschaftliche Funktionen war verschwunden. Das tägliche Leben war durch einen rituellen Ablauf gekennzeichnet, mit Spielen, Betäubung im Rausch, Folterung von Sklaven, Tagträumen, gastronomischen und emotionalen Orgien, religiösen Übungen, exotischen Experimenten, künstlerischen und philosophischen Diskussionen und ähnlichem als wichtigsten Tätigkeiten. Besitz - vorwiegend an Land, Sklaven, Tieren, Anteilen am Gemeinwesen von Tsath und Barren des magnetischen Tulu-Metalls, das einst als universelles Zahlungsmittel gedient hatte - wurde nach einem sehr komplizierten System verteilt, das gleiche Anteile für alle freien Bürger vorsah. Armut war unbekannt, und Arbeit gab es nur in Form gewisser administrativer Aufgaben, die von sorgfältig geprüften und ausgewählten Individuen wahrgenommen wurden. Zamacona hatte seine liebe Mühe, Verhältnisse zu beschreiben, die grundverschieden von allem waren, was er je gekannt hatte, und der Text seiner Handschrift erwies sich in diesem Punkt als besonders rätselhaft.

Kunst und Wissenschaft, so schien es, hatten in Tsath einen sehr hohen Stand erreicht, waren aber uninteressant und dekadent geworden. Die Herrschaft der Maschinen hatte zu einem bestimmten Zeitpunkt die normale Entwicklung der Ästhetik gestört und zu einer leblosen geometrischen Tradition geführt, die sich verhängnisvoll auf den sprachlichen Ausdruck auswirkte. Diese Phase war zwar bald überwunden worden, hatte aber in allen Bildwerken und Dekorationen ihre Spuren hinterlassen, so daß spätere Werke, mit Ausnahme religiöser Darstellungen im konventionellen Stil, kaum Tiefe oder Gefühl aufwiesen. Deshalb wurde archaisierenden Reproduktionen früherer Werke allgemein der Vorzug gegeben. Die Literatur war individuell und analytisch, und zwar in einem so hohen Grade, daß sie Zamacona vollkommen unverständlich war. Die Naturwissenschaften waren hochentwickelt und präzise gewesen und hatten alle Gebiete mit Ausnahme der Astronomie umfaßt. In letzter Zeit hatten sie jedoch einen Niedergang erlebt, da die Menschen es zunehmend als nutzlos empfanden, ihren Verstand durch die zahllosen Details und Verästelungen wissenschaftlicher Kenntnisse zu belasten. Man hielt es für vernünftiger, von den tiefgründigsten Spekulationen abzulassen und die Philosophie auf konventionelle Formen zu beschränken. Die Technik konnte natürlich auch auf dem niedrigeren Wissensstand in Gang bleiben. Die Geschichtswissenschaft wurde mehr und mehr vernachlässigt, aber die Bibliotheken verfügten über exakte und zahlreiche Chroniken der Vergangenheit. Das Interesse an der Geschichte war aber nach wie vor stark, und sehr viele Menschen würden sich über die Neuigkeiten

aus der oberirdischen Welt freuen, die Zamacona brachte. Im allgemeinen neigten die Unterirdischen in modernen Zeiten jedoch mehr zum Gefühl als zum Denken, so daß jetzt derjenige, der neue Möglichkeiten der Unterhaltung erfand, höheres Ansehen genoß als jemand, der sich um die Bewahrung historischer Fakten kümmerte oder die Rätsel des Kosmos zu ergründen suchte. Religion war ein wichtiges Interessengebiet in Tsath, obwohl nur wenige tatsächlich an Übersinnliches glaubten. Was die Menschen anzog, waren die ästhetischen Erlebnisse und der Gefühlsüberschwang, die durch die mystischen Stimmungen und sinnlichen Riten im Zusammenhang mit dem pittoresken Glauben der Vorfahren ausgelöst wurden. Tempel, die dem Großen Tulu geweiht waren, einem Geist universeller Harmonie, der seit Urzeiten als der krakenköpfige Gott dargestellt wurde und der alle Menschen von den Sternen auf die Erde gebracht hatte, waren die prachtvollsten Bauten in ganz K'n-yan, denen jedoch die kryptischen Schreine des Yig, des als Vater aller Schlangen symbolisierten Lebensprinzips, kaum nachstanden. Im Laufe der Zeit erfuhr Zamacona viel über die Orgien und Opfer im Zusammenhang mit dieser Religion, doch legte er bei ihrer Beschreibung in seiner Handschrift eine fromme Zurückhaltung an den Tag. Er selbst nahm nie an irgendwelchen der Riten teil, ausgenommen solche, die er für Perversionen seines eigenen Glaubens hielt, und er versuchte bei jeder Gelegenheit, die Unterirdischen zu dem Glauben zu bekehren, dessen universelle Verbreitung eines der Ziele der Spanier war.

Eine beherrschende Rolle in der zeitgenössischen Religion von Tsath spielte eine wiederbelebte und beinahe echte Verehrung für das seltene, heilige Metall Tulu, jenen dunklen, glänzenden, magnetischen Stoff, der in der Natur nirgendwo vorkam, den Menschen jedoch von jeher in Gestalt von Götterbildern und Kultgeräten vertraut war. In seinem reinen, unlegierten Zustand hatte das Metall den Menschen seit Urzeiten Respekt abgenötigt, und alle heiligen Chroniken und liturgischen Texte wurden in Zylindern aus diesem Metall in reinsten Form aufbewahrt. Nun, da die Vernachlässigung der Wissenschaften zu einer Abstumpfung des kritisch-analytischen Verstandes geführt hatte, hatten die Unterirdischen erneut begonnen, das gleiche Gespinnst abergläubischer Vorstellungen um das Metall zu weben, wie es in primitiver Vorzeit existiert hatte.

Die Religion diente auch zur Einteilung des Kalenders, ein Brauch, der aus einer Periode stammte, als Zeit und Geschwindigkeit als die wichtigsten Fetische im Gefühlsleben des Menschen galten. Die abwechselnden Perioden des Wachens und Schlafens, verlängert, verkürzt und umgestellt, wie es aus Stimmung und Bequemlichkeit genehm erschien, und bemessen nach den Schwanzschlägen des Großen Yig, der Schlange, entsprachen ungefähr den oberirdischen Tagen und Nächten, obwohl Zamacona das Gefühl hatte, daß sie fast doppelt so lang währten. Das unterirdische Jahr, das jeweils mit der Häutung des Yig begann, entsprach etwa anderthalb Jahren der äußeren Welt. Zamacona glaubte, diesen Kalender genau zu kennen, als er seine Handschrift schrieb, auf die er deshalb ohne Bedenken das Jahr 1545 setzte, jedoch fehlt es in dem Dokument an Beweisen dafür, daß seine Zuversicht in dieser Angelegenheit voll gerechtfertigt war.

Während der Sprecher der Männer von Tsath ihn weiter mit Informationen versorgte,

fühlte sich Zamacona zunehmend beunruhigt und abgestoßen. Es war nicht nur der Inhalt dessen, was ihm mitgeteilt wurde, sondern auch die seltsame telepathische Art der Mitteilung sowie die wachsende Gewißheit, daß eine Rückkehr in die oberirdische Welt ausgeschlossen war, die den Spanier wünschen ließen, er wäre nie in dieses Reich der Magie, Abnormität und Dekadenz hinabgestiegen. Aber er wußte, daß ihm kein anderer Weg offenstand, als sich freundlich und willfährig zu zeigen, und beschloß deshalb, in alle Pläne seiner Besucher einzuwilligen und jede Auskunft zu geben, die sie von ihm verlangen mochten. Sie waren ihrerseits fasziniert von den Angaben über die oberirdische Welt, die er ihnen nicht ohne Mühe übermittelte. Es handelte sich tatsächlich um die ersten verlässlichen Nachrichten aus der oberirdischen Welt, die sie erhalten hatten, seit in grauer Vorzeit die Flüchtlinge aus Atlantis und Lemuria gekommen waren, denn alle späteren Besucher von draußen waren Angehörige begrenzter, lokaler Volksgruppen ohne jede Kenntnis der großen Welt gewesen, im günstigsten Fall Maya, Tolteken und Azteken, überwiegend jedoch Angehörige unwissender Stämme der Prärie. Zamacona war der erste Europäer, den sie je zu Gesicht bekommen hatten, und daß er ein junger Mann von Bildung und Intelligenz war, machte ihn zu einer noch wertvolleren Informationsquelle für die Unterirdischen. Die Besucher ließen lebhaftes Interesse an allem erkennen, was er ihnen mitteilte, und es war offensichtlich, daß er dazu beitragen würde, das nachlassende Interesse der müden Bewohner von Tsath an Fragen der Geographie und Geschichte neu zu beleben.

Das einzige, was den Männern von Tsath zu mißfallen schien, war die Tatsache, daß neugierige und abenteuerlustige Fremdlinge nun schon in die Gegenden der Außenwelt vordrangen, in denen die Zugänge zu K'n-yan lagen. Zamacona erzählte ihnen von der Gründung Floridas und Neuspaniens und klärte sie darüber auf, daß in vielen Teilen der Welt Abenteurer für Unruhe sorgten - Spanier, Portugiesen, Franzosen und Engländer. Früher oder später würden Mexiko und Florida sich zu einem großen Kolonialreich vereinigen, und dann werde es kaum noch möglich sein, Außenseiter von den sagenhaften Gold- und Silberschätzen im Erdinneren fernzuhalten. Rasender Büffel wußte von Zamaconas Unternehmung. Würde er Coronado davon erzählen oder den großen Vizekönig benachrichtigen, falls er Zamacona nicht an dem vereinbarten Treffpunkt vorfand? Sorge um die Aufrechterhaltung der Sicherheit von K'n-yan erschien auf den Gesichtern der Besucher, und Zamacona entnahm ihren Gedanken, daß von nun an zweifellos wieder Wachposten an allen nicht verschütteten Ausgängen zur oberirdischen Welt aufgestellt werden würden, an die sich die Leute von Tsath erinnern konnten.

Die lange Unterhaltung zwischen Zamacona und seinen Besuchern fand im blaugrünen Zwielflicht des Hains vor dem Tor des Tempels statt. Manche der Männer hatten im Gras und Moos neben dem halbverfallenen Weg gelagert, während andere, unter ihnen der Spanier und der Hauptsprecher der Tsath-Leute, auf den verstreuten monolithischen Säulen saßen, die den Zugang zum Tempel säumten. Der Gedankenaustausch mußte fast einen ganzen oberirdischen Tag gedauert haben, denn Zamacona wurde mehrmals hungrig und aß von seinem mitgebrachten Proviant,

während einige der Tsath-Leute hin und wieder zur Straße gingen, wo sie ihre Reittiere zurückgelassen hatten, und mit Eßbarem wiederkamen. Der Führer der Gruppe beendete schließlich den Gedankenaustausch und gab Zamacona und seinen Gefährten zu verstehen, daß es Zeit sei, in die Stadt zurückzureiten.

Er teilte Zamacona mit, daß sie mehrere überzählige Tiere hätten, von denen er sich eines aussuchen könne. Die Aussicht darauf, eines dieser ominösen Zwitterwesen zu besteigen, deren Ernährungsweise so beunruhigend war und bei deren Anblick Rasender Büffel Hals über Kopf geflohen war, wollte dem Reisenden gar nicht behagen. Noch etwas anderes an diesen Wesen beunruhigte ihn sehr: die Tatsache, daß offenbar einige der Tiere aus der Herde vom Vortag die Leute von Tsath von seiner Anwesenheit unterrichtet und damit diese Expedition ausgelöst hatten - ein Zeichen dafür, daß sie eine unnatürliche Intelligenz besaßen. Aber Zamacona war kein Feigling, und so folgte er den Männern beherzt über den verwachsenen Pfad zur Straße, wo die seltsamen Wesen warteten.

Was er indes sah, als er zwischen den großen, von Schlingpflanzen überwucherten Pfeilern hindurch auf die uralte Straße hinaustrat, ließ ihn dann doch entsetzt aufschreien. Kein Wunder, daß der neugierige Wichita in Panik geflohen war und für einen Moment die Augen schließen mußte, um nicht dem Wahnsinn zu verfallen. Es ist höchst bedauerlich, daß fromme Zurückhaltung ihn hinderte, in seiner Handschrift den Anblick, der sich ihm bot, ausführlich zu schildern. Tatsächlich erging er sich nämlich nur in Andeutungen für die schockierende Morbidität dieser großen, klumpfüßigen weißen Wesen mit schwarzem Fell auf dem Rücken, einem verkümmerten Horn mitten auf der Stirn und der unverkennbaren Menschenähnlichkeit ihres plattnasigen, wulstlippigen Gesichts. Sie waren, so erklärte er später in seiner Handschrift, die schrecklichsten realen Wesen, die er in seinem Leben je sah, sei es in K'n-yan oder in der äußeren Welt. Was sie so über die Maßen abscheulich machte, war etwas, das sich nicht ohne weiteres beschreiben oder definieren ließ. Es lag vor allem daran, daß sie nicht ausschließlich natürlichen Ursprungs waren.

Die Leute von Tsath bemerkten Zamaconas Angst und beeilten sich, ihn zu beruhigen, so gut es ging. Die Tiere oder Gyaa-yothn, so erklärten sie ihm, seien sicherlich kurios anzusehen, aber in Wirklichkeit völlig harmlos. Das Fleisch, das sie aßen, sei nicht das intelligenter Menschen der Herrenrasse, sondern lediglich das einer besonderen Sklavenklasse, die zum größten Teil nicht mehr ganz menschlich war und im übrigen überhaupt den Fleischbedarf von K'n-yan deckte. Man habe sie - oder die Wesen, von der sie in erster Linie abstammten - zum erstenmal wildlebend in den zyklischen Ruinen der verlassenen rot erleuchteten Welt von Yoth entdeckt, die unter der blau erleuchteten Welt von K'n-yan lag. Daß sie zum Teil menschlicher Abstammung waren, sei nicht zu übersehen, aber Wissenschaftler hätten nie festzustellen vermocht, ob es sich bei ihnen tatsächlich um die Abkömmlinge der ausgestorbenen Wesen handelte, die in den seltsamen Ruinen gelebt und geherrscht hätten. Hauptgrund für eine solche Vermutung sei die wohlbekannte Tatsache, daß die zugrunde gegangenen Bewohner von Yoth Vierfüßler gewesen waren. Dies zumindest sei aus den ganz wenigen Handschriften und in Stein gehauenen Texten

hervorgegangen, die in den Gewölben von Zin gefunden wurden, im Untergrund der größten Ruinenstadt von Yoth. Aber man wisse aus diesen Handschriften auch, daß die Wesen von Yoth die Kunst der synthetischen Erschaffung von Leben beherrscht und im Laufe ihrer Geschichte mehrere zweckmäßig konstruierte Rassen von Arbeits- und Transporttieren hergestellt und wieder vernichtet hätten, ganz zu schweigen davon, daß sie in der langen Phase ihres kulturellen Niedergangs nur zu ihrem Vergnügen die verschiedensten phantastischen Lebewesen erschaffen hätten. Die Wesen von Yoth hätten zweifellos einen reptilischen Einschlag gehabt, und die meisten Physiologen von Tsath stimmten darin überein, daß die derzeitigen Exemplare noch etwas sehr Reptilhaftes gehabt hätten, bevor sie mit der zu den Säugern gehörenden Sklavenrasse von K'n-yan gekreuzt worden seien.

Es spricht für die Unerschrockenheit der Renaissance-Spanier, die die halbe unbekannte Welt eroberten, daß Panfilo de Zamacona y Nunez tatsächlich eines der grausigen Reittiere von Tsath bestieg und neben dem Anführer des Trupps herritt, einem Mann namens Gll'Hthaa-Ynn, der bei dem vorangegangenen Gedankenaustausch am aktivsten gewesen war. Es war eine widerwärtige Angelegenheit, doch Zamacona saß recht bequem, und der Gang des plumpen Gyayoth war überraschend ruhig und gleichmäßig. Man brauchte keinen Sattel, und die Tiere fanden den Weg offenbar ganz von alleine. Der Trupp zog in scharfer Gangart durch die Ebene und hielt nur gelegentlich an bestimmten verlassenem Städten und Tempeln an, die Zamaconas Aufmerksamkeit erregten und die Gll'-Hthaa-Ynn ihm bereitwillig zeigte und erklärte. Die größte dieser Städte, B'Graa, war ein Wunderwerk aus feinbearbeitetem Gold, und Zamacona studierte die verschnörkelte Architektur mit lebhaftem Interesse. Die Bauwerke waren zumeist hoch und schlank und trugen auf den Dächern eine Vielzahl spitzer Türme und Türmchen. Die Straßen waren eng, gewunden und stellenweise auf pittoreske Art hügelig, aber Gll'-Hthaa-Ynn meinte, die späteren Städte von K'n-yan seien viel weitläufiger und regelmäßiger angelegt. Alle diese alten Städte der Ebene wiesen Spuren von geschleiften Stadtmauern auf - Erinnerungen an die archaischen Zeiten, als sie der Reihe nach von den nun schon längst aufgelösten Armeen von Tsath erobert worden waren.

Ein Objekt lag am Weg, das Gll'-Hthaa-Ynn dem Spanier von sich aus zeigen wollte, obwohl dazu ein Umweg von etwa einer Meile über einen überwachsenen Seitenpfad nötig war. Es war dies ein gedrungener, einfacher Tempel aus schwarzen Basaltblöcken ohne jede Verzierung, der nur einen einzigen leeren Onyxsockel enthielt. Das Bemerkenswerte an diesem Tempel war seine Geschichte, denn er stellte eine Verbindung zu einer sagenhaften alten Welt her, der gegenüber selbst das geheimnisumwitterte Yoth als ein Ding aus jüngster Vergangenheit erschien. Er war gewissen Tempeln nachgebaut, die in den Gewölben von Zin abgebildet waren, und beherbergte ein grauenerregendes Götzenbild in Krötengestalt, das in der rot erleuchteten Welt gefunden worden war und in den yothischen Handschriften Tsathoggua genannt wurde. Tsathoggua war ein mächtiger und weithin verehrter Gott gewesen und hatte, nachdem die Menschen von K'n-yan ihn zu ihrem Gott gemacht hatten, der Stadt, die später dieses Gebiet beherrschen sollte, den Namen gegeben. Yothischen Legenden zufolge stammte er aus einem geheimnisvollen

inneren Reich unter der rot erleuchteten Welt, einem schwarzen Reich mit sonderbaren Sinnesorganen ausgestatteter Wesen, die überhaupt kein Licht hatten, jedoch eine hohe Kultur und mächtige Götter besaßen, lange bevor selbst die reptilischen Vierfüßer von Yoth ins Dasein getreten waren. Es gab in Yoth viele Bilder von Tsathoggua, die der Überlieferung nach alle aus dem schwarzen inneren Reich stammten und nach Meinung yothischer Archäologen die längst ausgestorbene Rasse dieses Reiches darstellten. Das schwarze Reich, das in den yothischen Handschriften N'Kai genannt wurde, war von diesen Archäologen so gründlich wie möglich erforscht worden, und einzigartige steinerne Tröge oder Gräben hatten zu endlosen Spekulationen Anlaß gegeben.

Als die Leute von K'n-yan die rot erleuchtete Welt entdeckt hatten und ihre seltsamen Handschriften entzifferten, übernahmen sie den Tsathoggua-Kult, brachten die furchteinflößenden Kröten-Bilder alle hinauf ins Land des blauen Lichts und stellten sie in Schreinen aus yothischem Basalt ähnlich dem, den Zamacona jetzt sah, auf. Der Kult gewann so viele Anhänger, daß er fast schon die alten Kulte von Yig und Tulu austach, und ein Stamm der Unterirdischen brachte ihn sogar in die äußere Welt, wo das kleinste der sakralen Bildwerke schließlich in einem Schrein in Olathoe im Lande Lomar nicht weit vom Nordpol der Erde aufgestellt wurde. Es wurde gemunkelt, daß dieser oberirdische Kult sogar noch bestehen blieb, nachdem das große Eisfeld und die haarigen Gnophkehs Lomar zerstört hatten, aber darüber war in K'n-yan kaum Näheres bekannt. In dieser Welt des blauen Lichts war dem Kult ein jähes Ende beschieden, obwohl der Name Tsath beibehalten wurde.

Der Untergang des Kults hing mit der Erforschung von Teilen des schwarzen Reiches N'Kai unter der rot erleuchteten Welt von Yoth zusammen. Den yothischen Handschriften zufolge gab es in N'Kai kein Leben mehr, aber irgend etwas mußte in den Äonen zwischen den Tagen von Yoth und dem Erscheinen der Menschen auf der Erde geschehen sein, vielleicht etwas, das irgendwie mit dem Ende von Yoth zusammenhing. Wahrscheinlich war es ein Erdbeben gewesen, das die tieferen Bereiche der lichtlosen Welt öffnete, die den yothischen Archäologen verschlossen gewesen waren, oder vielleicht hatte auch eine noch schrecklichere Katastrophe in Form eines Zusammenstoßes von Energie und Elektronen stattgefunden, wie sie auch für die Gehirne höherer Wesen unvorstellbar war. Aber wie auch immer, als die Menschen von K'n-yan mit ihren großen Atomkraft-Suchscheinwerfern in die schwarzen Abgründe von N'Kai hinabstiegen, fanden sie dort Lebewesen - Lebewesen, die sich fließend durch Gänge im Gestein fortbewegten und aus Onyx und Basalt geformte Bilder des Tsathoggua verehrten. Aber diese Wesen waren keine Kröten wie Tsathoggua selbst. Viel schlimmer, sie waren amorphe Klumpen zähflüssigen schwarzen Schleims, der den jeweiligen Erfordernissen entsprechend vorübergehend die verschiedensten Gestalten annehmen konnte. Die Forscher aus K'n-yan nahmen sich nicht die Zeit für detaillierte Beobachtungen, und diejenigen, die lebend entkamen, verschlossen den Gang, der aus dem rot erleuchteten Yoth in die tiefen Schlünde des Grauens hinabführten. Dann wurden alle Figuren des Tsathoggua im Lande K'n-yan durch zerstörerische Strahlen in Luft aufgelöst und der Kult für immer abgeschafft.

Äonen später, als die naive Furcht nüchternem Forschergeist gewichen war, erinnerte man sich der alten Legenden von Tsathoggua und N'Kai, und ein angemessen bewaffneter und ausgerüsteter Erkundungstrupp begab sich nach Yoth, um das verschlossene Tor zu dem schwarzen Abgrund zu suchen und nachzusehen, was es dort unten noch geben mochte. Aber die Forscher fanden das Tor nicht, sowenig wie irgendein Mensch in den nachfolgenden Epochen. In der Gegenwart bezweifelten immer noch einige, daß ein solcher Abgrund jemals existiert habe, aber die wenigen Gelehrten, die noch in der Lage waren, die yothischen Handschriften zu entziffern, waren überzeugt, daß diese hinreichende Beweise dafür enthielten, obwohl die mittleren Chroniken von K'n-yan, die Berichte von der einen schrecklichen Expedition N'Kai enthielten, eher fragwürdig waren. Einige der späteren religiösen Kulte versuchten, jede Erinnerung an die Existenz von N'Kai zu tilgen und bedrohten seine bloße Erwähnung mit schweren Strafen, doch wurden diese zu der Zeit, als Zamacona nach K'n-yan kam, noch nicht ernst genommen.

Als der Reitertrupp auf die alte Straße zurückgekehrt war und sich dem niedrigen Gebirgszug näherte, sah Zamacona, daß der Fluß nun linker Hand dicht an die Straße herankam. Etwas später, als das Gelände anzusteigen begann, trat der Fluß in eine Schlucht ein, während die Straße das Gebirge auf höherem Niveau und dicht am Rande des Abgrunds entlang durchquerte. Etwa zu dieser Zeit fing es leicht zu regnen an. Zamacona bemerkte ein leichtes Nieseln und Tröpfeln und sah zu dem funkelnden blauen Himmel auf, aber dessen Glanz war ungebrochen. Gll'Hthaa-Ynn teilte ihm mit, solche Kondensation von Wasserdampf sei nichts Ungewöhnliches und könne nie das Gleißeln der Himmelskuppel verdunkeln. Eine Art Nebel hing also tatsächlich ständig über den Niederungen von K'n-yan und bot einen gewissen Ausgleich für das völlige Fehlen richtiger Wolken.

Von der Paßhöhe aus konnte Zamacona, indem er zurückschaute, die alte, verlassene Ebene von oben sehen, so wie er sie von der anderen Seite überblickt hatte. Ihre seltsame Schönheit hatte es ihm offenbar angetan, so daß es ihm fast leid tat, sie hinter sich lassen zu müssen; er spricht nämlich davon, daß Gll'-Hthaa-Ynn ihn gedrängt hatte, sein Reittier anzutreiben. Als er wieder nach vorne schaute, sah er, daß sie fast schon den höchsten Punkt des Passes erreicht hatten; der von Unkraut überwucherte Pfad führte steil nach oben und endete in einem leeren Geflimmer blauen Lichts. Die Aussicht muß höchst eindrucksvoll gewesen sein - zur Rechten ein steiler grüner Berghang, zur Linken eine tiefe Schlucht mit einer zweiten grünen Bergflanke dahinter, und geradeaus ein glitzerndes Meer blauer Luft, in dem sich der aufwärts führende Pfad scheinbar auflöste. Dann war die Paßhöhe erreicht, und die wundersame Welt von Tsath breitete sich vor Zamacona aus.

Die Aussicht raubte Zamacona den Atem, denn vor ihm lag eine von menschlicher Aktivität wimmelnde Landschaft, wie er sie nie gesehen oder sich erträumt hatte. Der Abhang des Gebirges selbst war relativ spärlich mit kleinen Bauernhöfen und verstreuten Tempeln durchsetzt, aber dahinter erstreckte sich eine riesige Ebene, schachbrettartig mit gepflanzten Bäumen besetzt, die durch schmale Seitenkanäle des Flusses bewässert wurden, und durchzogen von breiten, schnurgeraden Straßen mit Oberflächen aus Gold oder Basaltblöcken. Lange silberne Kabel, die von goldenen

Pfeilern getragen wurden, verbanden die niedrigen, weitläufigen Gebäude und Gebäudegruppen, die sich da und dort erhoben, und an manchen Stellen konnte man Reihen halbverfallener Pfeiler ohne Kabel sehen. Bewegte Objekte zeigten, daß die Felder bebaut wurden, und Zamacona erkannte auch, daß an manchen Stellen die Äcker mit Hilfe der abstoßenden, halb menschlichen Vierfüßer gepflügt wurden. Am eindrucksvollsten war jedoch der verwirrende Anblick ganzer Ansammlungen von Türmchen und Zinnen, die weit draußen in der Ebene aufragten und blumenartig und gespenstisch in dem flimmernden blauen Licht schimmerten. Zamacona dachte zunächst, es handle sich um einen mit Häusern und Tempeln bebauten Berg, ähnlich den malerischen Bergstädten in seinem Heimatland Spanien, aber bei näherem Hinsehen erkannte er, daß dem nicht so war. Es war eine Stadt, die in der Ebene lag, aber aus so himmelhohen Türmen bestand, daß sie den Umriß eines Berges hatte. Über ihr hing ein merkwürdiger grauer Dunst, durch den das blaue Licht gleißte und die ungezählten goldenen Minarette aufleuchten ließ. Zamacona warf Gll'-Hthaa-Ynn einen Blick zu und wußte, daß dies die monströse, gigantische und allmächtige Stadt Tsath war.

Als sie die in die Ebene hinabführende Straße entlangritten, überfiel Zamacona ein ungutes, unbehagliches Gefühl. Das Tier, auf dem er ritt, und die Welt, in der solche Wesen lebten, waren ihm zuwider, desgleichen die brütende Atmosphäre über der fernen Stadt Tsath. Als der Trupp an einzelnen Bauernhöfen vorüberkam, konnte der Spanier die auf den Feldern arbeitenden Wesen genauer betrachten, deren Bewegungen und Proportionen ihn ebenso erschreckten wie die Verstümmelungen, die er an den meisten von ihnen wahrnahm. Abscheulich fand er auch die Art, wie manche dieser Wesen in Pferchen gehalten wurden oder auf den fetten Wiesen weideten. Gll'-Hthaa-Ynn bedeutete ihm, daß es sich bei diesen Wesen um Angehörige der Sklavenklasse handle, deren Tätigkeit vom Leiter des jeweiligen Bauernhofs kontrolliert wurde, der ihnen jeweils am Morgen durch hypnotische Übertragung einprägte, was sie während des kommenden Tages zu tun hätten. Als halbbewußte Maschinen arbeiteten sie zur vollen Zufriedenheit ihrer Herren. In den Pferchen befanden sich nur minderwertige Exemplare, die lediglich als Vieh gehalten würden.

Weiter draußen in der Ebene sah Zamacona die größeren Bauernhöfe und bemerkte, daß die widerwärtigen, gehörnten Gyaa-yothn beinahe wie Menschen arbeiteten. Auch sah er menschenähnlichere Wesen, die in den Furchen arbeiteten und bei deren Anblick ihn Abscheu und eine unerklärliche Furcht überfielen, weil ihm ihre Bewegungen mechanischer vorkamen als die der übrigen Wesen. Bei diesen, so erläuterte Gll'-Hthaa-Ynn, handle es sich um die sogenannten Y'm-bhi -Lebewesen, die gestorben, aber mit Hilfe von Atomenergie und Denkkraft als Arbeitskräfte mechanisch reanimiert worden waren. Die <>Sklavenklasse war im Gegensatz zu den freien Bewohnern von Tsath nicht unsterblich, weshalb im Laufe der Zeit die Zahl der Y'm-bhi sehr groß geworden war. Sie waren treu wie Hunde, aber gedanklichen Anweisungen nicht so leicht zugänglich wie die lebenden Sklaven. Am abstoßendsten fand Zamacona diejenigen von ihnen, die besonders starke Verstümmelungen aufwiesen; manche hatten überhaupt keinen Kopf, während

andere einzigartige und scheinbar keinem System gehorchende Verkürzungen, Verzerrungen, Vertauschungen und Verpflanzungen an den verschiedensten Stellen erlitten hatten. Der Spanier konnte sich dies nicht erklären, aber Gll'-Hthaa-Ynn bedeutete ihm, dies seien Sklaven, die in den riesigen Arenen zur Volksbelustigung verwendet worden waren. Die Leute von Tsath hatten nämlich eine Vorliebe für raffinierte Sensationen und brauchten ständig frische und neuartige Reize für ihre abgestumpften Sinne. Obwohl Zamacona nicht überempfindlich war, machte ihm dies alles keinen günstigen Eindruck.

Die allmählich näherrückende Metropole wurde in ihren monströsen Ausmaßen immer furchterregender. Gll'Hthaa-Ynn erklärte, die oberen Teile der großen Türme seien nicht mehr bewohnt, und viele seien abgerissen worden, weil es zu mühsam geworden sei, sie instand zu halten. Die Ebene rings um das ursprüngliche Gebiet der Stadt war mit neueren, kleineren Wohngebäuden übersät, die nun von vielen Unterirdischen den archaischen Türmen vorgezogen wurden. Aus der gewaltigen Masse von Gold und Stein hallte ein monotones Dröhnen über die Ebene, während Reitertrupps und Wagenkolonnen ständig über die breiten, mit Gold oder Steinen gepflasterten Straßen in die Stadt strebten oder sie verließen.

Mehrmals hielt Gll'-Hthaa-Ynn an, um Zamacona ein besonders interessantes Objekt zu zeigen, insbesondere Tempel, die Yig, Tulu, Nug, Yeb oder dem Unnennbaren geweiht waren und die Straße in größeren Abständen säumten, jeder von einem eigenen schützenden Hain umgeben, wie es in K'n-yan der Brauch war. Diese Tempel waren im Gegensatz zu denen in der verlassenen Ebene jenseits der Berge noch in Gebrauch; große Scharen berittener Gläubiger kamen und gingen in nicht abreißenden Strömen. Gll'-Hthaa-Ynn führte Zamacona in einen der Tempel, und der Spanier verfolgte die subtilen orgiastischen Riten fasziniert und angewidert. Die Zeremonien zu Ehren von Nug und Yeb fand er besonders ekelhaft - so sehr, daß er es sich versagte, sie in seiner Handschrift zu schildern. Die Gruppe kam an einem gedrungenen, schwarzen Tempel des Tsathoggua vorbei, der jedoch in ein Heiligtum von Schab-Niggurat verwandelt worden war, der Großen Mutter und Gemahlin des Unnennbaren. Bei dieser Göttin handelte es sich um eine Art sublimierter Astarte, und ihre Riten empfand der fromme Katholik als unendlich widerwärtig.

Haarsträubend waren vor allem die von den Zelebranten ausgestoßenen emotionalen Laute, mißtönende Geräusche einer Rasse, die seit langem die gesprochene Sprache als normales Verständigungsmittel nicht mehr kannte.

In den dicht bebauten Außenbezirken von Tsath und schon im Schatten seiner furchterregenden Türme wies Gll'-Hthaa-Ynn auf ein monströses kreisrundes Gebäude, vor dem sich riesige Menschenmassen drängten. Dies, so bedeutete er Zamacona, sei eines der vielen Amphitheater, in denen das müde Volk von K'n-yan durch seltsame Sportarten und allerlei andere Sensationen unterhalten wurde. Er wollte schon anhalten und Zamacona in den riesigen Rundbau führen, als der Spanier sich der verstümmelten Wesen erinnerte, die er auf den Feldern gesehen hatte, und sich strikt weigerte. Dies war die erste von mehreren Meinungsverschiedenheiten in Geschmacksfragen, aus denen die Leute von Tsath den Schluß zogen, daß ihr Gast eine seltsam begrenzte, engstirnige Weltanschauung habe.

Die Stadt selbst war ein Gewirr alter Straßen, und trotz eines wachsenden Gefühls des Abscheus und der Befremdung war Zamacona fasziniert von der geheimnisvollen, kosmische Wunder heraufbeschwörenden Atmosphäre. Der Gigantismus der schwindelerregenden Türme, das wimmelnde, monströse Leben auf den prachtvollen Boulevards, die seltsamen Reliefs an Türen und Fenstern, die berausenden Aussichten von hochgelegenen Plätzen und titanischen Terrassen, der alles einhüllende graue Dunst, der wie eine niedrige Decke in die Häuserschluchten drückte - dies alles verband sich zu einem Gefühl abenteuerlicher Erwartung, wie er es noch nie empfunden hatte. Man brachte ihn unverzüglich zum Rat der Stadtväter, der in einem Palast aus Gold und Kupfer in einem Park mit zahlreichen Brunnen residierte. In einem Saal mit hohem Deckengewölbe und in Freskomanier mit schwindelerregenden Arabesken dekorierten Wänden wurde er in freundlichem Ton gründlich ausgefragt. Es war offenkundig, daß man im Hinblick auf historische Informationen über die äußere Welt viel von ihm erwartete, aber dafür sollten ihm auch alle Mysterien K'n-yans enthüllt werden. Der eine große Nachteil war die unausweichliche Bestimmung, daß er nie mehr in die Welt der Sonne und der Sterne, nie mehr in sein Spanien zurückkehren durfte.

Ein Tagesplan wurde für den Besucher aufgestellt, der verschiedene Arten von Tätigkeiten vorsah. So sollten Unterredungen mit Gelehrten an verschiedenen Orten stattfinden, und er sollte Unterricht in den verschiedenen Zweigen tsathischer Wissenschaft bekommen. Die Zeit für eigene Forschungen wurde großzügig bemessen, und alle säkularen und sakralen Bibliotheken von K'n-yan sollten ihm offenstehen, sobald er die Schriftsprache beherrschte. Er sollte an Riten und Schauspielen teilnehmen — es sei denn, er verzichtete ausdrücklich darauf —, und es würde ihm auch viel Zeit für die aufgeklärten Vergnügungen und emotionalen Reize bleiben, die im Alltagsleben der Leute von Tsath eine so beherrschende Rolle spielten. Man würde ihm ein Haus in einem Vorort oder eine Stadtwohnung zur Verfügung stellen und ihn in eine der großen Zuneigungsgruppen einführen, die im neuzeitlichen K'n-yan an die Stelle der Familien getreten waren und denen auch zahlreiche edle Damen von höchster, durch Kunst noch gesteigerter Schönheit angehörten. Mehrere gehörnte Gyaa-yothn würden ihm als Reittiere und für Botengänge zur Verfügung stehen, und zehn lebende Sklaven mit intaktem Körper würden ihm das Haus besorgen und ihn auf der Straße vor Dieben, Sadisten und religiösen Orgiasten beschützen. Es gebe zahlreiche mechanische Vorrichtungen, deren Bedienung er erlernen müsse, aber Gll'-Hthaa-Ynn würde ihm die wichtigsten davon unverzüglich erklären.

Nachdem er zu verstehen gegeben hatte, daß er eine Stadtwohnung einer Vorstadtvilla vorziehen würde, wurde Zamacona von den Stadtvätern höflich und feierlich verabschiedet und durch mehrere schluchtartige Straßen zu einem felsenähnlichen, unregelmäßigen Bauwerk mit etwa siebzig oder achtzig Stockwerken geführt. Die Vorbereitungen auf seine Ankunft hatten bereits begonnen, und in einer geräumigen Parterre-Suite, deren Zimmer Deckengewölbe hatten, waren Sklaven damit beschäftigt, die Vorhänge und Möbel in Ordnung zu bringen. Da gab es Hocker in Lack- und Einlegearbeit, Sitzecken in Samt und Seide

und mit Teak- und Ebenholz vertäfelte Wände mit zahllosen Fächern, in denen Metallzylinder mit einigen der Handschriften steckten, die Zamacona schon bald lesen sollte, Standard-Klassiker, die in jeder Stadtwohnung zur Einrichtung gehörten. Schreibtische mit dicken Stößen Membranpapier und Töpfe mit grüner Schreibfarbe standen in jedem Raum, dazu ein Satz Pinsel und andere Schreibgeräte. Auf verzierten goldenen Dreifüßen standen Schreibmaschinen, und Energiekugeln in der Decke tauchten alles in strahlend blaues Licht. Die Räume hatten Fenster, durch die jedoch, da die Wohnung im Erdgeschoß lag, kaum Licht hereinfiel. Einige der Zimmer waren mit großzügigen Bädern ausgestattet, und die Küche war ein einziges Labyrinth technischer Vorrichtungen. Die Versorgung mit Lebensmitteln erfolgte über ein Netz unterirdischer Gänge, das unter Tsath lag und früher mit seltsamen mechanischen Verkehrsmitteln befahren wurde. Im Untergeschoß lag auch ein Stall für die Tiere, und man zeigte Zamacona, wo die nächste Rampe zur Straße hinauf lag. Noch bevor die Besichtigung abgeschlossen war, trafen seine persönlichen Sklaven ein und wurden ihm vorgestellt, und etwas später erschienen etwa ein halbes Dutzend Herren und Damen aus seiner künftigen Zuneigungsgruppe, die ihm für mehrere Tage Gesellschaft leisten und nach Kräften zu seiner Unterrichtung und Unterhaltung beitragen sollten. Sobald sie ihn verließen, würde eine zweite Gruppe ihren Platz einnehmen, und so immer weiter, bis er die ganze, etwa fünfzig Mitglieder umfassende Gruppe kennen würde.

So wurde Panfilo de Zamacona y Nunez für vier Jahre ein Bewohner der unheimlichen Stadt Tsath in der blau erleuchteten unterirdischen Welt von K'n-yan. Es ist offenkundig, daß er nicht alles, was er erfuhr und sah, seinem Manuskript anvertraute, denn fromme Zurückhaltung überkam ihn jedesmal, wenn er in seiner spanischen Muttersprache schrieb, und dann wagte er nicht, alles niederzuschreiben. Vieles erregte auch nach langer Zeit noch seinen Abscheu, und es gab mancherlei, was er sich standhaft weigerte zu sehen, zu tun oder zu essen. In anderen Fällen verschaffte er sich dadurch einen Ausgleich, daß er zahlreiche Rosenkränze betete. Er erkundete die ganze Welt von K'n-yan, einschließlich der verlassenen Maschinenstädte der minleren Periode auf der mit Stechginster bewachsenen Ebene von Nith, und wagte auch einmal den Abstieg in die rot erleuchtete Welt von Yoth, um die zyklischen Ruinen zu besichtigen. Er lernte atemberaubende Wunder der Technik kennen und wurde Zeuge menschlicher Metamorphosen, Entleibungen, Wiederverkörperungen und Wiederbelebungen, die ihn veranlaßten, sich immer wieder zu bekreuzigen. Mit der Zeit verlor er, angesichts der vielen neuen Wunder, die jeder Tag brachte, selbst seine Fähigkeit zur Bewunderung. Aber je länger er dort war, um so stärker wünschte er sich, wieder fortgehen zu können, denn das Innere Leben von K'n-yan beruhte auf Impulsen, die ihm vollständig fremd waren. Je eingehender er sich mit der Geschichte von K'n-yan befaßte, um so mehr begriff er, doch das Verständnis vertiefte seinen Abscheu nur noch. Er kam zu der Überzeugung, daß die Menschen von Tsath eine verlorene und gefährliche Rasse seien, gefährlicher für sich selbst, als sie offenbar ahnten, und daß ihre fanatischen Versuche, die Langeweile zu bekämpfen und immer neue

Sensationen zu finden, sie mit Riesenschritten auf einen Abgrund des Zerfalls und des äußersten Schreckens hintrieb. Sein Erscheinen, so erkannte er, hatte ihre Unruhe nur noch verstärkt, und zwar nicht nur dadurch, daß er ihre Furcht vor einer Invasion von außen neu angefacht hatte, sondern auch dadurch, daß er in vielen den Wunsch ausgelöst hatte, sich selbst einmal hinauszuwagen in diese bunte äußere Welt, die er ihnen beschrieb. Im Laufe der Zeit stellte er eine zunehmende Neigung der Menschen fest, sich nur zum Vergnügen zu entkörperlichen, so daß die Wohnungen und Amphitheater von Tsath zu einem wahren Hexensabbatt von Transmutationen, Altersänderungen, Todesexperimenten und Projektionen wurden. Mit der wachsenden Langeweile und Unruhe, so erkannte er, ging ein zunehmendes Bedürfnis nach Grausamkeit, verfeinerten Sinnesreizen und gesellschaftlicher Auflehnung einher. Es gab immer mehr kosmische Abnormalität, immer mehr absonderlichen Sadismus, immer mehr Ignoranz und Aberglauben und ein immer größeres Verlangen, sich aus dem körperlichen Leben in einen immateriellen Zustand elektronischer Zerstreung zu flüchten. Aber alle seine Versuche, K'n-yan zu verlassen, schlugen fehl. Bittenfruchteten nichts, wie wiederholte Ansätze bewiesen, obwohl die Angehörigen der Oberklasse, die sich keinerlei Illusionen mehr machten, zunächst keinen Unmut darüber erkennen ließen, daß der Gast unverhohlen seinen Wunsch äußerte, K'n-yan zu verlassen. In einem Jahr, das nach seiner Berechnung 1543 sein mußte, unternahm Zamacona tatsächlich den Versuch, durch den Gang zu entkommen, durch den er nach K'n-yan gelangt war, aber nach einer er-müdenden Wanderung über die verlassene Ebene stieß er in dem dunklen Gang auf Kräfte, die ihn ein für allemal von Vorstößen in dieser Richtung abbrachten. Um die Hoffnung nicht sinken zu lassen und das Bild der Heimat vor Augen zu behalten, begann er um diese Zeit, die ersten Entwürfe für das Manuskript zu machen, indem er seine Abenteuer erzählte; die geliebten alten spanischen Worte und die vertrauten Buchstaben des lateinischen Alphabets bereiteten ihm große Freude. Er gab sich der Hoffnung hin, das Manuskript irgendwie nach draußen schmuggeln zu können, und um es seinen Mitmenschen überzeugender erscheinen zu lassen, beschloß er, es in einen der Tulu-Metallzylinder zu legen, wie sie für die heiligen Archive verwendet wurden. Dieser fremdartige magnetische Stoff, so meinte er, müßte der unglaublichen Geschichte, die er zu erzählen hatte, zwangsläufig mehr Gewicht verleihen.

Aber schon während der Planung hatte er kaum Hoffnung, noch jemals Kontakt mit der Erdoberfläche aufnehmen zu können. Jedes bekannte Tor, das wußte er, wurde durch Personen und Kräfte bewacht, mit denen man sich besser nicht anlegte. Sein Fluchtversuch hatte seine Lage eher verschlimmert, denn nun stieß er auf wachsende Feindseligkeit gegenüber der Außenwelt, die er verkörperte. Er konnte nur hoffen, daß kein Europäer mehr den Weg in die unterirdische Welt fand, denn wer jetzt kam, würde vielleicht nicht mehr so freundlich empfangen werden wie er. Er machte sich sogar Gedanken darüber, was geschehen würde, wenn die Weisen von Tsath zu dem .Schluß kommen sollten, daß keine neue Fakten mehr aus ihm herauszuholen seien, und begann deshalb, mit seinen Auskünften über die Außenwelt zu geizen und bei jeder Gelegenheit den Eindruck hervorzurufen, daß er noch über einen gewaltigen

Wissensschatz verfüge. Ein anderer Umstand, der Zamaconas Position in Tsath gefährdete, war seine hartnäckige Neugier im Hinblick auf den tiefsten Abgrund N'kai unter dem rot erleuchteten Yoth, dessen Existenz von den herrschenden religiösen Kulte K'n-yans immer entschiedener bestritten wurde. Bei seiner Erkundungsreise durch Yoth hatte er vergebens versucht, den verschlossenen Zugang zu finden, und später experimentierte er mit den Künsten der Entleibung und Projektion, in der Hoffnung, es werde ihm gelingen, sein Bewußtsein in die tiefen Regionen zu projizieren, die er mit seinen körperlichen Augen nicht entdecken konnte. Zwar kam er nie zur perfekten Beherrschung dieser Verfahren, aber es gelang ihm, sich eine Reihe monströser Träume zu verschaffen, die seiner Meinung nach auch Elemente einer tatsächlichen Projektion nach N'kai enthielten, Träume, von denen sich die Hohepriester des Yig- und des Tulu-Kultes schockiert und verwirrt zeigten, als er sie ihnen erzählte, und die er, wie Freunde ihm rieten, lieber für sich behalten sollte, anstatt zu versuchen, sie auszunutzen. Mit der Zeit wurden diese Träume immer häufiger und beunruhigender; sie enthielten Dinge, die er nicht seinem eigentlichen Manuskript anzuvertrauen wagte, über die er jedoch spezielle Aufzeichnungen für bestimmte gelehrte Männer in Tsath anfertigte.

Es war vielleicht ein unglücklicher, vielleicht aber auch ein sehr glücklicher Umstand, daß Zamacona in so vieler Hinsicht Zurückhaltung übte und so viele Themen und Beschreibungen seinen kleineren Manuskripten vorbehielt. Die große Handschrift enthält oft nur Andeutungen über die Sitten, Gebräuche, Denkweisen, die Sprache und die Geschichte von K'n-yan, so daß es der Phantasie des Lesers überlassen bleibt, sich das tägliche Leben in Tsath auszumalen. Ratlos ist man auch hinsichtlich der eigentlichen Beweggründe dieser Menschen, ihrer sonderbaren Passivität und feigen Friedfertigkeit und ihrer panischen Angst vor der äußeren Welt, obwohl sie doch dank ihrer Beherrschung der Atomkraft und ihrer Fähigkeit zur Entmaterialisierung unbesiegbar gewesen wären, hätten sie sich die Mühe gemacht, wie in alten Zeiten Armeen aufzustellen. Es ist evident, daß K'n-yan auf dem Weg der Dekadenz schon weit fortgeschritten war und mit einer Mischung aus Apathie und Hysterie auf das total geplante, geregelte Leben reagierte, das die Folge der Einführung von Maschinen in seiner mittleren Geschichtsepoche war. Selbst die grotesken und widerwärtigen Denk- und Empfindungsweisen lassen sich auf diese Ursache zurückführen, denn bei seinen historischen Forschungen fand Zamacona Hinweise auf vergangene Epochen, in denen die Menschen von K'n-yan ganz ähnlich gedacht hatten wie die Außenwelt in der Antike und in der Renaissance und in denen der Nationalcharakter und die Kunst der Unterirdischen Merkmale aufwiesen, die in Europa als Würde, Freundlichkeit und Adel gegolten hätten.

Je eingehender sich Zamacona mit diesen Dingen befaßte, um so mehr Sorgen machte er sich um die Zukunft, denn er sah, daß der verbreitete moralische und geistige Verfall ein ungeheuer tiefsitzender und sich auf ominöse Weise beschleunigender Vorgang war. Selbst in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit hatten sich die Anzeichen eines Niedergangs vervielfacht. Der Rationalismus verkam immer mehr zu fanatischem und orgiastischem Aberglauben, mit der Anbetung des magnetischen Tulu-Metalls im Mittelpunkt, und Toleranz löste sich in eine Serie

fanatischer Haßausbrüche auf, insbesondere gegen die äußere Welt, über die die Gelehrten so viel von ihm erfuhren. Zeitweise fürchtete er fast, diese Menschen könnten eines Tages ihre Apathie und Resignation überwinden und sich wie verzweifelte Ratten auf die unbekanntes Länder über ihnen stürzen und sie dank ihrer einzigartigen, noch nicht vergessenen wissenschaftlichen Möglichkeiten in Schutt und Asche legen. Im Augenblick bekämpften sie freilich ihre Langeweile und ihr Gefühl der Leere auf andere Arten; sie erfanden immer neue, immer schrecklichere Möglichkeiten, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen, immer groteskere und abnormere Arten der Unterhaltung. Die Arenen von Tsath mußten Schauplätze grauenhafter, unvorstellbarer Vorgänge gewesen sein; Zamacona hielt sich stets von ihnen fern. Was angesichts dieser Entwicklung in ferner Zukunft oder auch nur in den nächsten zehn Jahren werden sollte, wagte er sich nicht vorzustellen. In dieser Zeit bekreuzigte sich der gottesfürchtige Spanier öfter und betete mehr Rosenkränze als sonst.

Im Jahre 1545 nach seiner Zeitrechnung begann Zamacona mit dem, was man wohl als seine letzten Versuche zur Flucht aus K'n-yan bezeichnen könnte. Eine neue Möglichkeit schien sich ihm von unerwarteter Seite zu bieten, nämlich von einem weiblichen Mitglied seiner Zuneigungsgruppe, das eine seltsam individuelle Vorliebe für ihn entwickelt hatte, wohl auf der Grundlage ererbter Erinnerungen an die Zeiten, als in Tsath noch die monogame Ehe üblich gewesen war. Über diese Frau, eine Adelige von leidlicher Schönheit und zumindest durchschnittlicher Intelligenz namens T'la-yub, erlangte Zamacona den erstaunlichsten Einfluß, so daß es ihm schließlich gelang, sie mit dem Versprechen, ihn begleiten zu dürfen, dazu zu bewegen, ihm bei einem Fluchtversuch behilflich zu sein. Der Zufall spielte dabei eine wichtige Rolle, denn T'la-yub entstammte einer uralten Familie von Torherren, die dank mündlicher Überlieferung noch von mindestens einem Ausgang zur oberirdischen Welt wußte, der bei der Mehrheit schon zur Zeit der großen Abriegelung in Vergessenheit geraten war, ein Gang zu einem Hügel in einer oberirdischen Ebene, der demzufolge nie zugeschüttet oder bewacht worden war. Sie erklärte Zamacona, daß die urzeitlichen Torherren keine Wächter, sondern lediglich zeremonielle und wirtschaftliche Eigentümer im Fürstenrang gewesen waren, und zwar in einer Epoche, die dem Abbruch aller Beziehungen zur Außenwelt vorangegangen war. Ihre eigene Familie war zur Zeit der Schließung der Ausgänge bereits so bedeutungslos geworden, daß man einfach übersehen hatte, ihr Tor ebenfalls zu schließen, und von da an sei das Geheimnis von der Existenz dieses Ausgangs als eine Art Familienerbe weitergegeben worden, eine Quelle des Stolzes und eines Gefühls, über eine gewisse Machtreserve zu verfügen, zum Ausgleich für das bedrückende Bewußtsein, den einstigen Reichtum und Einfluß fast völlig eingebüßt zu haben.

Zamacona, der jetzt fieberhaft an der endgültigen Fassung seiner Handschrift arbeitete, für den Fall, daß ihm irgend etwas zustoßen sollte, beschloß, auf seiner Reise nach draußen nur so viel unlegiertes Gold in Form kleiner Barren, die für dekorative Zwecke verwendet wurden, mitzunehmen, wie fünf Tiere tragen konnten - genug, so rechnete er sich aus, um ihm in seiner eigenen Welt unbegrenzte Macht zu sichern. Er hatte sich in den vier Jahren seines Aufenthalts in Tsath bis zu einem

gewissen Grad an den Anblick der monströsen Gyaa-yothn gewöhnt und scheute deshalb nicht davor zurück, die Kreaturen für seine Zwecke einzuspannen, war jedoch entschlossen, sie zu töten und zu begraben und das Gold zu verstecken, sobald er die Erdoberfläche erreicht haben würde, denn er wußte, daß der Anblick eines dieser Ungeheuer jeden normalen Indianer zum Wahnsinn treiben würde. Später konnte er dann eine Expedition ausstatten, die seinen Schatz nach Mexiko bringen würde. T'la-yub würde er vielleicht an seinem Glück teilhaben lassen, denn sie war keineswegs reizlos, obwohl er wahrscheinlich dafür sorgen würde, daß sie bei einem Stamm der Prärie-Indianer unterkam, weil er keine allzu große Lust hatte, irgendwelche Verbindungen mit dem Leben in Tsath aufrechtzuerhalten. Als Gemahlin würde er natürlich eine Dame aus Spanien oder im ungünstigsten Fall eine indianische Prinzessin von normaler, oberirdischer Herkunft und einwandfreier Abstammung nehmen. Fürs erste mußte T'la-yub ihm jedoch als Führerin dienen. Das Manuskript würde er am eigenen Körper tragen, eingeschlossen in einen Buchzylinder aus dem heiligen und magnetischen Tulu-Metall.

Die Expedition selbst ist in der später entstandenen Nachschrift zu Zamaconas Manuskript beschrieben, in einer Schrift, die Anzeichen von nervöser Anspannung aufweist. Sie begann unter sorgfältigsten Vorkehrungen während einer Ruheperiode und führte zunächst so weit wie möglich durch die nur schwach erhellten Gänge unter der Stadt. Zamacona und T'la-yub, die sich als Sklaven verkleidet hatten, Rucksäcke mit ihrem Proviant trugen und die fünf beladenen Tiere zu Fuß führten, wurden als normale Arbeiter angesehen, und sie blieben so lange wie möglich unter der Erde, in einem langen, kaum benutzten Seitengang, in dem früher die mechanischen Verkehrsmittel zu der nun verfallenen Vorstadt L'thaa fuhren. In den Ruinen von L'thaa kamen sie an die Oberfläche, um dann so rasch wie möglich über die verlassene, blau erleuchtete Ebene von Nith auf den Gebirgszug Grh-yan zuzusteuern. Dort fand T'la-yub im dichten Unterholz den so lange nicht mehr benutzten, halb legendären Eingang zu dem vergessenen Tunnel, obwohl sie erst ein einziges Mal an dieser Stelle gewesen war, vor langer, langer Zeit, als ihr Vater ihr dieses Monument des Familienstolzes gezeigt hatte. Es war überaus mühsam, die beladenen Gyaa-yothn durch das Dornengestrüpp zu treiben, und eines von ihnen zeigte sich von einer Widerspenstigkeit, die verhängnisvolle Folgen haben sollte: Es riß sich los und trabte auf seinen widerwärtigen Klumpfüßen mitsamt seiner goldenen Last nach Tsath zurück. Im Schein blau leuchtender Fackeln kämpften sich Zamacona und T'la-yub mit den vier verbliebenen Gyaa-yothn aufwärts, abwärts, vorwärts und wieder aufwärts durch einen muffigen, engen Gang, den seit unvordenklichen Zeiten kein Fuß mehr betreten hatte, und an einer Stelle mußte T'la-yub bei sich selbst, Zamacona und den Packtieren die furchterregende Kunst der Dematerialisierung anwenden, weil sie sonst an einer durch einen Erdrutsch völlig zugeschütteten Stelle nicht vorbeigekommen wären. Für Zamacona war das ein schreckliches Erlebnis, denn obwohl er oft zugesehen hatte, wie andere sich entkörperlichten, und diese Kunst bis zur Traumprojektion sogar selbst ausgeübt hatte, war er selbst nie gänzlich einer solchen Verwandlung unterzogen worden. Aber T'la-yub war bewandert in den Künsten von K'n-yan und bewerkstelligte die

mehrfache Metamorphose einwandfrei. Anschließend wühlten sie sich weiter durch Horrorkrypten, die von Stalaktiten starrten und in denen auf Schritt und Tritt monströse, in den Fels gehauene Bilder glotzten. Abwechselnd gehend und rastend, waren sie nach Zamaconas Schätzung drei Tage, wahrscheinlich aber noch nicht so lange, emporgestiegen, als sie an eine sehr enge Stelle kamen, wo die gewachsenen oder nur wenig bearbeiteten Stollenwände von regelrechten Mauern abgelöst wurden, die mit schrecklichen Reliefs bedeckt waren. Diese Mauern endeten nach einem steilen Anstieg von etwa einer Meile mit zwei riesigen Nischen zur Rechten und zur Linken, in denen monströse, salpeterverkrustete Bilder von Yig und Tulu hockten und einander über den Gang hinweg anstarrten, wie sie sich seit den ersten Anfängen der Menschen angestarrt hatten. An dieser Stelle mündete der Gang in einen riesigen, kreisförmigen, von einer Kuppel überwölbten und offenbar von Menschen angelegten Saal, der durchweg mit grauenerregenden Reliefs bedeckt war und an dessen anderem Ende ein nach oben führender Gang mit Treppenstufen begann. T'la-yub wußte aus ihrer Familiengeschichte, daß diese Stelle schon nahe der Erdoberfläche liegen mußte, konnte aber nicht genau sagen, wie nahe. Deshalb machten sie hier noch einmal Rast, zum letztenmal in der unterirdischen Welt, wie sie glaubten. Es mußte Stunden später gewesen sein, als Zamacona und T'la-yub durch das Klirren von Metall und das Getrappel von Tierfüßen geweckt wurden. Ein bläulicher Schein breitete sich von dem schmalen Gang zwischen den Bildern von Yig und Tulu her aus, und Augenblicke später war kein Zweifel mehr möglich. In Tsath war Alarm geschlagen worden - wie sich später herausstellte, von dem Gyaa-yoth, das vor dem Gestrüpp am Tunneleingang gescheut hatte und durchgegangen war - und ein Trupp schneller Verfolger hatte sich aufgemacht, die Flüchtlinge einzufangen. Widerstand wäre zwecklos gewesen und wurde nicht geleistet. Die zwölf Reiter verhielten sich ausgesucht höflich, und fast ohne ein Wort oder eine Gedankenbotschaft von einer der beiden Seiten trat man den Rückweg an.

Es war eine schicksalschwere, bedrückende Reise, und die Mühsal der Entstofflichung und erneuten Materialisierung an der zugeschütteten Stelle war um so qualvoller, als sie nun nicht mehr durch die Hoffnung auf baldige Freiheit gelindert wurde. Zamacona belauschte einen Gedankenaustausch zwischen den Reitern, in dem es darum ging, daß diese verstopfte Stelle durch intensive Bestrahlung geöffnet werden müsse, weil es notwendig sei, an dem bisher unbekanntem äußeren Zugang Wachen aufzustellen. Es durfte nicht passieren, daß Fremde von außen in den Gang eindringen, denn jeder, der unbehelligt wieder entkäme, würde womöglich eine Vorstellung von den riesigen Ausmaßen der unterirdischen Welt mitnehmen und vielleicht neugierig genug geworden sein, um mit einer größeren Mannschaft wiederzukommen. Wie schon bei den anderen Gängen seit Zamaconas Ankunft geschehen, mußten auf der ganzen Länge Wächter postiert werden, bis zum alleräußersten Tor; dafür würde man alle Sklaven, die halb lebendigen Y'm-bhi oder in Ungnade gefallene freie Bürger einsetzen müssen. Da, wie der Spanier vorhergesagt hatte, die Ebenen Amerikas von Tausenden von Europäern überschwemmt werden würden, war jeder Gang eine potentielle Gefahrenquelle und müsse streng bewacht werden, bis die Technologen von Tsath eine Möglichkeit

gefunden hätten, die Eingänge ein für allemal zu verschließen, so wie es in früheren Zeiten bereits mit vielen Zugängen geschehen war.

Zamacona und T'la-yub wurden von drei Gn'agendes höchsten Tribunals im Palast aus Gold und Kupfer abgeurteilt. Der Spanier bekam seine Freiheit zurück, weil er immer noch wichtige Informationen über die äußere Welt liefern konnte. Er wurde angewiesen, in seine Wohnung und zu seiner Zuneigungsgruppe zurückzukehren. Er nahm sein gewohntes Leben wieder auf und traf gemäß dem letzten Arbeitsplan mit weiteren Gelehrten zusammen. Man hatte ihm bedeutet, daß er sich ungehindert bewegen könne, solange er loyal in K'n-yan bleibe, ihm aber zugleich eingeschärft, daß er bei einem erneuten Fluchtversuch nicht mehr auf die Milde seiner Richter würde zählen können. Zamacona hatte aus dem Schlußwort des obersten Gn'ag einen ironischen Unterton herausgehört. Dieser hatte ihm versichert, alle seine Gyayothn, einschließlich des Tiers, das ihn verraten hatte, würden ihm zurückerstattet werden. T'la-yub kam nicht so glimpflich davon. Da sie der Gemeinschaft keine nützlichen Dienste leistete und ihr uralter, tsathischer Adel ihren Verrat verwerflicher erscheinen ließ als den Zamaconas, wurde das Urteil gefällt, sie für die Volksbelustigung im Amphitheater freizugeben und sie anschließend in verstümmelter und halb dematerialisierter Gestalt als Y'm-bhi, also wiederbelebte Leichen-Sklavin, zu beschäftigen und als Wächterin an dem Gang zu postieren, dessen Existenz sie verraten hatte. Zamacona hörte bald darauf nicht ohne bittere Reue, die arme T'la-yub sei ohne Kopf und auch anderweitig verstümmelt aus der Arena gekommen und als äußerster Wachposten auf dem Hügel postiert worden, in dem, wie sich herausgestellt hatte, der bewußte Gang endete. Sie war, so erfuhr er, eine Nachtwächterin, deren Pflicht es war, alle, die sich dem Hügel näherten, mit einer Fackel abzuschrecken und Berichte an eine kleine Garnison von zwölf toten Sklaven-Y'm-bhi und sechs lebenden, jedoch teilweise entmaterialisierten Freien in dem runden Kuppelsaal zu schicken, falls jemand ihre Warnung nicht beachtete. Sie wechselte sich mit einem Tages-Wächter ab, einem lebendigen Freien, der auf diese Weise andere Verfehlungen gegen den Staat abbüßte. Zamacona wußte seit langem, daß es sich bei den meisten der verantwortlichen Torhüter um solche in Ungnade gefallene freie Bürger handelte.

Man gab ihm nun unmißverständlich, wenn auch auf Umwegen zu verstehen, daß er bei einem weiteren Fluchtversuch zur Strafe ebenfalls als Torwächter würde dienen müssen, jedoch in Gestalt eines tot-lebendigen Y'm-bhi-Sklaven, und nach einer noch pittoreskeren Behandlung im Amphitheater, als sie T'la-yub erfahren hatte. Man ließ durchblicken, daß er - oder Teile von ihm - wiederbelebt werden würde, damit er einen inneren Abschnitt des Ganges bewache, in Sichtweite von anderen, so daß seine verkürzte Person als ständige Mahnung an den Lohn für Verrat dienen würde. Aber, so fügten seine Informanten stets hinzu, es sei ja unvorstellbar, daß er jemals so leichtsinnig sein würde, sich einer so schrecklichen Gefahr auszusetzen. Solange er in K'n-yan bleibe, werde er weiterhin das Leben einer freien, privilegierten und angesehenen Persönlichkeit führen. Doch Panfilo de Zamacona forderte schließlich doch das Schicksal heraus, das man ihm in so düsteren Farben ausgemalt hatte. Sicher hoffte er, es werde ihm schließlich doch erspart bleiben, aber der nervöse

letzte Teil seiner Handschrift läßt erkennen, daß er bereit war, das Risiko auf sich zu nehmen. Was ihn zum Schluß doch noch hoffen ließ, unversehrt aus K'n-yan entkommen zu können, war seine zunehmende Beherrschung der Kunst der Entmaterialisierung. Nachdem er sie jahrelang studiert, und dadurch, daß sie zweimal an ihm selbst ausgeübt wurde, noch mehr über sie erfahren hatte, vertraute er zunehmend auf seine Fähigkeit, sie selbst erfolgreich anzuwenden. Das Manuskript beschreibt mehrere bemerkenswerte Experimente in dieser Kunst - kleinere, in seiner Wohnung erzielte Erfolge - und spiegelt Zamaconas Hoffnung wider, er könne schon bald in der Lage sein, sich gänzlich in reine Energie aufzulösen, damit vollständige Unsichtbarkeit zu erlangen und diesen Zustand so lange aufzuerhalten, wie er wollte.

Hatte er dieses Stadium einmal erreicht, so überlegte er, würde ihm der Weg nach draußen offenstehen. Natürlich würde er kein Gold mitnehmen können, aber schon längst erschien ihm die Flucht allein auch als erstrebenswertes Ziel. Allerdings würde er sein Manuskript in dem Tulu-Zylinder mitnehmen und ebenfalls entmaterialisieren, obwohl dies zusätzliche Mühe kosten würde, denn sein Bericht mußte um jeden Preis an die Außenwelt gelangen. Er kannte den Gang, den er benutzen mußte, und wenn er dies im Zustand der Auflösung in Atome bewerkstelligen konnte, würde nichts und niemand ihn aufhalten können. Die einzige Schwierigkeit war, diesen Zustand lange genug aufrechtzuerhalten. Dies war, wie seine Experimente ihn gelehrt hatten, die eine Gefahr, mit der er rechnen mußte, aber mußte man in einem abenteuerlichen Leben nicht jederzeit den Tod und Schlimmeres riskieren? Zamacona war ein Adliger aus dem alten Spanien, ein Sproß vom Stamme derer, die sich der unbekanntes Kultur der Neuen Welt furchtlos gestellt und einem großen Teil von ihr eine neue Kultur gegeben hatten.

Nächtelang betete Zamacona nach seinem endgültigen Entschluß zum heiligen Panfilus und anderen Schutzheiligen und zählte die Perlen seines Rosenkranzes. Der letzte Eintrag in dem Manuskript, das zum Ende hin immer mehr die Form eines Tagebuchs annahm, war ein einziger Satz: »Es mas tarde de loque pensaba — tengo que marcharme«... »Es ist später, als ich dachte; ich muß gehen.« An dieser Stelle brach das Manuskript ab, und man war auf Vermutungen angewiesen - und auf die Schlußfolgerungen, die sich aus der Existenz des Manuskripts an sich ergaben oder noch ergeben mochten.

Als ich, ganz benommen vom Lesen und Übersetzen, zum erstenmal aufschaute, stand die Morgensonne schon hoch am Himmel. Die elektrische Lampe brannte noch, aber solche Gegenstände der realen Welt - der Außenwelt unserer Tage - waren mir völlig fremd. Ich wußte, daß ich mich in meinem Zimmer bei Clyde Compton in Binger befand, aber auf welcher monströsen Geschichte war ich da gestoßen? War dieses Manuskript ein übler Scherz oder die Chronik eines Wahnsinnigen? Und falls es ein schlechter Scherz war, stammte er dann aus dem 16. Jahrhundert oder aus meiner Zeit? Das Alter der Handschrift wirkte für meine nicht ungeübten Augen bestürzend echt, und über das Problem, vor das mich die merkwürdige Metallhülse stellte, wagte ich nicht einmal nachzudenken.

Doch damit nicht genug - welche gespenstisch exakte Erklärung enthielt das Manuskript doch für all die rätselhaften Erscheinungen im Zusammenhang mit dem Hügel, für die scheinbar sinnlosen und paradoxen Handlungen bei Tag und bei Nacht umgehender Geister und für die rätselhaften Fälle, in denen Menschen verschwunden oder wahnsinnig geworden waren! Es war sogar eine auf diabolische Weise einleuchtende, in sich schlüssige Erklärung, sofern man bereit war, das Unglaubliche zu akzeptieren. Es mußte sich um einen aufgelegten Schwindel von jemandem handeln, der all die Geschichten im Zusammenhang mit dem Hügel kannte. Es war sogar etwas wie Gesellschaftssatire in dem Bericht von dieser unglaublichen, unterirdischen Welt des Schreckens und Verfalls. Sicherlich handelte es sich um die geschickte Fälschung eines gebildeten Zynikers, etwas wie die bleiernen Kreuze, die ein Spaßvogel in New Mexico vergrub und dann als angebliche Überreste einer europäischen Kolonie aus dem Mittelalter »entdeckte«.

Als ich zum Frühstück hinunterging, wußte ich noch nicht, was ich Compton und seiner Mutter sowie den neugierigen Besuchern erzählen sollte, die sich bereits einfanden. Immer noch wie betäubt, durchschnitt ich den Gordischen Knoten, indem ich ein paar Stellen aus meinen Aufzeichnungen vorlas und vor mich hinhin murmelte, wir hätten es hier wohl mit einem raffinierten Schwindel zu tun, den irgendein früherer Erforscher des Hügels dort hinterlassen habe - was mir alle sofort glaubten, als ich ihnen in Umrissen den Inhalt des Manuskripts skizzierte. Es war merkwürdig, daß all die Leute, die da um den Frühstückstisch saßen - und alle, die hinterher von dem Gespräch erfuhren -, die Erklärung, irgend jemand habe sich einen dummen Scherz erlaubt, mit offenkundiger Erleichterung aufnahmen. Für einen Augenblick vergaßen wir alle miteinander, daß die bekannte jüngere Geschichte des Hügels ja Geheimnisse enthielt, die mindestens genauso merkwürdig waren wie der Inhalt des Manuskripts und sich nach wie vor jeder halbwegs plausiblen Erklärung entzogen.

Die Ängste und Zweifel kehrten zurück, als ich fragte, wer sich freiwillig bereit erklären würde, mich zum Hügel hinaus zu begleiten. Ich hätte eine größere Mannschaft zum Graben gebraucht, aber der Gedanke, an diesen unheimlichen Ort zu gehen, war den Leuten von Binger offenbar noch genauso zuwider wie am Tag zuvor. Ich selbst empfand wachsendes Grauen, wenn ich zu dem Hügel hinüberschaute und den beweglichen Punkt sah, der, wie ich wußte, der Tageswächter war, denn trotz aller meiner Skepsis blieben mir die Abstrusitäten dieses Manuskripts gegenwärtig und erfüllten alles, was mit diesem Ort zusammenhing, mit neuer, monströser Bedeutung. Ich konnte mich einfach nicht überwinden, den beweglichen Punkt durch das Fernglas zu beobachten. Statt dessen brach ich einfach auf, mit einer Tollkühnheit, wie wir sie manchmal in Alpträumen haben, in denen wir uns - der Tatsache, daß wir träumen, durchaus bewußt - verzweifelt in noch größere Gefahren stürzen, um das ganze möglichst schnell hinter uns zu bringen. Meine Hacke und meine Schaufel lagen ja schon draußen, so brauchte ich nur die Tasche mit den kleineren Utensilien mitzunehmen. In diese legte ich auch den seltsamen Zylinder mit dem Manuskript, weil ich irgendwie das Gefühl hatte, ich könnte vielleicht noch etwas finden, was ich anhand des in grünen Buchstaben

geschriebenen spanischen Textes würde überprüfen können. Selbst wenn es sich um einen raffinierten Ulk handelte, konnte dieser ja auf einer tatsächlichen Eigenschaft des Hügels beruhen, die ein früherer Forscher entdeckt hatte; das magnetische Metall beispielsweise war ja wirklich verdammt merkwürdig! Den geheimnisvollen Talisman, den ich von Grauer Adler bekommen hatte, trug ich immer noch an dem Lederriemen um den Hals.

Ich sah nicht allzu genau zu dem Hügel hin, während ich auf ihn zuing, aber als ich ihn erreicht hatte, war niemand zu sehen. Als ich wie am Vortag den Steilhang hinaufkletterte, beunruhigte mich der Gedanke, was hier ganz in der Nähe lauern mochte, fallsan dem Manuskript etwas Wahres sein sollte. In diesem Fall, so überlegte ich unwillkürlich, mußte der Spanier Zamacona, wenn es ihn denn tatsächlich gegeben hatte, kaum die Außenwelt erreicht haben, als er von irgendeinem Unglück ereilt wurde, vielleicht einer unfreiwilligen Rematerialisierung. In diesem Fall wäre er zweifellos von dem Wächter, der gerade Dienst hatte, ergriffen worden, entweder einem der in Ungnade gefallenen Freien oder - höchste Ironie des Schicksals - sogar von eben jener T'la-yub, die seinen ersten Fluchtversuch geplant und unterstützt hatte, und bei dem Handgemenge, das dann sicherlich entstand, war vielleicht der Zylinder mit dem Manuskript auf dem Gipfel des Hügels unbemerkt auf die Erde gefallen und allmählich begraben worden, so daß er Jahrhunderte hindurch dort oben liegenblieb. Aber, so dachte ich weiter, als ich das Plateau erreichte, man durfte sich nicht so extravaganten Vorstellungen hingeben. Und doch, wenn nun wirklich etwas an der Geschichte war, mußte Zamacona ein wahrhaft fürchterliches Schicksal ereilt haben ... das Amphitheater ...

Verstümmelung ... Wachdienst irgendwo in dem feuchten, salpeterverkrusteten Tunnel, als tot-lebendiger Sklave ... ein verstümmelter Leichnam als Roboter-Wächter im Innern der Erde . . .

Jähes Erschrecken verscheuchte diese morbiden Gedanken, denn als ich mich auf dem elliptischen Gipfel umsah, fiel mir sofort auf, daß meine Hacke und meine Schaufel gestohlen worden waren. Das war nicht nur ärgerlich, sondern auch verblüffend, da doch die Leute von Binger angeblich alle so große Angst hatten, zum Hügel hinauszugehen. Hatten sie mir diese Scheu womöglich nur vorgespielt, und hatten die Spaßvögel im Dorf sich schon ins Fäustchen gelacht, als sie mich vor zehn Minuten feierlich losmarschieren sahen? Ich holte mein Fernglas hervor und betrachtete prüfend die gaffende Menge am Dorfrand. Nein, auf einen komischen Höhepunkt schienen sie nicht zu warten, aber war die ganze Geschichte nicht vielleicht doch bloß ein Scherz, an dem die Dorfbewohner und die Indianer aus dem Reservat sich beteiligten - einschließlich der Legenden, des Manuskripts, des Zylinders und aller übrigen Einzelheiten? Aber dann mußte ich daran denken, daß ich den Wächter aus der Ferne gesehen, und festgestellt hatte, daß er auf unerklärliche Weise verschwunden war, und ich dachte auch daran, wie Grauer Adler sich verhalten hatte, wie Compton und seine Mutter mit mir sprachen und welche unverkennbare Angst die Leute von Binger hatten. Wenn man alles berücksichtigte, konnte es sich wirklich nicht um einen Ulk handeln, in den das ganze Dorf eingeweiht war. Nein, das Problem war real, ebenso wie die Angst, aber es gab in Binger

offenbar ein paar Draufgänger mit einer Vorliebe für schlechte Scherze, die sich zum Hügel geschlichen und die von mir zurückgelassenen Werkzeuge entwendet hatten.

Ansonsten war auf dem Hügel noch alles so, wie ich es am Abend zuvor verlassen hatte - das mit der Machete umgehauene Gestrüpp, die leichte, tellerartige Vertiefung am Nordende und das Loch, das ich mit meinem Stechmesser beim Ausgraben des Zylinders gemacht hatte. Da die unbekanntenen Spaßvögel in Binger sicher nur darauf warteten, daß ich zurückkäme, um mir Ersatzgeräte zu beschaffen, beschloß ich, mein Programm so gut es ging allein mit der Machete und dem Stechmesser durchzuführen, und so ging ich gleich daran, in der tellerartigen Vertiefung weiterzugraben, wo sich meiner Vermutung nach ein ehemaliger Zugang zum Inneren des Hügels befunden haben konnte. Bei der Arbeit hatte ich wie am Vortag wieder den Eindruck, daß Windstöße mich zu behindern suchten, nur daß dieser Eindruck diesmal noch stärker war und die Empfindung noch mehr an unsichtbare, formlose Hände erinnerte, die sich auf meine Handgelenke legten, während ich immer tiefer in die von Wurzeln durchzogene Erde und den darunterliegenden exotischen schwarzen Lehm grub. Das Amulett, das ich um den Hals trug, baumelte eigenartig im Wind, nicht in eine bestimmte Richtung wie tags zuvor, als es von dem Zylinder angezogen wurde, sondern auf völlig unberechenbare und doch irgendwie unnatürliche Art. Unversehens begann die schwarze, von Wurzelwerk durchzogene Erde unter meinen Füßen nachzugeben, und gleichzeitig hörte ich tief unter mir Geräusche wie von abrutschenden, herabfallenden Erdmassen. Die Windstöße oder Kräfte oder Hände schienen jetzt genau von der Stelle aus zu operieren, wo die Erde eingebrochen war, und ich spürte, daß ich förmlich geschoben wurde, als ich zurücksprang, um nicht etwa in dem Loch zu versinken. Als ich mich dann über den Rand beugte und mit der Machete auf das Wurzelgewirr einhackte, spürte ich, daß die Kräfte wieder gegen mich waren, doch waren sie zu keinem Zeitpunkt stark genug, mich an meiner Arbeit zu hindern. Je mehr Wurzeln ich durchtrennte, um so mehr Erde hörte ich tief drunten fallen. Schließlich vertiefte sich das Loch ganz von allein zur Mitte hin, und ich sah, daß die Erde in einen großen Hohlraum hinabrieselte, so daß ein ziemlich großes Loch entstehen würde, sobald die letzten Wurzeln durchtrennt waren. Noch ein paar Hiebe mit der Machete, und eine klaffende Öffnung tat sich auf, aus der seltsam kalte und fremdartig riechende Luft aufstieg. Die Strahlen der Morgensonne fielen in das mindestens drei mal drei Fuß große Loch und beleuchteten die obersten Stufen einer Steintreppe, über die noch lose Erde hinabrutschte. Endlich hatte meine Suche zu einem Ergebnis geführt! Die Freude über diesen Erfolg war einen Augenblick lang fast größer als die Angst; ich legte das Stechmesser und die Machete in meine Tasche zurück, nahm meine starke Taschenlampe heraus und war bereit zu einem triumphierenden, einsamen und völlig überstürzten Abstieg in die sagenhafte Unterwelt, die ich entdeckt hatte. Es war ziemlich schwierig, die ersten paar Stufen hinunterzugehen, sowohl wegen der herabgefallenen Erde als auch deshalb, weil ein merkwürdig starker, eiskalter Wind von unten heraufwehte. Der Talisman an meinem Hals pendelte seltsam hin und her, und ich sah mich mehrmals sehnsüchtig nach dem entschwindenden hellen

Viereck über mir um. Die Taschenlampe beleuchtete feuchte, wasserfleckige und mit Salz überkrustete Mauern aus riesigen Basaltquadern, und hin und wieder meinte ich, unter den weißlichen Krusten Spuren alter Reliefs zu erkennen. Ich nahm meine Tasche fester in die Hand und war froh über das tröstliche Gewicht des schweren Revolvers in meiner rechten Jackentasche, den mir der Sheriff gegeben hatte. Nach einer Weile kam ich an die ersten Biegungen des Ganges; die Treppe war hier frei von Hindernissen und Verunreinigungen. Die Reliefs an den Wänden traten jetzt deutlicher hervor, und ich schauderte, als ich sah, wie sehr die grotesken Gestalten den monströsen Reliefs auf meinem Metallzylinder ähnelten. Der Wind und die unsichtbaren Kräfte wehten mir nach wie vor böse entgegen, und an der einen oder anderen Biegung schien mir fast, als entdeckte ich im Schein der Taschenlampe dünne, durchsichtige Gestalten, nicht unähnlich dem Wächter auf dem Hügel, wie ich ihn im Fernglas gesehen hatte. Als ich diese Stufe des visuellen Chaos erreicht hatte, blieb ich einen Moment lang stehen, um mich wieder zu fassen. Ich war fest entschlossen, mir keine Streiche von meinen Nerven spielen zu lassen, schon gar nicht in dieser Anfangsphase einer Unternehmung, die sich sicherlich als faszinierendes Erlebnis und als der bedeutendste Erfolg meiner archäologischen Laufbahn erweisen würde.

Aber gleich darauf wünschte ich mir, ich wäre nicht ausgerechnet an dieser Stelle stehengeblieben, denn gerade dadurch wurde ich auf etwas höchst Befremdliches aufmerksam. Es war nur ein kleiner Gegenstand, der auf einer der Treppenstufen unter mir an der Wand lag, aber es war ein Gegenstand, der meine Verstandeskraft auf eine harte Probe stellte und eine Fülle der beunruhigendsten Spekulationen auslöste. Daß die Öffnung über mir seit Generationen für alle materiellen Dinge und Lebewesen unpassierbar gewesen war, ging eindeutig aus dem dichten Wurzelgewirr in den oberen Erdschichten hervor, doch das Objekt, das da vor mir lag, war eindeutig noch nicht viele Generationen alt. Es handelte sich nämlich um eine Taschenlampe, ganz ähnlich der, die ich bei mir hatte, zerbeult zwar und halb vom Rost zerfressen, aber trotzdem absolut unverkennbar. Ich ging die paar Stufen hinunter, hob die Lampe auf und wischte sie an meiner Jacke ab. In einem der Nickelringe war ein Name mit einer Adresse eingraviert, den ich in dem Moment erkannte, als ich ihn sah. Er lautete »Jas. C. Williams, 17 Trowbridge St., Cambridge, Mass.«, und ich wußte, daß die Lampe einer der zwei beherzten College-Professoren gehört haben mußte, die am 2.8. Juni 1915 verschwunden waren. Das war erst dreizehn Jahre her, und doch hatte ich soeben Erdreich durchbrochen, das seit Jahrhunderten ungestört geblieben war. Wie war die Lampe hierher gekommen? Gab es noch einen Zugang, oder war an den Geschichten von der Entmaterialisierung und Rematerialisierung doch etwas dran? Furcht und Zweifel zehrten an mir, während ich immer weiter die scheinbar endlose Treppe hinabstieg. Die Reliefs wurden immer deutlicher und ergaben eine Art Bildersprache, die mich beinahe in Panik versetzte, entdeckte ich doch zahlreiche unverkennbare Übereinstimmungen mit der Geschichte von K'n-yan, wie sie in dem Manuskript, das ich in meiner Tasche hatte, beschrieben war. Zum erstenmal stellte ich mir ernsthaft die Frage, ob es klug gewesen war, einfach in diesen Schlund hinabzusteigen, oder ob ich nicht besser daran täte, wieder an die

Oberfläche zurückzukehren, bevor ich auf etwas stieß, das mir ein für allemal den Verstand rauben würde. Aber ich zögerte nicht lange, denn als Virginier spürte ich, wie das Blut meiner wehrhaften, abenteuerlustigen Vorfahren in meinen Adern gegen jeden Rückzug vor bekannten oder unbekanntem Gefahren aufbegehrte. Mein Abstieg wurde schneller statt langsamer, und ich vermied es, die schrecklichen Reliefs anzusehen, die mich einen Augenblick schwankend gemacht hatten. Ganz unvermittelt sah ich vor mir eine Bogentür, und da wußte ich, daß ich das untere Ende der riesigen Treppe erreicht hatte. Doch dieses Erkenntnis war von wachsendem Entsetzen begleitet, denn vor mir gähnte eine riesige, überwölbte Krypta, deren Form mir nur allzu bekannt vorkam; der kreisrunde Saal entsprach bis ins kleinste der Beschreibung in Zamaconas Manuskript.

Ein Irrtum war so gut wie ausgeschlossen, und wenn ich doch noch irgendwelche Zweifel gehegt hätte, wären diese endgültig durch das beseitigt worden, was ich genau gegenüber auf der anderen Seite der großen Halle sah. Es war eine zweite, ebenfalls von einem Bogen überwölbte Pforte, mit der ein langer, schmaler Gang begann und die zwei riesige, einander gegenüberliegende Nischen mit zwei widerwärtigen, titanischen Bildwerken hatte, die mich auf schockierende Weise an die Beschreibung erinnerten, die ich gelesen hatte. Dort im Dunkeln hockten seit Ewigkeiten der unreine Yig und der fürchterliche Tulu und glotzten einander über den Gang hinweg an, wie sie seit den frühesten Anfängen der menschlichen Welt geglotzt hatten.

Von nun an erwarte ich nicht mehr, daß man mir glaubt, was ich hier niederschreibe - was ich zu sehen ineinte. Es ist zu unnatürlich, zu monströs und unfafbar, als daß es Gegenstand normaler menschlicher Erfahrung oder Teil der objektiven Realität sein könnte. Der Lichtstrahl meiner Taschenlampe reichte zwar weit, konnte aber die zyklische Krypta natürlich nicht ganz beleuchten, weshalb ich nun umherzugehen begann, um die riesigen Wände Stück für Stück zu betrachten. Dabei sah ich zu meinem Entsetzen, daß der Raum keineswegs leer war, sondern daß auf dem Boden die merkwürdigsten Geräte und Utensilien sowie ganze Haufen von Gepäckstücken herumlagen, die den Eindruck erweckten, als hätten noch vor kurzem ganze Gruppen von Menschen dort gelagert; es waren keine vermoderten Reliquien aus dunkler Vergangenheit, sondern Objekte aus neuester Zeit, Gegenstände des täglichen Gebrauchs. Doch während der Strahl meiner Taschenlampe jeden dieser Gegenstände oder ganze Gruppen von ihnen erfaßte, begannen deren Umrisse zu verschwinden, bis am Ende kaum noch zu unterscheiden war, ob die Dinge ins Reich der Materie oder ins Reich der Geister gehörten.

Unterdessen blies mir der widrige Wind mit zunehmender Wut ins Gesicht, und die unsichtbaren Hände zupften und zerrten böse an mir und schnappten nach meinem seltsamen magnetischen Talisman. Abenteuerliche Gedanken jagten sich in meinem Kopf. Ich dachte an das Manuskript und an die Bemerkung über die Garnison, die in dieser Halle stationiert war - zwölf tote Y'm-bhi-Sklaven und sechs lebende, aber teilweise entmaterialisierte Freie. Das war im Jahre 1545 — vor dreihundertdreißig Jahren ... Was war seither geschehen? Zamacona hatte Veränderung vorhergesagt ... Langsamem Verfall... Immer mehr Entmaterialisierung

. . . Schwächer und immer schwächer . . . War es mein Talisman, der sie in Schach hielt - ihr heiliges Tulu-Metall - und versuchten sie, es mir abzureißen, um mir dasselbe anzutun, was sie den anderen angetan hatten, die vor mir dagewesen waren? ... Mir wurde mit schauriger Deutlichkeit bewußt, daß all diese Spekulationen auf einem uneingeschränkten Glauben an die Zamacona-Handschrift beruhten - das durfte nicht sein - ich mußte mich zusammenreißen.

Doch es war wie verhext, denn jedesmal, wenn ich meine fünf Sinne zusammennehmen wollte, sah ich wieder etwas, was mich noch mehr entnervte. Diesmal, gerade als meine Willenskraft die schemenhaften Gegenstände ins Reich der Trugbilder verdrängen wollte, fiel das Licht meiner Taschenlampe auf zwei Dinge sehr verschiedener Art, zwei Dinge, die eindeutig der realen, rationalen Welt entstammten und mich dennoch dem Wahnsinn näherbrachten als alles, was ich bis dahin gesehen hatte, denn ich kannte sie und wußte, daß absolut keine vernünftige Erklärung dafür denkbar war, daß sie sich hier befanden. Es waren meine eigene Hacke und meine Schaufel, Seite an Seite, ordentlich an die blasphemisch behauene Wand dieser höllischen Krypta gelehnt. Gott im Himmel - und ich hatte mir etwas über junge Spaßvögel aus Binger vorgemacht!

Das war zuviel. Von da an verfiel ich endgültig der hypnotischen Kraft des Manuskripts und sahtatsächlich die halbdurchsichtigen Gestalten der Wesen, die mich zurückschoben und an mir zerrten, mich schoben und an mir zerrten - diese leprösen Ungeheuer aus grauer Vorzeit, denen noch ein Rest Menschenähnlichkeit anhaftete - die vollständigen Gestalten und die Gestalten, die auf grauenvolle, perverse Art unvollständig waren ... diese und noch andere schreckliche Wesen - jene vierfüßigen Chimären mit den Affengesichtern und dem vorspringendem Hörn... und bislang noch kein Laut in dieser salpeterverkrusteten unterirdischen Hölle ...

Doch dann kam ein Geräusch, ein Schlurfen, ein Tappen, ein stumpfes, sich näherndes Geräusch, das ohne Zweifel von einem Wesen herrührte, das ebenso handfest und stofflich sein mußte wie die Spitzhacke und die Schaufel, etwas, das ganz anders war als die Schatten, die mich umringten, das aber ebenso weit vom Leben entfernt war, vom Leben, wie man es auf der Oberfläche der guten alten Erde kannte. Mit den kläglichen Resten meines Verstandes versuchte ich, mich auf das vorzubereiten, was da kam, doch ich konnte mir kein Bild davon machen. Ich konnte mir nur immer wieder sagen: »Es kommt aus dem Schlund, aber es ist nichtentmaterialisiert.« Das Tappen wurde deutlicher, und die monotone Gleichmäßigkeit sagte mir, daß es sich um ein totes Ding handelte, das da im Dunkeln schlich. Und dann, oh Gott, sah ich es im Licht meiner Taschenlampe, sah es umrahmt wie einen Wächter in dem schmalen Gang zwischen den Nachtmahr-Bildern der Schlange Yig und des Kraken Tulu ...

Ich muß mich erst fassen, um hier anzudeuten, was ich sah, um zu erklären, warum ich Lampe und Tasche fallenließ und mit leeren Händen in die pechschwarze Finsternis floh, eingehüllt in barmherzige Bewußtlosigkeit, die erst verschwand, als die Sonne und das ferne Rufen aus dem Dorf mich weckten, als ich keuchend auf dem verfluchten Hügel lag. Ich weiß noch immer nicht, was mich wieder an die Erdoberfläche führte. Ich weiß nur, daß die Zuschauer in Binger mich wieder

auftauchen sahen, drei Stunden, nachdem ich verschwunden war, mich herauf taumeln und wie von einer Kugel getroffen zu Boden stürzen sahen. Keiner von ihnen wagte es, mir zu Hilfe zu kommen, aber sie wußten, daß ich in einem schlechten Zustand sein mußte, und so versuchten sie, mich zu wecken, indem sie im Chor schrien und ihre Revolver abfeuerten.

Sie hatten schließlich Erfolg damit, und als ich zu mir gekommen war, ließ ich mich fast den Abhang des Hügels hinunterrollen, so eilig hatte ich es, von dieser immer noch klaffenden, Schwarzen Öffnung wegzukommen. Meine Taschenlampe, meine Werkzeuge und die Tasche mit dem Manuskript waren unten geblieben, aber man wird verstehen, warum weder ich noch sonst jemand sie heraufholen wollte. Als ich ins Dorf gewankt kam, wagte ich niemandem zu sagen, was ich gesehen hatte. Ich stammelte nur zusammenhangloses Zeug über Reliefs und Statuen und Schlangen und zerrüttete Nerven, aber ich wurde nicht mehr ohnmächtig, bis irgend jemand erwähnte, daß der geisterhafte Wächter ungefähr zu der Zeit wieder aufgetaucht sei, als ich den halben Weg bis zum Dorf zurückgelegt hatte. Ich verließ Binger noch am selben Abend und bin nie mehr dort gewesen, aber wie ich höre, erscheinen die Geister dort immer noch wie gewohnt auf dem Hügel.

Aber ich habe mich entschlossen, hier nun endlich anzudeuten, was ich den Leuten von Binger an jenem schrecklichen Augustnachmittag nicht sagen wollte. Ich weiß nicht, wie ich es anstellen soll - und falls Sie hinterher meine Zurückhaltung für merkwürdig halten, sollten Sie daran denken, daß es zweierlei ist, ob man sich solch entsetzliche Dinge vorstellt oder sie mit eigenen Augen sieht. Ich sah sie. Ich denke, Sie werden sich erinnern, daß ich zu Beginn der Erzählung einen vielversprechenden jungen Mann namens Heaton erwähnte, der eines Tages im Jahre 1891 auf diesen Hügel ging und des Nachts als Dorfidiot wiederkam und acht Jahre lang von schrecklichen Dingen faselte und dann in einem epileptischen Anfall starb. Was er immer vor sich hin stöhnte, war: »Dieser Weiße — oh, Gott, was sie dem angetan haben ...«

Nun, ich sah dasselbe Ding, das der arme Heaton gesehen hatte, und ich sah es, nachdem ich das Manuskript gelesen hatte und deshalb mehr über seine Geschichte wußte als er. Das macht es noch schlimmer, denn ich weiß auch, was es bedeutet, was dort drunten noch alles brütet und schwärt und wartet. Ich sagte, das Ding sei mit mechanischen Schritten aus dem schmalen Gang auf mich zugekommen, und unter der Pforte, zwischen den schrecklichen Bildern von Yig und Tulu, wie ein Wächter stehengeblieben. Das war ganz natürlich und unausweichlich, denn das Ding war ein Wächter. Es war zur Strafe zum Wächter gemacht worden, und es war ganz tot - abgesehen davon, daß ihm Kopf, Arme, Unterschenkel und andere menschliche Körperteile fehlten. Ja, es war einmal ein Mensch gewesen, mehr noch, es war ein Weißer gewesen. Offenkundig war dieses Wesen, falls das Manuskript wirklich die Wahrheit enthielt, wovon ich überzeugt bin, für die circensischen Unterhaltungen im Amphitheater verwendet worden, bevor sein Leben vollständig ausgelöscht und durch automatische, von außen gesteuerte Impulse ersetzt worden war. In seine weiße und nur schütter behaarte Brust hatte man Buchstaben geritzt oder gebrannt - ich hatte mir nicht die Zeit genommen, sie genau anzusehen, sondern nur bemerkt, daß es sich

um umständliches, schlechtes Spanisch handelte, ein Spanisch, das vermuten ließ, die Sprache sei in ironischer Absicht von einem fremden Schreiber gebraucht worden, der weder mit dem Idiom noch mit den lateinischen Schriftzeichen wirklich vertraut war. Die Worte hatten gelautet: »Secuestrado a la voluntad de Xinaian en el cuerpo decapitado de Tlayub« - »Gefangen nach dem Willen von K'n-yan im enthaupteten Körper von T'la-yub.«